

KARL MORGENSTERN

(1770—1852)

**ELOQUENTIAE, LL. GR. ET LAT., ANTIQUITATUM, AESTHETICES
ET HISTORIAE LITTERARUM ATQUE ARTIS P. P. O. SIMULQUE
BIBLIOTHECAE ACADEMICAE PRAEFECTUS**

EIN KULTURHISTORISCHER VERSUCH

VON

WILHELM SÜSS

II. TEIL

(SEITE 161—330)

DORPAT 1929

K. Mattiesens Buchdruckerei Ant.-Ges., Tartu.

in Russland Professor geworden, es sind viele im Baltikum bekannte Namen darunter. Natürlich ist auch Franckes Anteil an ihrer Heranbildung nicht verschwiegen; wie heikel dessen Erwähnung für M. war und wie vornehm er sich dabei aus der Schwierigkeit zog, wird später, wenn wir von dem Philologen M. reden werden, zu skizzieren sein. Neues Wirksamkeit aber dauerte 1832 gerade erst ein Jahr. Nur zwei Namen seien genannt, die dem philologischen Seminar ganz besondere Ehre gemacht haben; zunächst der des nachmaligen Akademikers und Vaters der estnischen Philologie, Ferdinandi Joannis Wiedemanni, Hapsaliensis, gymn. ill. Mitaviensis nunc praeceptoris, variarum linguarum et veterum et recentiorum acri studio dediti. Mit welchem Recht ihn der anonyme Verfasser der Schrift „Die deutsche Univ. Dorpat“ Leipzig 1882, S. 85 speziell einen Schüler Franckes nennt, habe ich nicht feststellen können⁹⁵). Ein zweiter glänzender Name, der auf einem noch entfernteren Gebiet leuchten sollte, ist der des berühmten Astronomen F. G. W. Struve, der, philologi frater minor, 1793 in Altona geboren, schon 1810, also noch in der Zeit des alten Lehrer Instituts, eine goldene Medaille erhielt mit der Abhandlung *De studio criticae et grammaticae apud Alexandrinos*, dann zur Astronomie übergehend

95) Aus den Akten des philologischen Seminars teile ich über Wiedemann einiges mit, das in gewisser Modifikation auch für den Betrieb im ganzen gilt. W. war Mitglied 1824—1826, aufgenommen wurde er trotz verspäteter Meldung, da die Prüfung bei Morgenstern günstig ausfiel, ebenso die obligatorische bei dem Professor des Russischen *Perewoschtschikow*, der bei den auch weiterhin für die Seminaristen vorgeschriebenen russischen Studien gleichfalls Günstiges über W. vermeldet, bei vielen anderen Kandidaten aber grosse Schwächen feststellt. Abgesehen von einem einzigen Semester, wo er etwas nachgelassen zu haben scheint, berichten die Direktoren M. und Francke lobend über Wiedemann, der auch in einem Semester Senior ist, etwa so: „Zeichnete sich aus durch Anlage und Kenntnisse“. Arbeiten hat er teils bei M., teils bei Francke über folgende Themen eingereicht: *Quae studia referuntur ad humanitatem? De magistratibus Romanorum. De iure Romanorum. De quibusdam Romanorum poetis. Quaedam de historia poësis Romanae. De quibusdam veterum philosophis eorumque doctrina.* Die z. T. (bei W. übrigens besonders) recht weit gesteckten Themata zeigen, dass auch lateinische Bearbeitungen allgemeiner Gegenstände willkommen waren, für die sich die Seminaristen ohne spezielle persönliche Arbeit das Material aus den damals freilich viel spärlicheren und schwerer als jetzt zugänglichen literarischen Hilfsmitteln zusammenstellen konnten. Es sollte ja auch in erster Linie ein Lehrerinstitut, nicht eine Pflanzschule für künftige Forscher sein. Im übrigen ist M.s Bemühung die Philologen an das römische Recht heranzubringen charakteristisch.

schon seit 1813 als Professor den Grund zur Blüte dieses Faches in Dorpat legte. Schwerlich war die Universität schlecht beraten, als sie den schon erwähnten Bruder zum Historiker haben wollte, was an Klingers Halsstarrigkeit scheiterte, der sich (in einer übrigens noch durch Geldentwertung sehr schweren Zeit) nicht von der Ansicht abbringen liess, jener sei als philologischer Privatdozent nicht zum Historiker qualifiziert (Rieger, Klinger II, 601 ff). Die Folge davon war, dass das historische Katheder 16 Jahre vakant blieb. Erwähnt sei, dass die Mitglieder des Seminars sich statutengemäss zu einem zweijährigen methodischen Kursus, der sich auf Sprach- und Sachkenntnisse bezog, wie sie zum Verständnis der klassischen Werke der Griechen und Römer nötig waren, verstehen mussten und jährlich ein Stipendium von 400 Rubel B. A. bezogen, freilich dafür 6 Jahre lang für eine Verwendung im Dörptschen Lehrbezirk nach erreichter Prüfung zur Verfügung stehen mussten⁹⁶). Neben den beiden Direktoren wirkte bei dem Kursus der Vertreter der Philosophie und der der russischen Sprache und Literatur mit.

Neben Interpretationsübungen und stilistischen Praktika veranstaltete M. auch Disputationsübungen, wo über eingereichte Arbeiten der Mitglieder lateinisch disputiert wurde, und M. verzeichnet dann wohl mit Genugtuung Fälle in seinem Tagebuch, wo wenigstens ihm selbst das Latein flüssig und leicht von der Zunge gerollt war.

Bei den philologischen Vorlesungen unterschied M. wenigstens in der Ankündigung nicht zwischen Fachkollegien und solchen, die „für alle Fakultäten“ bestimmt waren. Prinzipiell sollten alle für alle sein, aber in der Praxis fanden sich eben doch zu manchen, etwa zu der Erklärung eines platonischen Dia-

96) Ähnlich war die Organisation des alten Lehrer Instituts, das (1805 mit 10 Seminaristen) gleichfalls einen zweijährigen Kursus und 300 R. Stipendium jährlich für die Teilnehmer vorsah. Ganz kurz erwähne ich, dass M. auch natürlich an dem „Professoren-Institut“ in Dorpat (1827—1838) mitwirkte, das geeigneten russischen Kandidaten in dem damit ausgezeichneten Dorpat die Vorbereitung zur akademischen Laufbahn in Russland, zunächst zu einem vertiefteren Studium im Ausland geben sollte, nach einem alten, Parrot in allen Grundzügen verdankten, aber erst spät verwirklichten Plan. Vgl. Bienemann, 327 ff und vor allem Schmid, Russ. Revue XIX (1881) 136 ff, wo auch über die altphilologischen Kandidaten dieses Unternehmens berichtet wird. Über Lehrerinstitut und Seminar in ihrer Bedeutung orientiert auch der offizielle „Rückblick auf die Wirksamkeit der U. D.“ aus dem Jubiläumsjahr 1866, S. 92 ff.

logs, nur die Philologen. Da war es ihm eine Freude, wenn er, nach Rücksprache mit seinen Hörern, die Erklärung lateinisch geben durfte, wobei die Vortragsprache oft von Tag zu Tag zwischen lateinisch und deutsch wechselte. Zu dem alten Bestand von Halle und Danzig (Cicero, Plato, Horaz, Lukian mit wechselnden Schriften) traten Theokrit und Pindar, dessen Gesänge er sehr gern und mit Erfolg erklärte. Quintilians 10. Buch hat er gleichfalls gern behandelt und damit antike Literaturgeschichte verknüpft, diese aber auch besonders gelegentlich vorgelesen. Ausserdem ist noch philologische Enzyklopädie, Mythologie der Griechen und Römer, ältere Universalgeschichte und Herodot von ihm angekündigt worden. In den lateinischen Stilübungen verwendete er gern Neulateiner, z. B. Ruhnkenius, Wyttenbach, Muretus, zur Rückübersetzung oder liess Arbeiten mit freigewählten Themen einreichen, über die dann lateinisch gesprochen wurde. Für sonstige Übungen verwendete er oft Jacobs, Poet. Blumenlese aus gr. Dichtern, Jena 1810, das seinen Bedürfnissen Ähnliches leistete, wie jetzt dem akademischen Lehrer des Proseminars Wilamowitzs griechisches Lesebuch.

Klagen, wie sie M. in jener Rede von 1816 erhebt, dass es nämlich nur in ungenügendem Mass gelang, alle Studierenden oder wenigstens den grösseren Teil von ihnen in die philologischen Vorlesungen als die beste fachliche und allgemeinmenschliche Vorbildung für alle hineinzubringen, erschallen zu jener Zeit überall. Die Gründe lagen auf der Hand. Je mehr die vierte Fakultät gleichberechtigt geworden war — ihre Gleichberechtigung war in Dorpat von Anfang an statutenmässig fixiert worden —, je mehr sie besonders in Philosophie und Philologie durch Männer wie Kant und Wolf im Gesamtbereich der Universität zu Ansehen gekommen war, je mehr die Disziplinen der Philosophie und der Altertumswissenschaft qualitativ und quantitativ ihren Betrieb vervollkommneten, umso mehr hörte die philosophische Fakultät auf, in den Augen der Studierenden ein vorbereitendes Obergymnasium zu sein. Der Stoff des Wissens war in allen Disziplinen weit über das aus den alten Autoren zu schöpfende Mass hinausgewachsen, vorbildliche Werke der schönen Literatur gab es nun in der modernen Literatur in nicht geringerem Mass als in der alten, die Bedeutung des Lateins als Medium internationaler Gelehrsamkeit und schriftstellerischer Mitteilung sank schnell. Uns erscheint heutzutage viel eher bei Morgensterns Bemühungen

in dieser Richtung, zumal in einem Lande, wo eine ausgeprägte humanistische Tradition in der Jugendbildung fehlte, nicht der von ihm selbst betonte Misserfolg, sondern der wider Erwarten grosse Erfolg bemerkenswert. Die meisten seiner Vorlesungen wurden von weit mehr Nichtphilologen als Philologen besucht: das gilt schon für die Interpretationskollegien, und erst recht natürlich von allen anderen; dass der Unterschied der beiden Gruppen übrigens nicht absolut war, sieht man an vielen Beispielen. Der schon erwähnte Fall der beiden Struve zeigt, dass der Übergang von hier aus zu einem anderen Fach leichter erfolgen konnte, als wohl sonst, und der Bibliothekar Anders hatte zwar, seiner Lieblingsneigung folgend, vor allem bei Morgenstern und Francke Humaniora gehört, daneben aber auf den Wunsch seines Vaters sich als Jurist inskribieren lassen, als solcher auch allerlei gehört und schliesslich ein Examen gemacht.

Fast von Anfang an liegt M. mit der medizinischen Fakultät in einem gewissen Kampf wegen des Lateins der Dissertationen und der lateinisch, nicht deutsch abzuhaltenden Doktordisputationen. Die Herren der Fakultät selbst mochten gute Gründe haben, es hier nicht allzu genau zu nehmen. Am 31. Jan. 1806 schreibt M. u. a. an Klinger (Konz. DCXXV): „So erwähnte ich neulich, halb im Scherz, die medizinische Fakultät hasse mich. Dies bezog sich auf meinen neulichen Antrag im Conseil, dass die medizinische Fakultät ersucht werden möchte, das Studium der lateinischen Sprache bei ihren Candidaten zu befördern, auf Veranlassung einer von den grössten Sprachfehlern (caussibus; necessarissimus u. s. w.) wimmelnden Dissertation. Denn als Prof. Eloquentiae sah ich die Erinnerung als zu meinem Beruf gehörig an. Doch in der folgenden Sitzung gabs schriftlich und mündlich eine Philippika der Mediziner gegen den wohlwollenden Erinnerer, die nur darum am Ende friedlich und der Sache angemessen endigte, weil ersterer, keine Person, nur die Sache berührend, den Besseren über seine Triebfeder wenigstens keinen Zweifel gelassen zu haben schien. Beneidenswert find' ich das Leben in Dorpat eben nicht: als palaestra schätze ichs“.

Ein besonderer, freilich recht peinlicher Fall, nämlich die immer mehr ruchbar werdenden Geschäfte der medizinischen Fakultät mit dem Dokortitel im Jahre 1816, wo freilich infolge Entwertung des Rubels die Einkünfte der Professoren sehr traurige waren und zu ewigen Lamentationen Anlass gaben, nahm

den Realisten der medizinischen Fakultät allen Wind aus den Segeln und führte den Eloquenzprofessor mit seinem ewigen *Ceterum censeo*⁹⁷⁾ zum Sieg. Eine Verschärfung der Forderungen

97) Über die Frage des Lateins und seiner Bedeutung bei der Vorbildung und den Examina aller Studierenden sind zahlreiche Vota von M. selbst, von Parrot, Ewers und Krause, besonders a. d. J. 1814, in M.s Papieren enthalten (s. bes. DCXXII). Der Raum gestattet nur ganz kurze Andeutungen. Ewers betont die spezielle Lage Russlands, die nicht nach deutschem Mass zu beurteilen sei. „Wir müssen jetzt der Jugend ein näheres Ziel stecken, um den Enkeln die Erreichung eines höheren vorzubereiten. Die Mittelstufe der literarischen Bildung lässt sich nicht überspringen.“ „Die ganze Organisation des öffentlichen Unterrichts in Russland zeigt, dass man die Philologie zu den literarischen Luxusartikeln rechnet, die kein verständiger Hausvater anschafft, solange er mit Nahrungssorgen kämpft. Ob eine solche Schätzung der Philologie die richtige sei, ist hier nicht zu untersuchen. Sobald ihr Studium erleichtert ist, stimme ich für höhere Forderungen.“ Immerhin will auch er der medizinischen Fakultät anheimgegeben wissen, künftig für einen richtigen lateinischen Ausdruck in den Probeschriften der Promovierenden zu sorgen.

Parrot beklagt mit anderen, darunter wohl allen hervorragenden Schulmännern, dass die altklassische Bildung in den Gymnasien des Landes zu wünschen übrig lasse. Selbst ehemals ein gründlicher Lateiner, hat er immer bei Visitationen streng darauf gehalten. Zweifelt aber, ob später Zwang auf der Universität noch viel hilft. Insbesondere ist für die Naturwissenschaften, bei aller Wertschätzung der klassischen Bildung, die nicht etwa auf dem Wert der Sprache als eines Mittels zur Mitteilung von Gedanken beruht, sondern auf anderen Einsichten, zumal in D., wo man wohl nie ein Grimma oder Schulpforta wird voraussetzen können, getrenntes Imperium anzuerkennen. „Denn die Auslegung des grossen Buches der Natur ist nicht minder geeignet die wissenschaftliche Bildung zu befördern, als die Auslegung der alten Klassiker.“ „Russlands Bedürfnisse für das Materielle des Wissens sind zu dringend, um sie der Glorie der Gelehrsamkeit aufzuopfern.“ Am Ende plädiert P. für Verstärkung des klassischen Unterrichts auf Gymnasien und Universitäten, ist jedoch gegen Zwang und Nötigung in Fällen solcher Kandidaten, die wirklich in ihrem Hauptfach etwas Tüchtiges leisten.

Krause, der Schalk, fordert von seinen Studierenden der Landwirtschaft, dass sie die *scriptores rei rusticae* lesen können, um *deductis deducendis* so manches als neu Angepriesene in seinem wirklichen Wert zu erkennen. Im ganzen, besonders in den hier nicht referierten Teilen, erkennt man mit einigem Erstaunen dasselbe Hin und Her, dieselben Stimmungen und Grundsätze, die die akademische Diskussion dieser leidigen Frage seit einem Jahrhundert beherrscht haben. Im allgemeinen war es eben auch damals kaum möglich, auf der Universität noch nachträglich nachzuholen, was früher auf diesem Gebiet versäumt war. Über die Lateinfrage vgl. auch den für den Schreiber bezeichnenden Brief Lievens an Parrot v. 11. IX. 17: „Gültige Gründe lasse ich mir gern gefallen, nicht aber ein trotziges Widerstreben gegen Befehle, denen ich sowohl als jeder Dienende sich unterwerfen müssen. Der Soldat und Untertan kennt und ver-

oder eigentlich eine strengere Handhabung der Statuten konnte für eine Weile dem von Klinger drohenden Unheil wehren, das freilich bald danach durch viel schlimmere Missbräuche der Juristen um so schrecklicher ausbrach und eine Gewaltkur, die Absetzung zweier Schuldigen und andere Massnahmen, nötig machte. Diese unwürdigen Vorgänge von Ende 1816 und Anfang 1817 fallen in die letzten Tage der Kuratel Klingers (Rieger II, 606 ff). Aber auch aus Gründen persönlicher Art scheint das Interesse der Mediziner am Latein in der folgenden Zeit mehr entwickelt worden zu sein, was z. T. auf Erdmanns⁹⁸⁾ Einfluss zurückge-

trägt kein „ich werde den Befehl nicht befolgen“. Eine solche Sprache hebt alle Ordnung auf und darf nicht geduldet werden. Das Opfer sei noch so schmerzlich, dass dieser oder jener Professor das Latein nicht geläufig zu sprechen verstehen, ist kein gültiger Grund und macht den Befehl weder unnütz noch schädlich“ u. s. w. Vgl. die Briefe des Fürsten K. Lieven, Balt. Monatschrift 37. Jahrgang XLII. Band (1895), 193.

98) Joh. Fr. Erdmann, in Wittenberg 1778 geboren, kam von Kasan, wo er 1815 die Rede de fructibus ex litterarum studio in rem publicam redundantibus fast wie ein Eloquentzprofessor gehalten hatte, 1817 nach D., wo er, abgesehen von einer Unterbrechung (1823—1827 Leibarzt des Königs von Sachsen), bis 1843 blieb. Als Emeritus in der Maingegend lebend, erscheint er mit einer Motivtafel als auswärtiger Gratulant bei M.s 50j. Doktorjubiläum. Gestorben ist er 1846. Er vertrat im Wechsel der Jahre eine bunte Fülle medizinischer Disziplinen, zunächst Physiologie, Therapie, Klinik, dann Materia medica, also Pharmakologie, und Geschichte der Medizin, so wie ja auch Deutsch Gynäkologie und Veterinärmedizin vereinigte, nicht ohne durch diese Kombination dem Witz mannigfache Nahrung zu geben. Erdmanns mir vorliegende Annales scholae clinicae medicae Dorpatensis annorum 1818—1820, Dorpat 1821 zeigen allerdings eine erstaunliche Fertigkeit eleganter Beherrschung des Lateins beim spröden klinischen Stoff. Die Einleitung handelt von der geographischen Lage und den Bewohnern Dorpats, wo er freilich das Embachtal eine collem abruptam, quae mons episcopalis (Domberg) vocatur, bilden lässt. Im übrigen liest sich die Darstellung sehr glatt. Z. B.: Incolitur D. nostrum praecipue a Germanis, Esthonibus et Rossis. Illi sunt partim nobiles, partim muneribus praefecti, partim mercatores, partim opifices. Numerantur tria et quod excurrit milia. Esthonum plebis maximam partem constituentium copia illorum paulo maior est. Ceterum utraque natio e pluribus saeculis inde mixta, matrimoniiis iuncta, eadem sacra tenens, nunc hac, nunc illa lingua utens in oppido ipso vix amplius discernitur. Stürpis Rossicae non nisi milites et mercatura aut manuum opera lucrum quaerentes hic reperiuntur; numerus eorum, qui sedem fixam in oppido habent, mille circiter aequat . . . ita ut multitudo in universum hodie octo milia superet . . . Nobiliores vitam satis lautam ab aerumnis liberam agere et aestivali tempore relicto oppido in agris degere solent. Mediae classis incolae nunc largo nunc tenui utuntur victu. Vulgus autem ignaviae et socordiae deditus magna ex parte angustiis premitur et inopia conflictatur; accedit, quod libidini et potui non

hen wird, der, als Arzt, Gelehrter und Weltmann gleich ausgezeichnet, mit M. befreundet war und als Dekan mit Würde den lateinischen Disputationen zu präsidieren wusste. Das Latein handhabte E. schriftlich und mündlich gleich gut. Mit Preller zusammen als Delegierter zum 200j. Jubiläum der Universität Helsingfors 1840 entsandt, wetteiferte er mit jenem bei dieser Gelegenheit in lateinischen Reden, und beide erregten damit stürmische Begeisterung⁹⁹).

Dagegen liess sich der Gynäkologe Deutsch (1804—31) aus triftigen Gründen nicht auf Opponieren bei lateinischen Doktorpromotionen ein, was in Verbindung mit seinem Namen zu zahlreichen studentischen Scherzen Anlass gab. Von dem klass. Philologen Neue sagt der sehr gut unterrichtete solide Gegenfüssler des geschwätzigem Bertram, Martreb (= Nicolai Ancke)¹⁰⁰): „Er sprach ein klassisches Latein mit bewunderungswürdiger Geläufigkeit. Morgenstern und V. Francke sprachen gleichfalls ein reines Latein, jedoch *uterque haesitabat*. Erdmanns Latein war sogar fließender als sein Deutsch, indessen brachten es schon die Themata mit sich, dass es nicht so rein sein konnte, wie das des gründlichen Philologen Neue“ (8).

Die allgemeinen lateinischen Kenntnisse der Studierenden können übrigens nach jetzigen Ansprüchen nicht gar so gering gewesen sein. M. hat öfters Studierende, die ohne ausreichendes Zeugnis ankamen, im Lateinischen geprüft und dabei Stellen aus Cicero pro Archia oder Ruhnkenius Elogium Hemsterhusii

pauci indulgeant. Es wird weiter über die Sanitätsverhältnisse und das Klima, über klinische Einrichtungen und Grundsätze gehandelt. Bei den meist armen Kranken der Klinik gibt es einen *victus tenuior*, einen *victus medius* und einen *victus firmior*. Im letzteren Fall gilt: *Ientaculum* sit pisces minores salsi vel butyrum cum pane; *prandium* conficiatur e carnis coctae vel assatae unciis sex et brassica vel ervis vel lentibus vel solani tuberibus; *coena* praeparetur e lacte coagulato, farina aut alica in pultis formam redactis vel tuberibus solani. Den Hauptinhalt bilden Krankengeschichten, die, wie die der hippokratischen Sammlung, auch dem Nichtmediziner manches kulturhistorisch Interessante vermitteln.

99) Auf diese Reise bezieht sich der von W. Stieda (Sitz.-Ber. der Gel. Estn. Ges. 1926, 88 f) veröffentlichte Brief Prellers an seine Frau von Reval, 28. Juni 1840.

100) Auch dieser pietätvolle Schüler Erdmanns ist ein „eleganter“ Mediziner und zeigt sich mit allen humanistischen Salben wohlversehen. Schon das Motto aus Cicero (*Audivi equidem ista de maioribus natu, sed nunquam sum adductus, ut crederem*) zeigt es, und das ganze Büchlein bestätigt es.

zur Rückübersetzung ins Lateinische diktiert. Man riskiert das heute höchstens noch bei Philologen. Die gleichen Klagen besagen nichts, wenn die Ansprüche verschieden sind.

Zum Gebrauch des Lateins fand M. auch ausserhalb des speziell akademischen Gebrauchs mannigfache Gelegenheit. Sein Korrespondenzbuch weist zahlreiche lateinische Briefe an ausländische Gelehrte und an Staatsleute, etwa den russ. Unterrichtsminister Grafen Sawadowsky, den livländischen Generalgouverneur Pautucci, auf, auch kleine lateinische Billets¹⁰¹⁾ an seine Dorpater Kollegen über ein Rendez-vous, Entschuldigungen wegen Wegbleibens, Konseilfragen u. ä. m. Bei durchreisenden Gelehrten war Latein häufig die Verständigungssprache, und in Fällen dieser Art versäumt M. nicht, die Komplimente in seinem Tagebuch zu notieren, die man ihm aus diesem Anlass gemacht hatte. Man denke an Wolf, der in Berlin mit dem französischen Generalintendanten Daru in der merkwürdigen Audienz, über die sein Biograph Körte II, 4 ff berichtet, Latein spricht. Höchst merkwürdig war Lebenspraxis und Theorie in dieser Hinsicht bei dem grossen lateinischen Stilisten Ruhnkenius zu Leyden (geb. 1723, gest. 1798). Seine deutsche Muttersprache hatte er verlernt, französisch und holländisch sprach er gleich schlecht, Latein wollte und konnte er im täglichen Umgang nicht sprechen, für den es ihm übrigens zu gut dünkte. Dass auf den deutschen Kathedern in deutscher Sprache vorgetragen wurde, erschien ihm höchst seltsam. Für derartige Zwecke und für die Publikation schien ihm Latein das

101) Wegen Nichtteilnahme an einer Sitzung entschuldigt er sich Nov. 1803 bei dem Rektor Balk in einem lat. Schreiben, äussert seine Ansicht über eine zur Verhandlung kommende Frage und fährt fort: *Sed tuum est agere, meum, quem, si parva licet componere magnis, natura et voluntas Attico similiorum fecit quam, Caesari aut Pompeio, suadere. Quae amico scripsi, excusabit Rector.* An Rektor Meyer schreibt er, nachdem er ohne Entschuldigung aus einer Konseilsitzung zu einer Musikaufführung entwichen war, als gerade das barbarisch stilisierte Schreiben des Kreisarztes Wilmer verlesen wurde, Dez. 1807: *Peccavi, pater optime, rector magnifice. Abii enim, excessi, evasi, crupi. Supplex stabam ad sellam curulem, meditans fugam At obmutui, tantum non omnis in lapidem mutatus monstrato capite horrendo Medusae, non Musae Wilmeriano. Aures quidem mox liquefactae cantibus ex Haendelii Messia ad musicam, quae Sirenis instar vocabat, invitabat, inducebat, pelliciebat miserrimum Lectorem.* Den bezeichnenden Namen Lector führte M. in dem „ephesinischen“ Kollegienzirkel. Man muss bedenken, dass er auch ein unermüdlicher Vorleser in Kollegenkreisen und auf den Edelsitzen Livlands und Estlands war, auch hierin ein Kulturträger.

Einzig, so wollte er geistig fortleben; die Beredsamkeit der Staaten, meinte er, sei durch das Schiessgewehr abgelöst worden, was aber einer zum unmittelbaren Lebensbedürfnis und zur Verständigung rede, sei gleichgültig und gehe niemanden etwas an. M. bespricht diesen merkwürdigen Fall eines Philologen, der die Sprache verlernt hat, öfters. Vgl. auch Körte, a. a. O. I, 318 f.

Weit fruchtbarer als zu der medizinischen Fakultät waren Morgensterns Eloquenzbeziehungen zur juristischen Fakultät, wobei übrigens auch hier die eigentliche Intimität erst in den späteren Jahrzehnten eingetreten zu sein scheint. Schliesslich gehörte der alte Herr fast als einer der Ihrigen zu den juristischen Zirkeln, nahm an den poetischen und lateinischen Festvorbereitungen der Studenten beratenden, freundlichen Anteil und bekam seinen Ehrenplatz an der Tafel. Das von der Juristenfakultät beim 50jährigen Doktorjubiläum überreichte Gratulationsdiplom, dessen Wortlaut wir in den Beilagen mitteilen, ist von meisterhafter Prägnanz in Form und Inhalt, geht übrigens geschickt auf M.s Eigenart ein. Der berühmte, M. intim befreundete Jurist Osenbrüggen ist der Verfasser, und ein zweiter „eleganter Jurist“, Otto, der „das Lateinische mit grosser Gewandtheit sprach“ (Die deutsche Univ. Dorpat p. 78) und Vertreter des römischen Rechts war (32—58) — Osenbrüggen vertrat in D. Kriminalrecht und Zivilprozess (43—51) —, hielt an M.s Jubiläum die lateinische Festrede neben dem Philologen Neue. Jene *tabula gratulatoria* konnte sich sogar auf eine juristische Jugendschrift des Gefeierten berufen: Über den Grund der Verbindlichkeit der Verträge. Schon 1790 von dem Studenten verfasst, wurde sie erst 1795 im deutschen Magazin S. 654 ff veröffentlicht. Sie steht durchaus auf naturrechtlicher Basis: „Moral und Naturrecht sind Zweige eines Stammes — des allgemeinen Rechts der Natur, welches alle innerlichen und äusserlichen Rechte und Verbindlichkeiten des Menschen begreift“, und ist von dem Verfasser, der hier nur mit der *ratio* operiert und von Philologie und Geschichte nichts ahnen lässt, später selbst als überholt empfunden worden.

Der tiefere Grund der Neigung Morgensterns zur Jurisprudenz liegt weder in naturrechtlichen noch in rechtshistorischen Interessen, sondern wieder in persönlichen Dingen. Er verrät ihn uns selbst an den Stellen, wo er auf die Vorteile juristischer Studien anlässlich der Vorbildung von Funk und Heyne zu sprechen kommt: Er sah in der Jurisprudenz eine Formenlehre des grossen Lebens der Völ-

ker und Staaten, also ein ähnliches Bildungsmittel wie Reisen, Gesellschaft und bedeutende Männer. Er ist nicht der Ansicht Lichtenbergs und Wolfs, dass die Stallfütterung, die *stabularia pabulatio*, für den Gelehrten die angemessenste geistige Ernährungsmethode ist. Mit besonderem Eifer hat er von Anfang an die Vorlesungen über römische Staats- und Privataltertümer ausgearbeitet, für die er nach Ausweis seiner Aufzeichnungen auch die juristische Literatur durcharbeitete und in denen er zahlreiche juristische Hörer hatte. Diese Tätigkeit hebt das Diplom der Juristen hervor. Sie blieb dem Emeritus unvergessen, der im Jus, wie ich glaube, letzten Endes auch wieder aus humanistischen Interessen, über die Gedanken der Aufklärung weg zu historischem Denken gelangt war und mit den an Savigny geschulten Juristen gute Freundschaft hielt, die wiederum ihrerseits die Bedeutung der *Humaniora* für die allgemeine Bildung sehr hoch einschätzten. Eine wohlverdiente Ehrung war es, dass ihm Osenbrüggen zum Jubiläum seine juristisch-philologische Ausgabe von Ciceros Rede pro Sexto Roscio Amerino widmete 1844; aus der, ebenso wie aus seiner schon 1841 erschienenen ähnlich angelegten Ausgabe der *Miloniana*, noch jetzt sehr viel zu lernen ist. O. kämpfte für etwas, was auch jetzt noch nur ganz unvollkommen erreicht ist¹⁰²⁾, für die Erweckung des Interesses am römischen Recht bei den Philologen. In der Vorrede zur *Miloniana* lesen wir u. a.: „Nur bittweise schien einigen Philologen ein Besitz daran zugestanden zu werden, und das *Interdictum de precario* war den Juristen zur Hand. Man sprach von einem juristischen Denken, hielt auch wohl die juristische Terminologie wie ein Gorgonenhaupt vor. Grimm blickt zwar oft dieses Haupt, ein hässliches Zerrbild, aber der Zauber ist zu bannen. Die Philologen liessen sich auf den Kampf nicht ein, sondern hielten sich auf anderen Gebieten ihrer Wissenschaft, und während philologische Meister¹⁰³⁾ einen attischen Prozess schrieben und über die *Bona Damnatorum* nach attischem Recht, blieb die Mehrzahl ganz unwissend im römischen Prozess und unbekannt mit dem römischen Gerichtswesen, wie die Kommentare zu

102) Für Ciceros Reden vgl. die Bemerkung von Norden, *Röm. Literatur* (Einl. in die Altertumswissenschaft I. 4³) 108.

103) Gemeint ist das später von Lipsius neu bearbeitete Buch von Meier und Schömann „Der attische Prozess“, 1824. Meier schrieb de *bonis damnatorum* 1819.

Ciceros Reden zur Genüge zeigen. . . Wenn es kein leerer Name ist, was sie mit Begeisterung auszusprechen pflegen, dass der Zweck der Philologie kein anderer sei als die Kenntnis des alttümlichen Lebens, der grossen Nationen, auf deren Bildung die der neuen Welt basiert ist, so folgt daraus, dass zur Erkenntnis des römischen Lebens die Kenntnis des römischen Rechts ein Hauptrequisit ist, denn „Rom ist die Welt des Rechts und der Gesetze“. . . . Meine Überzeugung ist, dass die Philologie, an deren Konsolidation noch so vieles fehlt, durch römisch-rechtliche Studien ihrer Jünger sehr gewinnen muss, und zu meinen wissenschaftlichen Lebensaufgaben gehört es, mitzuwirken für dieses Ziel. . .“.

Osenbrüggen wurde 1851 zusammen mit V. Hehn aus einem unbedeutenden Anlass — Korrespondenz mit einer Freundin des als Revolutionär berüchtigten Dichters Kinkel — plötzlich verhaftet. Von Petersburg aus schreibt er an M.: „Wunderbare Fügungen werden mich bald übers Meer nach Deutschland bringen. . . Ich gehe ruhig mit der Festigkeit eines Mannes der Zukunft entgegen. Gott hat mir eine schwere Zeit geschickt; es wird zu meinem Heile sein“. O. fand, nachdem man ihn als Ausländer über die Grenze abgeschoben hatte, in Zürich einen neuen befriedigenden Wirkungskreis. Von hier aus schreibt er an seinen „väterlichen Freund“ M. im März 1852 einen reizenden Brief, voll Sehnsucht nach dem Plauderstündchen an M.s gemütlichen Teetisch. Im übrigen aber blüht ihm jetzt in der von M. bereisten, beschriebenen, ja besungenen Schweiz „aus bitterer Wurzel das Heil auf“. Land und Leute, Studenten und Kollegen lassen sich wohl an. Gleichfalls ein politischer Flüchtling ist der Philolog Koechly. „Er hat wohl von allen hiesigen Dozenten den besten Vortrag.“ „Es ist mir immer ein Bedürfnis gewesen, mit älteren Leuten in Verbindung zu stehen, die ich verehren musste. Ein solcher Mann ist Hottinger.“ „Einen ausgezeichneten Philologen erhalten wir nächstens an Theodor Mommsen, der zwar in die juristische Fakultät eintreten wird, aber in seinen literarischen Arbeiten bekanntlich mehr als Philolog auftritt oder soll ich sagen als „eleganter Jurist“? Ich war auch einst so etwas von einem eleganten Juristen, aber so wenig, wie in Dorpat, so wenig kann ich hier bei der Beschaffenheit der Lehrfächer, die ich zu vertreten habe, der alten Neigung folgen.“ Es folgen weitere persönliche Bemerkungen über Kolle-

gen und den Regierungspräsidenten Escher, einen sehr gebildeten Juristen. „Unwillkürlich ziehe ich gewisse Parallelen, wenn ich mit H. Escher zusammenkomme.“ „Ihre kleinen Taufpaten gedeihen vortrefflich in der Bergluft.“ Intime Beziehungen freundschaftlicher Art bestanden nach Ausweis der umfangreichen Korrespondenz auch mit einem dritten Juristen, dem gelehrten Handschriftenforscher und Savignyschüler Clossius.

Weit wichtiger noch als diese juristisch orientierten Vorlesungen wurde eine Gruppe von Collegia, die der antiken und modernen Kunst galten. Hier traf die äussere Notwendigkeit des Lehrauftrags, der ja ausser Kunstgeschichte auch Ästhetik von M. verlangte, aufs glücklichste mit seiner Neigung und Begabung zusammen. Von Jugend auf, besonders als Student, hatte er nicht nur durch Anschauung von Kunstwerken, wo immer sie ihm entgegentraten, sondern auch durch eigene Praxis im Zeichnen und sogar Kupferstechen sich gebildet. Übrigens ist er auch auf diesem Gebiet, wie auf so vielen anderen, Wolf gegenüber durchaus selbständig, der die antike Kunst zwar in die Enzyklopädie der Altertumswissenschaft aufgenommen hat, persönlich aber zu ihr kein allzu intimes Verhältnis hatte. So las M. historisch über das ganze Gebiet der bildenden Kunst oder über einzelne Teile, wie Gemmen und Münzen, erläuterte die Bestände des von ihm zusammengebrachten Museums und trug theoretisch die philosophische Grundlegung des Gegenstandes vor; ausserdem war er, was grossen Anklang fand, darauf bedacht, seine Vorlesungen und Übungen, wo sich Gelegenheit dazu bot, durch Vorlegung von Anschauungsmaterial zu beleben und zu begründen.

Sehr gefesselt wurde durch seine Vorlesungen in den 20er Jahren sein späterer Mitarbeiter auf der Bibliothek Anders. „An seine Weitläufigkeit gewöhnte ich mich bald. Seine Gelehrsamkeit war gross, und dabei verstand er in seinem Vortrag so viel Neues und mit so viel Geschmack vorzubringen und durch Vorzeigen grosser archäologischer Kupferwerke anschaulich zu machen, dass ich durch ihn für das klassische Altertum begeistert ward.“ Sehr ins Gewicht fällt hier auch das Urteil Mercklins, der nach Preller und Stephani 1851 sein Nachfolger wurde, nachdem er sich schon 1841 als Privatdozent für klassische Philologie habilitiert hatte. Er hatte M.s akademische Lehrerstimme 1836 „nur noch eben verhallen gehört“, konnte aber aus noch lebendiger Tradi-

tion folgendes berichten: „Unter seinen Vorträgen nahmen die über Ästhetik, Kunstgeschichte und Theorie der bildenden Künste, namentlich der Malerei, das Interesse auch der Nichtphilologen in Anspruch, und seine fruchtbare, überall mit klassischen Beispielen aus der Literatur und bildenden Kunst und womöglich durch die Anschauung lehrende Methode hat auch in weiteren Kreisen den Sinn für das Schöne geweckt und gebildet. Ebenso erinnern sich noch manche seiner Zuhörer der Begeisterung, mit welcher er ihnen Platos unsterbliche Dialoge oder Pindars schwungreiche Siegeslieder oder Horatius lebenskluge Satiren erklärte“.

Viktor Hehn bezog 1830 die Universität Dorpat, um bei M. und Neue Philologie zu studieren. Anscheinend sind Äußerungen von ihm über diese seine Lehrer nicht bekannt. So kann man höchstens mit einiger Wahrscheinlichkeit vermuten, dass M. ihm, dem Italienkenner und Goetheverehrer, als Persönlichkeit einiges mit auf den Weg gegeben hat.

Seine Vorlesungen über „Ästhetik“ hielt M. zuerst nach Snell, arbeitete dann aber einen eigenen Grundriss¹⁰⁴⁾ aus, der stichwortartig und bibliographisch angelegt ist. Zunächst wird ein „ursprüngliches“ Interesse des reinmenschlichen Geistes am Wahren, Guten und Schönen behauptet. Der echte *φιλόσοφος* sowohl *φιλαλήθης* als *φιλάγαθος* und *φιλόκαλος*. Philosophie des Wahren, Guten, Schönen. Ästhetik: Philosophie des Schönen, der Begriff der Sache, die Geschichte der darauf bezüglichen Bemühungen von den Sophisten bis auf die französischen, englischen, deutschen Theoretiker. Bei der angewandten Ästhetik skizziert M. ausser der bildenden Kunst auch die Poetik, die Musik¹⁰⁵⁾, den Tanz, die Rhetorik, Stilistik und Deklamation, die Schauspielkunst, den Gartenbau¹⁰⁶⁾ und die Baukunst. Hier

104) Grundriss einer Einleitung zur Aesthetik. Dorpat 1815.

105) Auch dieser stand er nicht nur rezeptiv geniessend nah, sondern er hatte sich in Danzig im Gitarrespiel geübt und in eigenen Kompositionen versucht.

106) Man sieht, dass Morgensterns Gartenanlagen in Danzig und Dorpat nicht zufällige Liebhabereien darstellen, sondern in seiner Ästhetik wohlverankert sind. Gartenanlagen gelten jener Zeit als Betätigungen künstlerischen Geschmacks. In Wörlitz, Weimar, Gotha und an anderen Orten besichtigt M. Parkanlagen ganz wie Gebilde der Kunst. Die Bedeutung des Gartenbaus für die Kunsttheorie und den Geschmack jener Zeit ersieht man z. B. aus dem Aufsatz „Die Erweckung der Gotik in der deutschen Kunst des späten 18. Jahrh.“ (Repertorium der Kunstwissenschaft 49 (1928), 75 ff.) von Neumeyer.

konnte er ja fast überall auf das anregendste plaudern durch Beherrschung der gesamten Literatur, durch persönliche Bekanntschaft mit Virtuosen und Künstlern aller Art und aller Nationen und durch persönliche, auf eigenen Versuchen beruhende Erfahrungen. Man wird im übrigen seine Verdienste auf dem Gebiet der künstlerischen Erziehung, abgesehen von unermüdlicher Bearbeitung des Publikums gerade durch Artikel dieser Art, in einer dreifachen Richtung suchen müssen. Erstens war es durch die von ihm begründete Tradition zur Selbstverständlichkeit geworden, dass der Lehrstuhl der klassischen Philologie oder, nach der von ihm endlich erreichten Teilung seines Amtes in zwei Professuren, der eine der beiden, der von ihm selbst versehene, in engster Fühlung mit der Archäologie blieb. Das beweist schon die Liste der Morgensternschen Diadochen, unter denen viele reine Archäologen sind: Preller (38—43), Stephani (46—50), Mercklin (51—64), Schwabe (64—72), Petersen (73—79), Löscheke (79—90), Malmberg (90—07), Felsberg (07—18). Zweitens traten diese Interessen M.s in engste Verbindung und fruchtbarste Wechselwirkung mit den archäologischen Forschungen russischer und baltischer Gelehrter und Reisender und mit der Tätigkeit der in Russland wirkenden deutschen Archäologen. An den Funden in Südrussland bezeugte er auch literarisch seine lebhafteste Anteilnahme; mit Köhler in Petersburg ist er, wie wir schon sahen und wie die erhaltenen sehr zahlreichen Briefe K.s an M. beweisen, eng befreundet — einmal, als dieser geneigt ist, seine Stellung aufzugeben, was dann aber nicht zur Ausführung kommt, regt er selbst den Gedanken einer Nachfolge Morgensterns in seinen Funktionen an der Akademie und Eremitage an —, mit dem Balten Stackelberg, dem archäologischen Reisenden, wenigstens gut bekannt¹⁰⁷). In diesem Zusammenhang hat er Eingang in die *History of classical scholarship* gefunden, in der Sandys III 390

107) Dass M. auf Stackelberg vor dessen südlichen Reisen Einfluss gewann, also 1805/06, als dieser sich in der Heimat aufhielt, um auf den Wunsch seiner Mutter in Moskau zu studieren, hebt Mercklin 24 hervor, der ihn sogar zu M.s Freunden rechnet. In derselben Richtung geht das sehr gewichtige Zeugnis Gerhards in seinem Nachruf (*Hyperboreisch-röm. Stud. für Arch. II* 299); der mir allein zugängliche Auszug des Nachrufs im *Inland* 1853 p. 183 enthält eine Bemerkung dieser Art. Man bedenke, dass M. damals völlig erfüllt war von dem Plan seiner italienischen Reise. In den Jahren 1815/16 notiert M. kurz Begegnungen mit St., Spuren von intimerem Gedankenaustausch der beiden habe ich nicht gefunden.

zwischen den erwähnten Männern, zu denen noch Graef kommt, kurz sagt: while M. of Halle was awakening an interest in Greek art at Dorpat. Mir ist nicht zweifelhaft, dass er, wenn überhaupt, so an anderer Stelle der Geschichte der Philologie, nämlich bei der Geschichte des philologischen Unterrichts und des Humanismus, hier aber eine weit eingehendere Betrachtung verdient.

Drittens kommt in Betracht die Gründung des Kunstmuseums, das ihm Dorpat neben vielen anderen Vermächtnissen noch heute dankt. Ebenso wie bei der Bibliothek, so wusste er auch hier seine überallhin reichenden Beziehungen für Neuerwerbungen, zum Teil zu sehr vorteilhaftem Preis, nutzbar zu machen. Über das finanziell Mögliche gingen freilich die Ansichten des Direktors, der, besonders auf Reisen, zugriff, wo er etwas gefunden zu haben glaubte, und die der Aufsichtsbehörde recht weit auseinander, bei manchem Kauf, den M. freudestrahlend in seinem Reisetagebuch zunächst als gelungen bezeichnet, steht dann am Rand verzeichnet: Wieder rückgängig gemacht. Auch aus Riegers Klingerbiographie ersieht man (II, 582), wie der Kurator sich bewogen fühlte, energisch gegen die Kauflust des reisenden Professors bei dem Rektor Einspruch zu erheben. Der normale Etat betrug 1803 — 1300 Rubel¹⁰⁸⁾, oder, da Vergleichen hier mehr sagen, etwa ebensoviel wie für das naturhistorische, zoologische und mineralogische Kabinett, etwa das Gehalt eines ausserordentlichen Dorpater Professors jener Zeit. M. hat der Denkschrift „Die kaiserl. Univ. D. 25 Jahre nach ihrer Gründung 1828“ einen offiziellen Bericht über das Museum der Kunst beigegeben. Man sieht, dass der Bestand durch Stiftungen und Gelegenheitskäufe eine gewisse Zufälligkeit aufwies und auch ägyptische und ethnographische Kuriositäten enthielt, letztere durch Geschenke des mit M. befreundeten Weltumseglers Admiral Krusenstern. Im ganzen war besonders die Kupferstichsammlung (496 gebundene Werke neben über 1800 einzelnen Blättern) hervorragend, gut im Stand die Münzsammlung und Daktyliothek, recht bescheiden aber noch die Sammlung der Gipsabgüsse. Alle die genannten Nachfolger haben sich um die Vermehrung der Schätze verdient gemacht, die dann durch die Evakuierung der meisten Bücher und der kostbarsten Gegenstände im Krieg einen

108) Als Grundstock waren 9000 Rubel (= 4 Jahresgehälter eines ordentlichen Professors der ersten Zeit) dotiert worden.

nur schwer wieder auszugleichenden Verlust erlitten haben. Ich verweise auf die Bemerkungen Schwabes in „Dorpat vor 50 Jahren“, wonach um 70 herum die jährlichen Mittel, die Schw. reichlich bemessen nennt, 700 Rbl. betrug, also bei weitem nicht mehr nach der Geldentwertung der napoleonischen Kriege die Höhe der allerersten Zeit erreicht hatten. Schwabe, der die Überführung in die jetzigen Räume durchsetzte und diesen den pompejanischen Wandschmuck — Spassvögel sprachten von einem 5. pompejanischen Stil — gab, erzählt auch (a. a. O. 36) u. a., wie die von ihm beschafften mykenischen Burglöwen zunächst vor der Ankunft ein kaltes Bad im Peipussee nahmen.

Der engen Verbindung mit Kunst und Künstlern zu allen Zeiten seines Lebens verdankt M. es, dass seine Züge durch zahlreiche Künstler und in verschiedenen Epochen seines Lebensalters aufbewahrt wurden. Es gibt von ihm zwei Pastellbildnisse von Daniel Caffé aus M.s Hallescher Zeit, in Öl gemalt hat ihn 1789 Franz Gareis, dann 1809 sein Freund Gerhard v. Kügelgen (hierüber vgl. Hasse, das Leben G.s v. K. 180, wiedergegeben bei Leo v. K., Gerh. v. K. p. 111), gezeichnet und lithographiert ist er zweimal erhalten, einmal von Kriehuber Wien 1828 (wiedergegeben vor Mercklins Gedächtnisrede), dann von Eduard Hau 1838, Steindruck von Schlater. Derselbe Hau hat ihn auch im gleichen Jahr in Öl gemalt, und schliesslich hat den 80jährigen Timoleon von Neff gemalt. Als Archäolog und verdienter Museumsleiter nahm er endlich Anteil an der im Zusammenhang mit der 1838 gegründeten Gelehrten Estnischen Gesellschaft geförderten Ausgrabungs- und Sammeltätigkeit auf dem Gebiet heimischer Archäologie. Der hier überaus rührige Kruse hat ihm zum 50j. Doktorjubiläum Band I seiner Russischen Altertümer gewidmet.

7. Der akademische Geschäftsmann.

Mit dem Göttinger Heyne hat M. neben manchem anderen gemeinsam das Zersplitternde einer vielseitigen Tätigkeit im Dienste der Universität, das ruhiges, ausgereiftes Schaffen nicht gestattete. Was Heyne einmal an Herder schrieb (am 16. Jan. 1786, zitiert bei Leo, Heyne, Festschrift der Ges. der Wissenschaften zu Göttingen, 1901, S. 224, 2): „Für mich ist alles desultorisch; ich fahre bloss so durch das Leben dahin, von einem zum andern. Indessen es ist mein durch meine Lage deutlich genug bestimmtes Loos, und so müssen alle anderen Betrachtun-

gen schweigen“, das hat M. in ähnlicher Form oft von sich bekennen müssen. Trotz der Häufigkeit dieser Äusserungen wäre es grundfalsch und auch letzten Endes nicht in seinem Sinne, von diesen Geschäften nur unter dem Gesichtspunkt der Störung einer eigentlich vorgesetzten Lebensaufgabe zu reden.

In der lebhaften und aufopferungsvollen Beteiligung an den öffentlichen Geschäften sieht M. niemals Pflichten des Amtes, an das der Gehaltsempfänger durch äussere Not gekettet ist, sondern eine Betätigung des Weltmanns, der, äusserlich und innerlich unabhängig, sein Amt auch zur Verfügung stellen kann, wie er selbst es auch bei der Frage der italienischen Reise einmal glaubte tun zu müssen, wenn nämlich seine wichtigsten persönlichen Interessen damit in Konflikt kommen, der jedenfalls aber das natürliche Verlangen hat, über Schreibtisch und Auditorium hinaus an der äusseren Gestaltung der Dinge mitzuwirken¹⁰⁹). Ohne ein solches Leben scheint ihm sogar eine wirkliche Erkenntnis der alten Welt unmöglich. In der Abwehr einer Verunglimpfung, die Gibbon, der Historiker Roms, erfahren hatte, sagt er in der Rede auf Joh. Müller 1804 (p. 14): „Als ob ein solcher Mann nicht einer unabhängigen Lage bedurft hätte, um mit Musse forschen und komponieren, und äusserer Verhältnisse des Mannes von Stande, um mit Personen auch der höheren Klassen leben, den Ton der feineren Gesellschaft in seinem Werke sicherer treffen und über Staatssachen der Vergangenheit verständiger urteilen zu können“. Es ist mir zweifellos, dass seine Beziehungen zur juristischen Fakultät psychologisch dieser Quelle entstammen. Ja es war ihm manchmal zweifelhaft, ob nicht dieses Wirken für die Öffentlichkeit nutzbringender und nach Lage der Dinge angemessener für ihn sei als seine Lehrtätigkeit, so wie er auch sich damit gelegentlich über das ihn stets peinigende Gefühl beruhigte, als philologischer Forscher und Schriftsteller nicht so viel ausgegeben zu haben, als man ehemals wohl von ihm erwartete. Man höre folgende Äusserung: *Parrot sagte einmal, er sehe seinen Beruf als Mitglied der Schulkommission für wichtiger an als seine Professur. So sage ich: Ich sehe meinen Beruf als erster Bibliothekar von Dorpat für wich-*

109) Morgenstern erwähnt in der Rede auf Jaesche auch dessen treue Teilnahme an der Universitätsverwaltung, jedoch mit dem Zusatz: „wiewohl letztere, aufrichtig gesagt, nie seine Liebhaberei war“. M. war Dekan 1803, 1810, 1814, 1818, 1820 und 1821.

tiger an. Was konnt' ich hier als Professor der Philologie leisten? Ausser dem Unterricht für die wenigen, meist dürftig vorbereiteten höchstens ein paar gute Ausgaben und Erläuterungsschriften alter Schriftsteller liefern. Aber als erster Bibliothekar der Universität schuf ich ihr eine ausgewählte Bibliothek in allen Fächern, wirkte durch die Wahl der Bücher zum Teil auf die Kultur des Ortes, wo ich lebte . . . (DXXXVI, 97). An anderen Stellen tröstet er sich über den nie zur Ausführung gekommenen Lieblingsplan seiner Jugend, eine grosse Ausgabe des platonischen Staates mit Handschriftenvergleichen und eingehender Erklärung zu schaffen, eben mit seiner Arbeit für die Bibliothek, auf die er mit Recht stolz sein durfte und bei der seine Verdienste immer von allen Seiten anerkannt wurden. Die Verwaltung der Bibliothek behielt er denn auch noch lange nach seiner Emeritur bis zum 1. Juni 39 bei, hätte sie gern auch noch weiter geführt. Ursprünglich wollte er möglichst alles allein machen und drang auf das *εἰς κοίτην ἔστω* auch dem Vizebibliothekar gegenüber, dem Historiker Pöschmann, der sich das für gewöhnlich bei seiner etwas ungerегelten Art gern gefallen liess, aber manchmal, wenn er selbst sich, unorientiert, bei Fremden Blößen gegeben hatte, aufbegehrte. Später scheint M., mehr als Geist über den Wassern schwebend, die Hauptarbeit an Anders abgetreten zu haben.

Nachdem derselbe von 26 an auf der Bibliothek tätig war, erfreute er sich des besonderen Wohlwollens Morgensterns. Seine Äusserungen sind als Quelle von Interesse. Man muss dabei natürlich an den schon älter gewordenen M. denken. „Mündliche Verhandlung mit ihm scheute jeder Professor wegen Morgensterns Weitläufigkeit . . . Neue Einrichtungen mit ihm vorher zu besprechen, führte zu nichts, wenn er sie aber unerwartet vorfand und billigte, sagte ich ihm, ich hätte sie in seinem Geiste ausgeführt, was er dann gern hörte.“ Dass manche sich mit dem umständlichen, feierlichen und altmodischen Herrn gelegentlich einen Scherz erlaubten, ist selbstverständlich. So schlug zur hellen Empörung des Direktors, dessen ganzer Stolz die Statuen waren, mit denen er nach antiker Sitte die Bibliothek geschmückt hatte, der Kanzlist Leibnitz bei einer Besprechung mit dem Kurator Lieven wegen Beschaffung neuen Raumes vor, die „Puppen“ hinauszubringen, grün anzustreichen und auf dem Dom aufzustellen.

Übrigens umschwebte selbst dieses subalterne Haupt eine klassische Aureole, insofern sein Träger als junger Bursche in Weimar von dem Geheimrat Goethe einmal eine mörderische Ohrfeige bekommen hatte, und L.s Ausspruch über das rasch umschlagende Dorpater Wetter: „Lieber gar kein Wetter, als so ein Wetter“ fand bei der Professorenschaft rasch Aufnahme unter die geflügelten Worte.

Die Weitläufigkeit Morgensterns nach Möglichkeit unschädlich zu machen, ist für den Rektor bei kaiserlichen Besuchen offenbar immer ein besonderes Problem gewesen. Übrigens wusste M. bei solchen Gelegenheiten geschickt Wünsche der Universität (und Anregungen zu neuen Professuren anzubringen. Wir fühlen mit ihm den tiefen Schmerz, wenn er durch die Kürze der Zeit oder zu späte Benachrichtigung verhindert wurde, eine durchreisende Grossfürstin über den Dom zu führen. „Als Bibliotheksdirektor wusste er sich im Falle der Not energisch zu nehmen“¹¹⁰). Hier haben wir Zeugnisse für M.s Tätigkeit aus einer Zeit, wo er aus Gründen, die später im Zusammenhang zu entwickeln sind, in einer gewissen Distanz zum Leben der Universität steht, ein halb ehrwürdiger, halb komischer Zeuge der grossen Zeit des Anfangs. Dieser Prozess der Mumifizierung ist bei ihm verhältnismässig früh eingetreten. Ich weiss nicht, ob jemand bei Würdigung der besonderen Lage ihn deswegen schelten wird. Jedenfalls muss, wer seine Art in ihrer akademisch-geschäftsmässigen Auswirkung würdigen will, die Jahre der Klingerschen Kuratel, also die Zeit 1802—1817 wählen, wo die Tiraden seiner Weitläufigkeit wirklich klangen und wo seine pathetisch-oratorische Art den Dingen des Alltags Glanz verlieh und den Geschäften der werdenden Universität historisches Relief gab, wo er in Sachen der Würde unerbittlich das Prestige wahrte, im Persönlichen zugleich geschickt unter den streitsüchtigen Parteien vermittelte. Hier gab es viel zu tun. Denn mit Recht berichtet der selbst freilich höchst unverträgliche Balk an Doppelmair, dessen Briefnachlass offenbar nach seinem Tode in die M.sche Sammlung gekommen ist: „Hört der Krieg von aussen auf, so

110) Über die Bibliothek berichtet M. selbst S. 20 ff in dem schon mehrfach erwähnten Foliowerk v. J. 1827 „Die kaiserliche Universität Dorpat“, insoweit der Bestand nach Fächern und Handschriften, sowie wertvolle Geschenke, äussere Organisation und Lokalitäten in Betracht kamen.

beginnt der innere. Dies ist leider auch bei uns der Fall“ 8. X. 03. Oder: „Ehe nicht irgendein honettes Erdbeben oder Orkan unter uns ausbricht, wird's nicht anders — und alle Phänomene deuten auf die nahe Explosion hin“ 6. XII. 03.

So sehen wir denn, wie M. zwischen Balk und seinen medizinischen Kollegen vermittelt, oder wie er mit feierlicher Deklamation das Kopfschütteln der Nachwelt anlässlich der ewigen Stänkeereien des boshaften Querulanten Horn (1804—10, Prof. der Kirchengeschichte) beschwört. Nach Rieger II, 598 waren die Erfahrungen mit Horn wesentlich für Klinger der Anlass, sich mehr und mehr von der Universität zurückzuziehen. Horns Personalakten in Verbindung mit den entsprechenden Teilen der Gesamtakten zeigen das Bild eines unablässig die Glieder der Universität und die mit der Entscheidung der Bagatellsachen betrauten Instanzen verklagenden Störenfrieds. Einmal gesteht er selbst, die Übersicht über seine vielen Prozesse verloren zu haben und durch Kollegvorbereitung an der ordnungsgemässen Durchführung verhindert zu sein ¹¹¹⁾.

Viel schwieriger und aufregender war die Aufgabe, Freund Parrot einigermaßen aus den Situationen herauszubringen, in die dieser sich selbst durch seine Herrscherlaune verstrickt hatte.

Parrot kann zwar gelegentlich schmollen wie ein Weib, aber bei anderer Gelegenheit auch wieder in heroischem Pathos alles aufs Spiel setzen. Ich lese in dem M.schen Manuskriptenband DCXXII ein Votum von P. vom 1. XI. 1806, das schliesst: „Ich schliesse mit der Forderung um Aufrechterhaltung meines

111) Der lustige Balk wendet auf den streitsüchtigen Kirchenvater einmal in einem Votum den Spruch aus seinem „Lieblingsdichter“ Horaz an

Iam satis terris nivis atque dirae
grandinis misit pater.

Bei der Absetzung Horns spielte noch der nicht weiter verfolgte und etwas unklare Vorwurf einer procreatio abortus oder eines aborticidium eine gewisse Rolle. Für die Entstehung eines solchen Gerüchtes gibt freilich H. eine ganz harmlose Erklärung. In einer von F. A. Wolf seinerzeit geistvoll interpretierten Stelle der aristotelischen Politik, die er nicht versäumt ausführlich darzulegen, sei er auf das Problem der Abtreibung gestossen, über dessen technische Möglichkeit er sich bei dem anatomischen Kollegen Cichorius, der bei Spassvögeln wohl auch Zechorius hiess, erkundigt habe. Dieser, ein melancholisch-alkoholischer Menschenfeind, habe mit Berufung auf das medizinische Amtsgeheimnis die Auskunft verweigert und um so mehr ein persönliches Interesse des Fragers vermutet, als er, Horn, aus Ironie, nicht im Ernst, ein solches Interesse zuge-

Rechts als gegenwärtiges Mitglied des Tribunals und mit der unwiderrufflichen Erklärung, dass, wenn mir dieses Recht gewei-gert wird, ich weder Befehle noch Verweise noch Depeschen von irgendeiner Art aus dem Tribunal annehmen, noch weniger ih-nen nachkommen oder gar je einer Sitzung dieses Gerichts bei-wohnen werde. — Es sei Krieg, wenn man denn durchaus Krieg haben will. Ich stehe am Rubikon. Parrot“. Der Streit war entstanden im Anschluss an die Behandlung einer Duellangele-genheit mit tödlichem Ausgang. Wir werden gleich sehen, wie M. die Wendungen des Hitzkopfs pariert. Wie bezeichnend ist es, dass M. — und ähnlich übrigens öfters Parrot — an vielen Stellen seiner Vota betont, für die Nachkommen, die nicht wissen, woyon die Rede ist und die dies Blatt im Archiv lesen werden, stehe hier folgende Erinnerung u. s. w.! Teile aus jenem Votum vom 11. Nov. 1806 hat schon Bienemann veröffentlicht (337). Auch hier ist von der Nachwelt die Rede, die die ungeheueren Schwierigkei-ten der ersten Zeit erkennen werde, „deren wir Kollegen unter-einander wenigstens ebenso viele schufen, als äussere Umstände uns in den Weg warfen“. Das Votum bringt zunächst in einem nicht bei B. mitgeteilten Absatz die entschiedene Zurückweisung einiger Parrotschen Andeutungen von Kabale u. s. w., wagt sogar in diesem Zusammenhang ein: Quis ferat Gracchos de seditione querentes? und fordert für jeden das unbedingte Recht, ohne Missdeutung seiner Überzeugung Ausdruck verleihen zu dürfen. „Doch wem sage ich das? Wir alle wissen's, wenn wir ruhig sind. Wir vergessen's in leidenschaftlicher Stimmung. Dieser

geben habe. Nachdem H. noch an zwei weiteren Stellen in Russland ge-scheitert und über die Grenze abgeschoben war, belästigte er abermals die Universität von Deutschland aus, frecherweise u. a. behauptend, seine Ent-lassung sei auf die Umtriebe einiger Leute zurückzuführen, deren Töchtern er die Cour gemacht habe, ohne sie, wie erwartet wurde, zu heiraten. In Krauses Personalakten findet sich ein von diesem zu seiner Rechtfertigung gegen Horn hübsch ausgearbeiteter, angeblich historisch getreuer Dialog, ein Bildchen aus einer alten Konseilsitzung. Horn beschwert sich da, manchmal von dem Rektor zur Ruhe vermahnt, bei dem Universitätsbaumeister K. im Privatgespräch über die Faulheit der Bauarbeiter, K. meint, die armen Schlucker mit ihren paar Kopeken Lohn könnten nicht eine so heftige Gestikulation entwickeln, wie die Braten, Wein u. s. w. konjugierenden und deklinierenden Professoren. Im weiteren Verlauf der Debatte bot sich für H. ein Anlass, gegen K. wegen Beleidigung zu kla-gen, dasselbe Schicksal hatte der vermittelnde Rektor. Im Unterschied zu an-deren ähnlichen Bagatellsachen gelang es den Kollegen, in diesem Fall die Sache niederzuschlagen.

sind gerade die am meisten unterworfen, die am wärmsten für das Ganze fühlen, die es am herzlichsten meinen mit der guten Sache.“ Hieran schliesst sich das Bienemannsche Exzerpt, eine ausgezeichnete, wohlabgewogene Entschuldigung und Rechtfertigung des in seinem gerechten Selbstgefühl gekränkten Freundes. Den Schluss glaube ich um seiner charakteristischen Art willen noch einmal abdrucken zu dürfen: „Fehlte aber doch das schönste Gut bei kollegialischer Tätigkeit nicht länger: Zutrauen für Selbstaufopferung, gegenseitige Dankbarkeit für gemeinschaftliches Verdienst, mit dem Andersdenkenden Friede, mit Gleichfühlenden Freundschaft. Doch letztere wenigstens fehlte nicht ganz. Auch diesen Zug der Lage (der Professoren Dorpats müssen die Nachkommen¹¹²⁾ wissen. Sehr verschieden in ihrer Ansicht, wie auch die diesmaligen Verhandlungen beweisen, und offen, was sie für Wahrheit halten, sich rücksichtslos sagend, blieben mehr als ein Paar in der Hauptsache unwandelbar Freunde im wahren Sinne des Worts. Drum sage ich trotz allen Mängeln unserer Lage gewiss nicht allein: So gut wie in Dorpat wird's Kollegen doch nicht auf allen Universitäten“. Andere Vota betreffen die Geschäftsordnung der Sitzungen, die Frage des Fernbleibens, der Diskretion, der Strafen für Verfehlungen dieser Art. I. a. hält M. den Amtseid für ausreichend und ist, wie immer, auf hohes Niveau bedacht und allem an das Subalterne Streifenden abgeneigt. „Ich schweige von den Frauen und Kindern, die vom Männergespräch über dergl. doch so oft etwas mitgehört haben und trotz diesem § noch oft mit anhören werden. . . Vor Prozessen über Klatschereien aber bewahre uns lieber Herre Gott.“ Köstlich ist es, wenn M. eine lange Klage über entsetzlichen Zeitverlust durch endlose Sitzungen, die die Lehrer der Universität von ihrem eigentlichen Zweck abziehen, so abschliesst, dass er, der als Statutenmacher sich vorwerfen musste, selbst vieles derart verschuldet zu haben, mit Horaz (Ep. II, 1, 219) ausruft:

Multa quidem nobis facimus mala saepe poëtae,
Ut vineta egomet caedam mea.

112) Der Präsident des Tribunals, Balk, meint übrigens in seinem Votum zu dieser Berufung auf die Nachwelt: „Ob dies Urteil eben sehr ehrenvoll für uns ausfallen, ob man nicht viele von uns einer Anmassung und eines starken logischen Egoismus beschuldigen werde — darüber mag das Gefühl eines jeden von uns entscheiden“. Logischer Egoismus ist in der Tat ein ausgezeichneter Ausdruck. Darf man es nicht mit „Rechthaberei“ übersetzen?

Persönliche Angelegenheiten werden diskret, aber doch mit umständlicher Feierlichkeit vorgetragen. Heutzutage müsste jemand auf die Heiterkeit nicht nur besonders boshafter Kollegen gefasst sein, wenn er, wie M. am 19. Februar 1806 an das Konseil, in einem offiziellen Schriftstück begründend schriebe: „weil etwas Unvermeidliches in meinem Schicksal, das mit der Universität nichts zu schaffen hat, meinem Wesen eine Erschütterung gab, der ich mit Mühe nicht unterlag, ob es gleich Jahre lang an Ruhe und Kräften nagte“. Die Quelle dieser Schmerzen lag ja nicht in Geldesnot oder Familienschicksal, sondern in einer anderen, heutzutage aktenmässig wohl kaum mehr verwendbaren Richtung. Man fragt gewiss, ob diese Art der Behandlung nicht doch bei nüchternen, oder wenigstens bei den auf der Gegenseite stehenden Persönlichkeiten angegriffen oder belächelt wurde. Dabei ist zunächst zu bemerken, dass sie bei Parrot, Krause, Jaesche u. a. in nur veränderter Nuance wiederkehrt. In einem Fall stichelte allerdings der Mathematiker Pfaff auf den „auf Reisen befindlichen Professoren der Beredsamkeit“ und riet in einem sehr langen Votum zu genauerer Prüfung, „ehe man sich auf philosophischen Gemeinplätzen herumtummelt“. Lorenz Ewers, der einzige Orthodoxe der theologischen Fakultät, wurde nämlich von seinen aufgeklärten, menschlich ungemein schwierigen Fakultätskollegen in allen Geschäftsangelegenheiten mit so schnöder Übergehung und Zurücksetzung behandelt, dass er schliesslich die Flucht in das Konseil antrat, wobei der rührend gutmütige Mann übrigens noch von allen über eine ganz schlichte Genugtuung hinausgehenden Massnahmen nichts wissen wollte. „Die theologische Fakultät hat nach meiner Überzeugung die Rechte eines ihrer Mitglieder, eines öffentlichen Lehrers der Universität, gekränkt, des gänzlichen Mangels an zarter Schonung eines so würdigen, gelehrten und durch Charaktergüte und Reinheit ungemein seltenen Greises . . . zu geschweigen“, so und in ähnlichen Deklamationen erging sich M. in seinem Votum vom 15. Jan. 1808. Pfaff hielt sich an den Abwesenden, aber die Ausführungen Parrots und Krauses zur Sache sind durchaus gleichartig, und selbst der milde Jaesche zeichnet mit Indignation den hier einmal gegen die Orthodoxie angewandten, darum aber nicht minder verabscheuenswerten, alle Geistesfreiheit vernichtenden Despotismus. Er malt sich die Situation aus, in die er selbst einmal etwa als antiquierter kantianischer Kritizist gegenüber einem

unduldsamen, hochnäsigen, neu berufenen Schellingianer geraten könnte.

Doch, um nicht noch mehr alte Hefen aufzurühren, folge nur noch eine Probe.

Der Jurist Koechy, später übrigens wegen des berüchtigten Handels mit juristischen Doktorpromotionen abgesetzt, beklagt sich am 29. III. 07 wegen Unbill, die ihm durch Einquartierung durchziehender Truppen widerfahren sei, und behauptet, als Professor das Recht der Einquartierungsfreiheit unter allen Umständen zu besitzen. Die Darstellung der anscheinend nicht sehr schlimmen Vorfälle ist teils burschikos, teils den russischen Soldaten und dem Dienstpersonal gegenüber verächtlich gehalten. Sein Diener war von einer „verfluchten Bestie“ angeblich u. a. „Racker“ und „Wurstmacher“ genannt worden. Seine Unmöglichkeit die Gesellschaft zu bewirten legt er dem Konseil durch den Satz dar: „Da ich kein Weib, keine Köchin und auch keine Mätresse habe, sondern bloss meinen Bedienten Christian Reinhardt und einen alten, nicht vom Fleck zu bringenden abgelebten Hauskerl, mithin auch keine Haushaltung und keine Speisewirtschaft habe . . .“ Köstlich ist es zu sehen, wie M., an dem Koechy kurz vorher in der Dörptschen Zeitung unter dem Vorgeben, Druckfehler¹¹³⁾ in den bedeutsamen Publikationen des hochwohlgeborenen Eloquenzprofessors zu berichtigen, seinen sehr schalen Witz gerieben hatte, alle Register der Moral und der Rhetorik zieht, um die Würde des Berufs zu schützen. „Für alles hat die Gerechtigkeit bestimmte Grenzen gezogen, auch für kollegialische Verhältnisse.“ Von K.s Votum meint er, nun auch wieder seinerseits übertreibend: „Es ist der Geist und die

113) Druckfehler spielen in den literarischen Erzeugnissen der ersten Dörptschen Universitätszeit oft eine fatale Rolle. Der Botaniker Ledebour (1811—1838) z. B. präsentierte sich in dem Lektionskatalog einmal als equus statt als eques. M. hielt es für geraten, den *Observationes criticae* seines Schülers Kühlstedt den Vermerk vorzusetzen: *Si quid forte tamen in maculis abstergendis vel mea vel auctoris culpa praetermissum est, quod haud ignoramus quam facile fieri potuerit in re tenui agenda ab operis parum exercitatis atque in urbe, quae alia potius omnia quam huius modi scriptiones prelis suis subiectas unquam vidit, aequos certe arbitros haud inique id laturos non modo spero, sed etiam confido.* Auch druckte Herr Grenzius, der auch noch die Dörptsche Zeitung herausgab, für schreib- und drucklustige Professoren, wie M., nicht rasch genug, wörtlich im Konseil bewegliche Klagen erschallen (vgl. z. B. Akten v. 16. Mai 1813).

Sprache der eines Menschen unwürdigen Menschenverachtung, die sich darin wohlgefällt, sogar in offiziellen Schriften überall von Menschen als von Tieren zu reden u. s. w. u. s. w.; es ist der Geist und die Sprache des rohesten Egoismus bei einem alles Gefühls entblösten, erbarmungslosen Gemüt Ich schweige von der Arroganz, dem Hohn, dem unselig kältesten Raffinement mitten unter den Explosionen des Affekts“. Bezeichnend übrigens, dass die Kollegen alle ähnlich votierten und die von dem Rektor Meyer dem Konseil vorgeschlagene Entschliessung den Satz enthielt: „Könnten Äusserungen wie diese jemals als Beweise von der Denk- und Handlungsart unseres Korps angesehen werden, so dürfte gänzliche Auflösung desselben die gelindeste Massregel sein, welche wir von der Schonung unseres Monarchen erwarten können“. Leute von Morgensterns Neigung, alle Dinge auf die Höhe der loci communes hinaufzuheben, würden heutzutage zum Schrecken eines jeden auf rasche Abwicklung seiner Geschäfte bedachten Gremiums werden. Man muss bei seinen Kollegen jedoch eine ganz andere Denkart voraussetzen, und bei einer sich erst allmählich bildenden Tradition akademischer Tätigkeit und professoraler Lebensführung in dem kleinen Städtchen wird man die Dinge etwas anders beurteilen. Auch hier, wie überall, tritt bei M. die literarische Fundierung ans Licht. Er scheut sich nicht, seinen Kollegen lange Exzerpte aus den Schriften von Brandes und Meiners über akademische Verhältnisse vorzusetzen, was auch für die ziemlich bunt aus aller Herrn Ländern zusammengewehten Begründer akademischer Sitte und Gewohnheit seinen Wert gehabt haben mag.

Durch eine glückliche Fügung, wenn man will, wiederum aus literarisch begründeten Bedingungen heraus, gelangte M. Jahre hindurch zu einem weit über das Gewicht eines einzelnen mit Stimme und Ansehen begabten Mitgliedes hinaus reichenden Einfluss: durch die Tatsache, dass der Kaiser auf Parrots Rat nach Abstreifung der ritterschaftlichen Kuratel Klinger zum Kurator machte, also einen deutschen, nach Russland verschlagenen Dichter. Die Beziehungen Klingers zu Morgenstern sind in der ausgezeichneten Klingerbiographie von Rieger so reichlich erörtert worden, dass ich, zumal es sich um eine überall leicht zugängliche Darstellung handelt, von einer Wiederholung des dort Gesagten Abstand nehmen kann. Der Verfasser hat sich, wie schon Bienemann bei seinem Parrot zu beobachten Gelegen-

heit fand, geradezu erstaunlich auch in die auf Dorpat bezüglichen Teile seiner Aufgabe eingearbeitet, ja eingelebt. Was er über Morgensterns Persönlichkeit und Rolle in Verbindung mit Klinger sagt, wird man, auch auf Grund der Lektüre der Tagebücher, mit ganz geringen, nicht das Wesentliche berührenden Korrekturen gelten lassen können. Rieger hatte einen besonderen Grund sich mit M. zu beschäftigen, da er dessen (übrigens jetzt in der Dorpater Univ.-Bibl. leider nicht mehr vorhandene) Vorarbeiten zu einer Klingerbiographie benutzen konnte. M.s wiederholte Mahnung, Klinger möge doch sein Leben beschreiben, war leider fruchtlos geblieben. Er selbst schreibt (5. III. 15) darüber an M. einmal: „Mein Freund Goethe konnte dies, er hat mit dem Leben ein Spiel getrieben und stellte es uns so plastisch dar, wie es ihm erschienen ist. Die Wirkung der Erscheinungen auf mich war anderer Art, ich habe sie bekämpft, ich glaube sogar, sie besiegt zu haben; aber warum diese Stürme in andern erwecken?“ Übrigens fällt hier auf, dass M. gerade dieselbe Ansicht von Goethes spielerischem Verhältnis zum Leben, das er fast wie einen poetischen Vorwurf sich anzusehen gewöhnt habe, häufig äussert. Auch mag es mit dieser Empfindung zusammenhängen, dass M. in Klingers Romanen im Unterschied zu denen Goethes und Wielands kämpfende, männliche Charaktere fand und wertschätzte. Nach Klingers Tod sah alles in M. den berufenen Biographen. Verband er doch mit intimer persönlicher Kenntnis die gründlichste Belesenheit in seinen Schriften, über die er sich häufig mit dem Autor ausgesprochen hatte, und konnte er doch über Klingers Kuratel, wie sonst wohl niemand, berichten. Aber er kam nicht über jene Vorstudien hinaus, so sehr auch Parrot drängte, den der Plan, wie er M. schrieb, übrigens mehr um des Biographen willen interessierte. Denn nach anfangs sehr vertrauensvollem Briefwechsel zwischen P. und K. war bald zwischen beiden eine kühlere Stimmung herrschend geworden. Wenn freilich Parrot über Klingers Despotismus klagte, „ich hätte beinahe gesagt Roheit“, und, wie er an M. schrieb, mit Bedacht für ihn die Grabschrift wählte

Ingenio magnus,
probitate maior,
vir priscus,

wobei man *priscus* getrost im Sinne von „streng, beinahe rauh“ interpretieren dürfe, so hätte der lebende Klinger wohl mit reich-

lichen Gegenerinnerungen an Parrots Adresse dienen können. M. wendet in seinen tagebuchartigen Aufzeichnungen gelegentlich das horazische *irasci celer, tamen ut placabilis esset* auf Klinger an, berichtet auch Szenen dieser Art aus Klingers Haus, wo er selbst ein gern gesehener Gast und beliebter Plauderer war, Vorkommnisse, die die geschickte Hausfrau rasch zu liquidieren verstand. Diese, eine Russin¹¹⁴⁾, mit der der Gatte und die Gäste französisch sprachen, hat auch, so gut es ging, zu vermitteln gesucht, als es anlässlich der von M. projektierten italienischen Reise zu einem schweren Konflikt zwischen Kurator und Professor gekommen war. Wir stellen in den Beilagen über diese tragikomische Angelegenheit einiges Material zusammen. Nach M.s Rückkehr liess man beiderseits das Vergangene vergangen sein, der Verkehr nahm sogar von nun an unverkennbar an selbstverständlicher Herzlichkeit trotz grosser Verschiedenheit der Charaktere zu.

Klingers Beziehungen¹¹⁵⁾ zu M. beruhen zum allergeringsten Teil auf den unmittelbaren Anlässen, die die Eloquenzprofessur bot, also etwa auf den ihr obliegenden Berichten über den allgemeinen Zustand der Universität. Hier ist charakteristisch, dass M. es ablehnt, über die Frequenz der Kollegien und über nicht zustande gekommene Vorlesungen zu berichten. Derartiges hat, so meint er, oft ganz zufällige Gründe, und mancher ist ein bedeutender Gelehrter oder geschickter Geschäftsmann, ohne zugleich ein erfolgreicher Lehrer zu sein. Kl. besteht denn auch nicht weiter darauf, hofft aber dringend, bei seinen Besuchen in D. nicht auf Professoren ohne Frequenz zu stossen; in diesem Fall stellt er allerdings Weiterungen in Aussicht. Schon am 10. IV. 03 schreibt Kl. an Parrot: „Grüssen Sie Herrn M. und sagen Sie ihm, dass ich ihn recht gut verstehe und vollkommen erkenne: *Salutem Mercuriali et forti viro*“ (Rieger III, 253). Für ihn war es ein besonderer Fund, dass sich unter den an die junge Universität berufenen Professoren ein so überaus belesener, mit allen schöngeistigen und weltmännischen Salben wohl ausgestatteter Bibliothekar fand, der ihm über Neuerscheinungen aller Art,

114) Über ihre edle, aber des Schleiers bedürftige Abkunft vgl. Rieger II, 143.

115) Die von Rieger im dritten Band seiner Biographie getroffene Auswahl aus den Briefen Kl.s an M. ist sehr reichlich bemessen. Vielleicht hätten die M.schen Konzepte, die nur ganz spärlich herangezogen sind, mehr verwendet werden können. Einiges dieser Art habe ich bei Gelegenheit angeführt.

Platouübersetzungen, deutsche Klassiker, antike Literatur u. s. w. schnelle Orientierung geben konnte. Überdies zeigte M. gerade für Klingers poetisches Schaffen das grösste Interesse, wovon er ja auch als akademischer Festredner gelegentlich Zeugnis ablegte. Mancherlei hat er im persönlichen Umgang darüber erfahren. Mir fällt folgende Notiz auf: *Entstehung des Plimplamplasko: Hier (in Gotha) im Schauspielhaus trat einer zu ihm heran mit einer roten Weste und ledernen Beinkleidern und sagte: Ich bin der Kaufmann. Kl. wollte gerade nach Eisenach (einer Liebschaft halber). Kfm. ritt mit. Als er dort spät zu Hause kam, ging jener im Zimmer umher. „Haben Sie Ihre Keuschheit noch?“, fragte er mit sehr bedeutender Miene. „Haben Sie die Ihrige noch?“ erwiderte Kl. Am Ende drohte Kl., jenen zum Fenster heraus zu werfen. Vor demselben Kfm. lagen Goethe, Herder, Wieland zu Füssen, so beredt sprach er. Gegen ihn ist Kl.s Satire Pl. geschrieben in einigen Stunden.* (DXCIV, 78). M. W. ist diese Anbahnung des Verkehrs der beiden sonst unbezeugt. Kaufmann ist bekanntlich derjenige, der an Stelle des Titels „Der Wirrwarr“, den der Autor gewählt hatte, die Umbenennung „Sturm und Drang“ vorschlug, er hat also dieses Schlagwort in die Kulturgeschichte eingeführt. Klinger gab seinen Klatschereien die Hauptschuld an der Verschlechterung seiner Beziehungen zu Goethe, wie er selbst in dem langen Brief an Goethe v. 8. Mai 1814 (publ. von Morgenstern in den Verh. der Darmst. Phil. Vers. 1845, dann bei Rieger III p 160 ff) andeutet. Über das Kraftgenie Kaufmann, den Gottesspürhund und Schwindelapostel, der als frommer Herrnhuter starb, vgl. die Studie von H. Düntzer (Raumers Hist. Taschenbuch X (1859), 107 ff). Über den Plimplamplasko Rieger I, 347 ff. Dass Klinger selbst seine Autorschaft M. gegenüber bestätigt, ist von hohem Interesse.

M. war Klinger auch behilflich bei Veranstaltung der Gesamtausgabe seiner Schriften im ersten Jahrzehnt des Jahrhunderts. So hat er sich der delikatsten, im Grunde undankbaren Aufgabe unterzogen, von den Zwillingen, die in zweierlei Gestalt vorlagen, einer älteren, derberen, frischeren Urausgabe v. J. 1775 und einer nicht nur sprachlich, sondern auch dramatisch stark umgearbeiteten Fassung, die in der „Auswahl“ 1793 ans Licht getreten war, die abschliessende, auf eklektischer Vermittlung beider Texte beruhende Textgestaltung für die Gesamtausgabe herzustellen.

Bei der Lektüre der älteren Klingerschen Schriften studierte M. auch sonst mit Interesse die Spuren des Sturm und Drang, auch wohl Sprachfehler, „Sommersprossen im hübschen Gesicht“. Er war überhaupt gewohnt auf Sprachrichtigkeit zu achten; sein alter Lehrer Funk nicht nur, auch Wolf war auf dem Gebiet der deutschen Sprachrichtigkeit sogar literarisch tätig gewesen, sein anderer akademischer Lehrer Eberhard ist nicht nur als Philosoph, sondern auch als deutscher Synonymiker schriftstellerisch bekannt; durch sein ganzes Leben hindurch achtete M. in den gelesenen Büchern auf ungewöhnliche Ausdrücke, auf *ἀπαξ εἰρημένα*, strich sie an und füllte seine Tagebücher mit derartigen Zusammenstellungen. Offenbar beabsichtigte er damit Materialsammlungen, da er hierbei kritische Bemerkungen über Richtigkeit oder Unrichtigkeit nicht beizufügen pflegte. Bei Kl.s Stil missfiel ihm die rücksichtslose Darstellung des Natürlichen nicht. Er sei eben — im Gegensatz zu Wieland — ganz Mann. Klinger selbst sah offenbar in M. nicht ungern einen Interpreten seiner Werke. Als Sommer 1810 der Rektor Jördens für sein Lexikon deutscher Dichter und Prosaisten von Klinger einen Lebensabriss wünschte und zugleich den Wunsch aussprach, M. möchte eine Charakteristik seiner Werke liefern, übermittelte Kl. (Brief CXVI bei Rieger III) M. diese Bitte, ihm im übrigen die Antwort überlassend. Es ist dieser von grossem Vertrauen zeugende Schritt sogar die erste Anbahnung des alten Verhältnisses nach dem Bruch. Damit kamen M.s Bemühungen in etwas schnelleren Gang, aber geliefert hat auch er Jördens nichts. Ich kenne nur die Publikationen in den Dörptschen Beitr. III S 180—195 und 196—205, sowie die in Merckels Zeitung für Lit. und Kunst 1811 № 27, 28, 29¹¹⁶⁾. Rieger, hier gewiss der kompetenteste Beurteiler, der die mir nicht bekannten Manuskripte, von denen jene Publikationen nur einen Auszug darstellen, einsehen konnte, spricht seine Ansicht darüber folgendermassen aus: „Es war Schade darum, dass die liebevollste und am gründlichsten eingehende Studie, die ihren Eindruck auf das Publikum nicht verfehlt hätte, auf diese Art ohne Wirkung verhallte . . . Der Ton

116) Für Klingers Andenken war M. auch auf der Darmstädter Philologenversammlung 1845 tätig, indem er dort neben einigen Erläuterungen den Brief Goethes an Kl. 8. Mai 14 und das oben erwähnte Antwortschreiben Klingers vorlegte. Er fügte noch Wolfs Brief an ihn selbst wegen der Berufung Wolfs nach Charkow hinzu.

ist etwas breit, aber nicht allzu panegyrisch, und bei aller durch das dienstliche Verhältnis gebotenen Zurückhaltung fehlt es nicht an gesunder Kritik; mit früheren Beurteilungen, soweit sie es durch ihre Bedeutung verdienen, setzt sich der Verfasser auseinander und benutzt sie zum Teil; sein eignes Verständnis ist aller Ehren wert, wenn es auch nicht ganz in die Tiefe geht“ (512).

Um zu den Fragen der Universitätspolitik überzugehen, so gehörte Kl. ganz offensichtlich zu jenen Naturen, die sich Vertrauten gegenüber bei Gelegenheit kräftig ausschimpfen müssen. Die Aufgabe dieser Vertrauten ist dann, nachdem sie als Kugelfang gedient haben, gewisse Dinge auf sich beruhen zu lassen, anderes aber in diplomatischer Form als Anregung von oben weiterzuleiten. Diese Gaben besass M. im Unterschied zu Parrot, der für solche Aufgaben selbst eine viel zu eigenwillige Natur war, in reichstem Mass. Daher wird er weit mehr als Parrot im Laufe der Jahre zum Mittler zwischen Kurator und Universität. Man wird an vielen Stellen der Konseilprotokolle die Formel finden, dass M. vorträgt, er habe Grund anzunehmen, dass . . . oder vorzuschlagen, dass . . ., wo dann gewöhnlich die Unterstützung durch Parrot und Krause nicht fehlt. So z. B. in der schon erwähnten Frage der Besetzung der historischen Professur mit dem Philologen Struve, wo es gilt, den Bogen gegenüber Kl. nicht zu überspannen (Konseilprotokolle v. 13. Okt. 1813).

Ferner lässt sich beobachten, wie M. im Laufe der Zeit die Gabe gewinnt, bei drohenden Gewittern scheinbare oder wirkliche Massnahmen anzuregen, an denen sich wenigstens zum Teil die Wut (des Kurators brechen konnte. So z. B. in dem schon erwähnten Fall des Gebrauchs der lateinischen Sprache durch die Mediziner bei Disputationen und Dissertationen.

Kl. war, wie Goethe bei der Nachricht von seinem Tod zu dem Kanzler Müller sagte, „ein treuer, fester, derber Kerl, wie keiner“, damit aber zugleich oft ein Polterer. Eine Kleinigkeit, die aber ein gewisses Licht wirft auf manche Seiten des Universitätslebens, erwähne ich hier umsomehr, als ich hoffe, die Sache etwas klären zu können. Rieger fand in dem Briefwechsel von Kl. und M. Spuren davon, dass M. im Juli 1805 in Petersburg einen Zornesausbruch des Kurators „über einen für uns rätselhaften Zeitungsartikel“ auszuhalten hatte, wobei sich Kl. nachträglich wegen seiner Heftigkeit entschuldigte (Rieger II, 578; III,

84). Dieses Rätsel löst sich durch eine Randnotiz M.s in seinem mit schmerzlichen Ergüssen angefüllten Manuskript DCXXV, wo dem in der Frage der italienischen Reise so wenig entgegenkommenden Freund u. a. auch vorgerechnet wird, dass M. ihn in einer bestimmten Sache geschützt hat: Kl. war ausser sich über einen Artikel der Hamb. Ztg., wo dem Publikum mitgeteilt war, der Kaiser habe sich dem Kurator gegenüber gnädig über die Dörptsche Universität geäussert. *Das ist der Parrot, der den Artikel veranlasst hat, rief Kl. Er hatte es allerdings, worüber ich jedoch schwieg.* Es muss sich also um einen jener Artikel handeln, die Parrot durch den Korrespondenten der Universität Doppelmair in deutsche Zeitungen, besonders in die Allg. Lit. Ztg. und die Hamb. Ztg., zu Propagandazwecken einrücken liess. In Doppelmairs Briefnachlass (Morgensterns Manuskripte CCCLII) sind die Entwürfe zu lesen, darunter einer vom 25. Juni 1805, wo es u. a. heisst: „Der General Klinger hat kürzlich diese Universität besucht und soll von dem Zustand derselben den vorteilhaftesten Bericht an S. K. M. abgestattet haben. Man schliesst es besonders aus einer äusserst teilnehmenden Unterhaltung des Monarchen mit dem General Klinger bei einem Diner, zu welchem dieser eingeladen worden war. Auch sagte man hier allgemein, dass dieser vortreffliche Kurator um eine Gehaltserhöhung von 500 R. für jeden Professor, als Entschädigung für den Mangel an freien Quartieren, angehalten habe und sie gewiss erhalten werde“. In demselben Ton sind andere Artikel gehalten. Die Absicht liegt nur allzusehr zu Tage, die Plumpheit dieser Diplomatie überrascht allerdings bei einem Parrot. Dass Kl., in dem man vielleicht in der Regierungssphäre den Spiritus regens dieser Indiskretionen sehen konnte und dem doch nur auf dem Umweg über das Ausland etwas suggeriert werden oder mindestens das Rückgrat gestärkt werden sollte, empört war, sagt man sich leicht. Immerhin erscheint sein Ausdruck (Brief an M. bei Rieger III a. a. O.): „Meinen Charakter kann ich um nichts in der Welt abschlichten lassen und mich als einen faden erbärmlichen Menschen dem Publika präsentiert sehen. So verkannt bin ich noch nie worden u. s. w.“ reichlich stark. Im Konseil hatte man im Sept. 1805 laut Protokoll Veranlassung, feierlichst von zwei Artikeln abzurücken, die im Hamb. unpol. Korrespondenten Nr. 134 und Nr. 138 erschienen waren und mir unbekannt sind; die Massnahme geht natürlich auf jene Erfahrung M.s zurück.

Niemand wird billigerweise in Klinger dem Kurator den unverfälschten Dichter des Sturm und Drang erwarten dürfen oder sich wundern, dass er sein Amt nicht im Stile seiner Romanhelden geführt hat. Die gereizte Schilderung, die Burdach, der Anatom, in seiner Selbstbiographie von dem verruchten, zum diensttuenden General erstarrten Dichterkurator gegeben hat, ist offenbar ungerecht und durch unangenehme Erfahrungen veranlasst, die der Verfasser mit einer nicht rechtmässig angemeldeten und genehmigten medizinischen Gesellschaft gemacht hatte. Aber bei aller Würdigung der Schwierigkeiten, die Kl. als landfremder Kurator einer im Stil deutscher akademischer Freiheit sich gestaltenden Universität bei seinen Vorgesetzten finden mochte, überrascht doch die Heftigkeit, mit der er grosse und kleine Disziplinarfälle, auch in Briefen an Vertraute, aufnimmt. Morgenstern, nach Anlage und persönlicher Erfahrung doch weit mehr als Kl. allem burschikosen Treiben fremd, wird nicht müde, immer und immer wieder in Schreiben an Kl., an den ausländischen Korrespondenten, in den *Votis* über Disziplinarangelegenheiten an die Universität u. s. w. hervorzuheben (z. B. *Konseilprotokoll* vom 31. III. 16; derselbe Gedanke sehr oft), dass der Ton der Studierenden in D. im Durchschnitt weit anständiger und gesitteter sei als an deutschen Hochschulen. Weder der Typus des Renommisten noch der des Stützers tritt unangenehm hervor. Diese Tatsache bestätigen nach M. auch alle durchreisenden Fremden. In der Tat mochte, wer in Giessen durch nächtliches Gebrüll aus dem Schlaf gescheucht worden war oder in Halle und Jena sich an dem rauhen Burschenton gestossen hatte, in D. wenig Anlass zur Klage finden. Kl. will aber von solchen Vergleichen nichts hören, und allerdings mahnt auch M. mit anderen in Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse Russlands zur Vorsicht.

Von diesen verschiedenen Disziplinarfällen hat kaum einer mehr Staub aufgewirbelt, als der Spalchabersche, der in allen Korrespondenzen der Zeit in ermüdender Breite abgehandelt wird; Spalchaber erscheint auch sonst unter den ritterschaftlich orientierten Gegnern der neuen Gründung. Schmunzelnd berichtet Balk an Doppelmair am 8. Okt. 03 von den verdutzten, erblassenden Gesichtern, die es bei der Verlesung der von Parrot mitgebrachten Statuten gegeben habe, besonders bei der des § 194, wonach alle Arrendatoren der Universitätsgüter als Kläger und Angeklagte der Jurisdiktion der Universität unterstehen; dabei wird Spalcha-

bers Name neben anderen genannt. Dieser war ein emeritierter Beamter, der behauptet hatte, dass anlässlich des Krönungsfestes am 15. Sept. 03 2 Professoren, nämlich Krause und der Professor der russ. Geschichte und Geographie Gaspari, infolge schwerer Betrunktheit hätten nach Hause getragen werden müssen. Die Studentenschaft, die der Kritiker bei dieser Gelegenheit auch beiläufig bedacht hatte, nahm sich der beleidigten Professoren an und warf jenem, da er zu einer Satisfaktion nicht bereit war, mit einem „Pereat der Verleumder Kollegienrat Spalchaber“ Mittags um 12 Uhr die Fenster ein. Hierin lag für einen mit den Verhältnissen auf Deutschlands hohen Schulen vertrauten Akademiker nichts irgendwie Aufregendes. Anders freilich sah die Sache in D. aus. Balk als Rektor wollte die Angelegenheit mit einem Verweis abtun, klagt aber (an Doppelmair 6. XII. 03) darüber, dass ihm einige, besonders Parrot und M., in den rächenden Arm fielen mit der Behauptung, „die Studenten hätten recht getan“, was bei den intimen Beziehungen der beiden zu Krause wohl glaublich ist. Die juristische Erledigung des Vorfalles zog sich noch lange hin und bietet hier kein Interesse. Dem, wie immer in solchen Fällen, sehr aufgeregten Kl. gegenüber behauptet M. (22. Febr. 04), obwohl er wiederum den relativ anständigen Ton in D. hervorhebt und die gute Absicht der Studenten in diesem Falle anerkennt, freilich, seine Ansicht sei gewesen, die satisfactio publica verlange eine recht ernstliche, nicht leichte Strafe. „Den nachherigen Sitzungen des Gerichts konnte ich krankheits halber nicht beiwohnen.“ Vgl. Rieger II 590 f; III 72 und 285 f.

Wie stürmisch es zuweilen innerhalb dieses akademischen Tribunals, des Obergerichts, zugeht, davon haben wir schon eine Probe bekommen.

Die akademische Gerichtsbarkeit wurde M. mehr und mehr leid. Über geheime Verbindungen und studentischen Komment hatte man schon am 27. Dez. 03 von Morgens 9 bis Abends 6 im Universitätsgericht getagt. Trotzdem M. im allgemeinen geneigt ist, studentische Disziplinarfälle nicht allzu tragisch zu nehmen, beobachtet man doch bei ihm, wie bei wohl allen andern, eine gewisse Unsicherheit und ein dunkles Grauen vor irgendwelchen geheimen Verbindungen mit unbekanntem Absichten. Der über einen Kommilitonen verhängte Verschiss erregt, gleich peinlich durch Wort und Sache, auch bei ihm helle Ent-rüstung. Die Polizeigewalt des Rektors aber litt nach M.s Votum

darunter, dass ihm in D. nicht eine wirkliche Polizeitruppe zur Verfügung stand, wie die „Jäger“ dem Göttinger Rektor oder die „Scharwache“ dem Halleschen. Weniger als andere, z. B. Ewers, legte er unter diesen Umständen besonderes Gewicht (vgl. die Konseilprotokolle 8. III. 16 und 31. III. 16) auf die akademische Gerichtsbarkeit, die übrigens auch intra muros zu einer Menge von Verdruss geführt hatte. Diese Ansicht gibt er auch Kl. zu erkennen, so Juni 1815, wo eine Schlägerei auf der Steinbrücke stattgefunden hatte, an der Studenten beteiligt waren. Klinger spricht, wie immer in solchen Fällen furchtbar aufgeregt, aus diesem Anlass sogar von Greueln und glaubt deswegen umso mehr auf einen Besuch M.s in Petersburg rechnen zu können, der wohl gern ihrem Schauplatz einmal den Rücken zukehren werde. Ein kaiserlicher Ukas suspendierte in der Tat nun die polizeiliche Jurisdiktion der Universität, die nicht genügende Gewähr gegen eine Wiederholung solcher Vorgänge zu bieten schien. Die Professoren trugen sich mit dem Gedanken, eine Vorstellung dagegen zu erheben, was M. zum Glück verhinderte, zur Befriedigung Kl.s, der behauptet, eine solche Vorstellung würde er einfach zurückgeschickt haben (24. IV. 16).

Die durch Rubelentwertung recht trostlos gewordenen pekuniären Verhältnisse der letzten Jahre der Klingerschen Kuratel führen schliesslich zu einem Einvernehmen M.s und Kl.s über die Neugestaltung des Etats (Briefe CLXV und CLXVI). Wenigstens wird ein von dem Konseil auf M.s Betreiben gemachter Vorschlag weitergeleitet, ohne freilich zunächst zu einem Erfolg zu führen. Kl.s Urteile über die Dorpater Professoren in dieser Zeit werden immer ironischer. Der Ehrendoktor der philosophischen Fakultät 1815, den ihm M. als Dekan verschafft hat, freut ihn nur um des schönen römischen Lateins und um des Anteils des Vertrauten an der Ehrung willen. Im übrigen meint er mürrisch: „Um Männer, die nie irren können, kann man sich keine Verdienste erwerben“ (15. VIII. 15). Ein Jahr danach heisst es (22. VIII. 16): „Der Gedanke an Sie, Ihre Gesinnungen und Ihre Handlungsweise allein wirft Licht auf das schwarze Gemälde“. An anderen Stellen lässt er wenigstens noch einige Gerechte in Sodom gelten, an die er Mitteilungen weiterzuleiten bittet. „Weiss ich nicht von meinen Universitätsjahren her, dass man unter den Gelehrten oder den höheren Geistern, weil sie sich immer noch für höher halten, als sie sind, die wenigste Billigkeit und Gerechtigkeit zu

erwarten hat? Weiss ich nicht, dass Männer, die auf Teppichen stehen, die die Götter für den Menschen gestickt zu haben scheinen, eben diese Teppiche mit den unreinsten Füßen betreten oder bestampfen?“ So liess er sich denn auch in den letzten Jahren seiner Amtstätigkeit in D. nicht mehr sehen, aus dem übrigens sogar M., der einen Ruf nach Königsberg in die Nachfolge des dortigen Eloquentzprofessors, seines Freundes Ferd. Delbrück, erhalten hatte, abzuschneiden drohte. Dass M. in dieser Zeit äusseren und inneren Verfalls die neue Heimat der alten vorzog und blieb, ist sehr merkwürdig. Ich vermute, der Grund ist darin zu suchen, dass er in dieser Zeit nirgends mehr in Deutschland eine Eloquentzprofessur hätte antreten können, die bei enger Verbindung mit dem Fach der klassischen Philologie eine so zentrale Stellung im akademischen Sonnen- und Sternensystem einnahm, wie das in D. durch seine eigene, im wesentlichen originale Schöpfung erreicht war. Seine eigenen Angaben im Tagebuch und Briefwechsel reden besonders von den unvergleichlich schlechteren Bedingungen für den Kunstunterricht in K. Auch zeigte man ihm in Petersburg nun Entgegenkommen gegenüber dem schon früher geäusserten Wunsch einer zweiten klassisch-philologischen Professur.

Zwei Fälle beleuchten das Zusammenarbeiten M.s und Klingers in eigenartiger Weise, die Schneiderpromotion der juristischen Fakultät und der Fall Hezel. Ungeheuer sind die Aktenmassen über die erstere Angelegenheit, ausser einem besonderen, umfangreichen Faszikel sind die Personalakten der inkriminierten Professoren und die Akten über Studienpläne voll davon. In den Sommerferien 16 hatte nämlich die Juristenfakultät die Abwesenheit der meisten Universitätsmitglieder benutzt, einige des Schleiers bedürftige Promotionen vorzunehmen, darunter die eines in Petersburg bekannten Schneiders Joh. Walter und eines Moskauer Kaufmanns Mich. Weber, der mit dieser Würde das Recht, Leibeigene halten zu dürfen, erwerben wollte. Beide waren übrigens bereits *Doctores philosophiae* von Erlangens Gnaden. Die Angelegenheit (vgl. Rieger II 608f; kuratorische Erlasse: III, 291 ff, Kl. an M.: III 182 ff), deren Beurteilung Interessenten aus den umfangreichen Akten ziehen mögen, soll hier nur um M.s willen besprochen werden. Dieser hatte, aus den Ferien nach Hause kommend, mit Entsetzen von der Sache gehört und am 19. Aug., seiner Taktik getreu, dem Kurator die erste Nachricht gegeben, der mit ihm in der

Frage der medizinischen Promotionen vertrauensvoll zusammengearbeitet hatte und ihm z. B. am 23. Mai 16 geschrieben hatte: „Wir haben in einem Sinn und Geist gedacht. Alles ist so wahr als recht und dem Geist des Instituts, zu dem wir gehören, angemessen“. Die Sache war für M. um so peinlicher, als einer der Schuldigen, der damalige Rektor und Professor des livländischen Provinzialrechts Steltzer, nur durch die heftigsten Bemühungen M.s, der einen alten Bekannten von Halle her unterbringen wollte, gegen den Willen der juristischen Fakultät von Moskau nach Dorpat berufen worden war. Die Zwistigkeiten waren damals so weit gegangen, dass die formelle Frage aufgeworfen wurde, ob die fachlich kompetente Fakultät von dem Konseil überstimmt werden könne, und dass Meyer für die Juristen ausdrücklich jede Verantwortung für die Folgen ablehnte. Es ist dies übrigens m. W. der einzige Fall, bei dem M. in Berufsangelegenheiten einen eklatanten Missgriff beging (vgl. u. a. die Konseilprotokolle vom 13. III. 13). Von dieser Seite der Sache ist übrigens an der Universität selbst, soviel ich sehe, später nicht die Rede gewesen. Meyer war ja selbst bei jener Komödie nicht ganz unschuldig gewesen, wenn er auch im Unterschied zu Steltzer und Koechy, die abgesetzt wurden, glimpflicher davon kam. Nur Klinger schreibt einmal über St. (15. Sept. 16): „Wenn Sie sich noch für ihn interessieren, so geben Sie ihm den Wink dadurch, dass Sie ihm sagen: hier könne nur Wahrheit und gerades Verfahren in etwas ihm helfen. Von dem Publikum wird eben er am meisten angeklagt, er soll Präses gewesen sein bei Walter und des Opponenten Fragen alle beantwortet haben, indem dieser stumm auf dem Katheder gestanden sei“ u. s. w. M. aber hatte längst St. in Kleinigkeiten unzuverlässig erfunden und liess ihn nun rücksichtslos fallen. Ich lasse die Einzelheiten des Verfahrens ausser Betracht und führe nur folgende Notiz aus den Tagebüchern an: *Da ich in jener Zeit eines unbeschränkteren Vertrauens des Kurators genoss als jeder andere meiner Kollegen, so suchte ich durch volle, furchtlose Äusserungen der historischen Wahrheit und der eigenen Überzeugung in jener die Ehre der Universität so sehr kompromittierenden Angelegenheit, in ununterbrochener Privatkorrespondenz mit Gl. Klinger und in meinen ausführlichen Votis in den offiziellen Verhandlungen, wodurch ich auf den ganzen Gang der Sache viel Einfluss hatte, jenes Vertrauen nach bestem Wissen und Gewissen ohne alle persönliche Rücksichten zu rechtfertigen, was mir auch, wenigstens*

in *Klingers Augen, vollkommen gelang, wie seine Briefe an mich und sein persönliches Betragen gegen mich, als ich im Frühjahr 1817 nach Petersburg kam, beweisen. Die völlige Entscheidung der Sache verzögerte sich aber bis ins Jahr 1817 unter Graf Lievens Kuratel* (DXCVI, 238 f). Erwähnt sei nur, dass M. u. a. in einer langen Darlegung die Insinuation der Juristen, auch die philosophische Fakultät habe es bei ihren Promotionen mit den Bestimmungen nicht allzu genau genommen, widerlegte.

Bei dem anderen der erwähnten beiden Fälle handelt es sich um die im Jahre 1809 erschienene Übersetzung des Neuen Testaments von dem Dorpater Professor der exegetischen Theologie Hezel. Nimmt man sie heute zur Hand, so erkennt man, nachdem man sich über das stattliche Subskribentenverzeichnis erlauchter Namen gewundert hat, einen Geistesverwandten Bahrtdts. Hatte dieser — recht wunderbar — den Johannesprolog mit dem „Logus“ beginnen lassen, so lesen wir bei Hezel: „Das höhere Vernunftwesen war ein Urwesen“. Alle herben christlichen Begriffe wie Sünde, Gnade, Busse, Reich Gottes, heiliger Geist sind nach Möglichkeit ins platt Moralische gezogen und ins Biedere hinein verwässert. „Bleibend ist demnach nur christliche Religionskenntnis, christliche Hoffnung und Menschenliebe. Unter diesen dreien muss uns Menschenliebe am wichtigsten sein.“ Oder: „Mit jenen vernunftgemässen Grundsätzen ists wie mit dem Winde“. Manchmal zeigt sich auch die Tendenz zur Verniedlichung. Da „Weib, was habe ich mit dir zu schaffen?“ zu rauh klingt, so wird gesagt: „Gute Frau, das ist ja meine und nicht deine Sache“. Wiederum denkt man an Bahrtdt, der das Wunder der Hochzeit zu Kana erklärt hatte, indem er an eine von Christus mitgebrachte und dann nur verdünnte Weinessenz dachte, wenn man die Anmerkungen liest. Die nach der Versuchung zu Jesus tretenden Engel Gottes erklären sich als zufällige Passanten oder als seine ihn suchenden Freunde. Jede aus den Wolken tönende Stimme löst sich als Donner auf, aus dem die Hörenden nur eben die Überzeugung eines göttlichen Willens zogen.

Der Stein gegen Hezel kam ins Rollen durch den Fürsten Golizyn, der als Präsident der Bibelgesellschaft und Chef der Oberverwaltung der geistlichen Angelegenheiten fremder Konfessionen ¹¹⁷⁾ in jenem Buch „einige Stellen willkürlich ver-

117) Über diese Aufgabe Golizyns ist viel Merkwürdiges zu entnehmen aus dem Buch seines Vertrauten P. von G o e t z e, Fürst A. Galitzin und seine Zeit, 1882.

ändert und sogar einige Glaubenslehren verworfen“ gefunden hatte.

Klingers Eingreifen — Golizyn hatte sich bei dem Minister der Volksaufklärung beschwert — wird unvermeidlich gewesen sein. Weniger verständlich ist seine auch hier wieder hervortretende Gereiztheit. Klarer ist die Stellungnahme der Dorpater Kollegen Hezels. M. und Parrot haben gewiss gedacht wie Krause, der in seinen Memoiren bemerkt: „Dem Alten, wie so manchem andern, wirbelte es vor den Sinnen bei den von Kindheit an an- und fortgebildeten Begriffen von Geistesfreiheit und Befugnis, nach Wahrheit zu forschen, das Erforschte der Kennerwelt vorzulegen, Tadel, Widerlegung, Weisung, aber nicht Strafe erwarten zu dürfen. . . . Unbegreiflich im Reiche der Meinungen“. Man braucht von dem Briefwechsel Lievens und Parrots nur die eine allein bekannt gewordene Hälfte zu kennen, die Lievensche, um zu verstehen, dass man auch hier in der Frage der theologischen Professuren vollkommen aneinander vorbeiredete. Offenbar hat auch Hezel selbst nie recht verstanden, worum es eigentlich ging. Glaubte er doch, als Kenner des Hebräischen und Griechischen eine begründetere Meinung über den Sinn der Worte der heiligen Schrift zu haben, als irgendein theologischer und philologischer Laie. Der Gedanke, dass man einen Text äusserlich mehr oder weniger richtig übersetzen und dabei doch einen völlig fremden, dem Gedankenkreis der alten Urkunde unangemessenen Ton hineinbringen kann, kommt diesen ungeschichtlichen Kindern der Aufklärung kaum. Man wird ihn auch nicht bei Klingers Äusserungen spüren, die hier kaum mehr als den Bürokraten verraten. Die ganze Angelegenheit wäre wohl interessant genug, um eine besondere Untersuchung auf Grund der Akten zu rechtfertigen. Ich betone hier nur, dass die Universität zunächst auf Grund der Berichte Hezels und der theologischen Fakultät in sehr würdiger und geschickter Weise Protest erhoben hat. Nicht ohne Humor wird die Befürchtung Golizyns, Hezel halte seine Vorlesungen nach seiner Übersetzung, zurückgewiesen; das sei weder sonst auf theologischen Fakultäten noch in Dorpat üblich, nach einer Übersetzung zu lesen, und Hezel verfüge über genügende Sprachkenntnisse, um den Urtext zu Grunde zu legen. Ferner wird bemerkt, dass das in Leipzig und Dorpat erschienene Buch die irgendwelcher theologischer Ketzerien gewiss nicht verdächtige theologische Fakultät zu Leipzig

als Zensurstelle passiert hat, das Seltsame der Situation, dass ein Mann orthodoxen Glaubens den evangelischen Glauben glaubte schützen zu müssen, wird hervorgehoben, ja es wird das kirchenrechtlich Zulässige eines solchen Eingriffs von Seiten des Oberdirektoriums der fremden Kulte durchaus bestritten. Die Universität ging noch über die Unterlegung der theologischen Fakultät hinaus und protestierte förmlich gegen diese Einmischung in die Lehrfreiheit. Mit Humor wird gefragt, wie denn Golizyn habe durch Vergleich mit anderen Übersetzungen falsche Übersetzungen feststellen können, was sonst kein Rezensent des Buches bemerkt habe, wo doch nach evangelischer Lehre einzig und allein der Urtext der Schrift massgebend sei und jede Übersetzung ein mehr oder weniger gelungener Versuch, ihn wiederzugeben. Was damals das Konseil gewagt hat, dafür nur eine Probe: „Daher nimmt dieses Konseil kraft der Fundationsakte dieser Universität und der Rechte des Protestantismus keinen Anstand, sich bestimmt dahin zu erklären, dass es sich den Verfügungen des Herrn Oberdirektor der geistlichen Angelegenheiten Fürsten Golizyn Durchlaucht nicht unterwerfen wird“. Man forderte vielmehr Entscheidung durch den Kaiser (9. Juni 1813). Parrot, der alte Aufklärer, schickt die Akten an Klinger, von dem er kraftvolle Abwehr der Eingriffe Golizyns im Interesse der Universität und des Protestantismus erwartete. Es kam völlig anders: Klinger warnt dringend die Universität in Briefen an Morgenstern. Die Behandlung der Angelegenheit mag politisch ohne weiteres verständlich sein. Den Fürsten Golizyn aber, den Unterrichtsminister Rasumowskij und den Dichterkurator Klinger zum Schutze des positiven evangelischen Christentums in einem Triumvirat vereinigt zu sehen —, es ist doch ein gar zu seltsames Schauspiel, man mag über den theologischen Rationalismus der beiden ersten Jahrzehnte Dorpats im übrigen denken, wie man will. Ich zitiere als charakteristisch Kl. an M. (Brief CXLI bei Rieger): „Diese Sache ist bis jetzt von allen das wichtigste, welches von ihrer Entstehung die U. betraf. Als Sie hier waren, kannte ich Hezels Übersetzung noch gar nicht und kannte nur die Form, mit welcher sie von hier aus behandelt worden war. Jetzt, da ich sie kenne und genau kenne, finde ich, dass diese Übersetzung oder vielmehr Paraphrase dem lutherischen Lehrbegriff völlig zuwider ist, und ich müsste alles Interesse an der U. verloren haben, um ihr nicht meine Ansicht mitzuteilen, wie ich

getan habe. H. E: P. Hezel hat sich als Theolog einer protestantischen U. sehr kompromittiert und die U. mit, wenn sie nur noch einen Schritt um ihn tut. Ihnen sag ich, dass diese Paraphrase völlig auf Arianismus und Sozinianismus oder vielmehr die natürliche Religion hinausgeht und dass alles durch einen mystischen Platonismus soll verdeckt werden, wodurch man ohnedem nichts gewinnt. Ich hoffe, die U. wird meine warnenden Winke verstehen und schätzen, an sich selbst denken und bedenken, was für sie herauskommen würde, wenn diese Sache, nur in ihrer wahren Gestalt, dem Monarchen berichtet würde“. Auf diesen undatierten Brief antwortet M. am 27. Dezember 13 nach dem indirekten Referat seines Konzeptbuches: „seinen Brief über die Hezelsche Sache habe ich kurz vor der Sitzung empfangen und in seinem Sinne auf den Gang der Sache eingewirkt, zumal bei Hezel selbst, da die Umstände es rieten; obwohl es ein wesentlicher Nachteil für die Studierenden ist, dass H. die exegetischen Vorlesungen anderen überlassen soll. Solche Möglichkeiten seien ein Hauptgrund, warum ich nie als Studierender mich zur theologischen Fakultät habe bekennen mögen“. Damit ist deutlich genug zum Ausdruck gebracht, warum und warum allein M. hier Klingers Sache vertritt, offenbar nicht leichten Herzens. Hezel blieb von nun an auf den Vortrag der orientalischen Sprachen beschränkt. Es war der erste Hieb gegen den theologischen Rationalismus, den der Kurator Lieven später durch völlige Verabschiedung des Sünders (1820) vervollkommnete. Auch war man auf der Hut, dass Hezel nicht etwa als Emeritus unter zweideutiger Flagge seine Kontrebande von neuem einschmuggelte. So verfügte Lieven am 19. Juni 1820 u. a.: „Was indessen das hebräische Exegetikum des Herrn Kollegienrat Hezel betrifft, so habe ich deswegen nicht vorstellen können, weil demselben, wie bekannt, schon als Professor untersagt worden ist, exegetische Vorlesungen zu halten und er, verabschiedet, nicht berechtigt sein konnte, dem zuwider zu handeln, noch weniger aber, eine Remuneration für ein solches Kollegium zu verlangen“.

Hezels Wesen zeigt eine bei Aufklärern nicht seltene Naivität in der Abschätzung der Wirkung gewisser Handlungen. Einige Zeit nach seiner Beschränkung in der Lehrtätigkeit, 1816, waren wegen gewisser medizinischer Promotionen jene schon erwähnten üblen Düfte aufgestiegen, die freilich bald nachher

durch die grösseren Skandale der Juristen überboten werden sollten. Da richtete er ganz harmlos an den Minister unter Umgehung der Universität und des Kurators die Anregung, die Promotionsgebühren allen Fakultäten ins Ermessen zu stellen. Zu seinem Unheil war das Unterrichtsministerium gerade in die Hände Golizyns übergegangen, der in ihm so etwas wie einen Antichristen sah. Aus den Akten ersieht man, dass man in Petersburg bei dieser Gelegenheit überhaupt erst erfuhr, dass die Professoren aus dieser Quelle Einkünfte zogen. Auch Kl. scheint in dieser Frage nicht recht im Bilde gewesen zu sein. Hezel erhielt einen Verweis vom Minister, „dass es unverzeihlich sei, den bei einer Fakultät entdeckten Missbrauch auf andre Fakultäten ausdehnen zu wollen“, und obendrein einen solchen vom Konseil trotz einer langen Rechtfertigungsschrift des Inkulpaten. Hier setzt H. auseinander, er habe nur das Wohl des Ganzen im Auge gehabt; da manche Fakultäten, wie die theologische, fast ganz leer ausgehen, so halte er den Modus, den er in Giessen vorgefunden habe, wo alle Professoren der Universität an den Honoraren einer Promotion beteiligt seien, für richtig. Dabei habe er aber keine Fakultät in ihren Rechten kürzen wollen, vielmehr halte er eine wesentliche Erhöhung dieser Gebühren für angebracht, wobei er lüsterne Blicke auf manche deutschen Fakultäten wirft, die angeblich 300—400 Taler fordern (Akten über Studienpläne, 12. Sept. und 18. Sept. 16). Ein gewisser guter Glaube bei diesen Aktionen mag ihm zugestanden werden. Da er selbst 1778 zur Hochzeit die Würde eines römisch-kaiserlichen Pfalzgrafen vom Fürsten von Schwarzburg-Rudolstadt erhalten hatte, womit ein persönliches, mir freilich in seinem Umfang nicht ganz klares Promotionsrecht verbunden war, mag er die strenge Selbstzucht, die er sich im allgemeinen anscheinend in D. hierbei auferlegte, schon als ein Opfer zu Gunsten der Allgemeinheit betrachtet haben. Böse Zungen behaupteten, er habe früher die Diplome, das Stück 10 Taler, abgegeben. Durch vielfältige Projekte im Dienste der Zivilisation und Aufklärung in Anspruch genommen, sah er sich unaufhörlich in schwerster Geldverlegenheit. Was lag näher, zumal die Zeiten wahrhaft elende zu nennen waren, als jene noch lange nicht genügend ausgenützte Erwerbsquelle etwas kräftiger sprudeln zu lassen?

So gering in diesen Fragen und überhaupt im einzelnen die Verwandtschaft zwischen M. und Hezel auch war — Hezel ging

offenbar überhaupt in D. meist seine eigenen Wege —, so will ich doch auf eine merkwürdige Parallele aufmerksam machen. In einer (übrigens mit grossem Beifall aufgenommenen) Schrift M.s „Über Rafael Sanzios Verklärung“ (1822) kommt der Verfasser auf die Stelle Matth. 17, 5 zu sprechen. Bezeichnenderweise redet er ungemein oft über Religion, aber fast nie über Bibelstellen. Hier heisst es: „Eine Stimme aus der Wolke sprach: Dies ist mein lieber Sohn“. Ganz als ob sich das von selbst verstünde, erläutert uns hier M.: „Die Stimme aus der Wolke u. s. w. deutet, menschlich zu reden, auf ein Gewitter, das prachtvollste Schauspiel der Natur, da auf jeden Fall Menschen wie dem Jakobus, Petrus und Johannes oben auf dem Berge das Göttliche nur in menschlich naher Hülle und in den Formen der wirklichen, wahrlich genug grossen Natur erscheinen konnte“. Man sieht hier, abgesehen von der schöngeistigen Aufmachung, eine für M. wichtige und charakteristische Auffassung angedeutet, dass nämlich das Natürliche, insbesondere die natürliche hohe Würde des Menschen, nicht die Übersteigerung durch das Übernatürliche nötig hat. In der Erklärung der Stelle aber ist er im übrigen mit Hezel einig. Dieser nämlich übersetzt, offenbar, um dem ihm peinlichen Ausdruck „Sohn“ zu entgehen: „Eine Stimme aus der Wolke erklärte ihn für den gottgeliebten hohen Gesandten, für Gottes Liebling“. Wie immer in ähnlichen Fällen, werden wir, um nicht irre zu gehen, durch eine Anmerkung belehrt: „Ein Donnerschlag . . . schien ihnen die Worte zu sprechen“. Mit der Hezelschen Bibelübersetzung und dem durch sie entfachten Streit, überhaupt mit den Bildern aus der so unbefriedigenden letzten Zeit der Klingerschen Kuratel, stehen wir schon in den Voraussetzungen, die zum Verständnis des folgenden Abschnitts nötig sind. Die glückliche und würdige Durchführung der Untersuchung gegen den Rektor Steltzer liegt schon im wesentlichen in den Händen einer jüngeren neuen Kraft, die hiermit zum erstenmal in einer wichtigen Sache in die Erscheinung tritt. Das ist Gustav Ewers, dessen Name in Verbindung mit dem des Fürsten Lieven für die zweite Epoche im Leben der Universität charakteristisch ist¹¹⁸⁾.

118) Erwähnt sei, dass M. zum Gedächtnis des am 13. Febr. 1831 verstorbenen ersten Kurators die akademische Trauerrede hielt. Leider ist, wie so viele andere Urkunden aus demselben Interessengebiet, auch diese Handschrift nicht mehr bei den M.schen Papieren auf der Universitätsbibliothek!

8. Der Umschwung.

„Über den ersten fünfzehn Jahren des Bestehens der Dorpater Universität liegt ein romantischer Zauber, den jede aus jener Zeit erhaltene Zeile, jedes von der Tradition aufbewahrte Wort so frisch und so reich über den Forscher und Freund vergangener Dinge ausgiesst, dass dieser sich bis ins Herz hinein erquickt fühlen muss“, sagt Julius Eckardt¹¹⁹⁾ schön und richtig in seiner lebendig geschriebenen Skizze „Die Univ. D.“ (in den Balt. Prov. Russlands 1868, p. 381 ff). „Jener Bund zwischen „Göttern, Menschen und Heroen“, über dessen Auflösung die Götter Griechenlands klagen, er schien sich damals in Dorpat zu erneuen, wenn auch nicht Liebesgötter, sondern akademische Musen die Genien waren, um deren Altar man sich scharte. . . . Selbst der Stifter des neuen Tempels stieg in jenen Kreis herab. Alte Leute erinnern sich noch heute mit Rührung des Frühlingstages (Mai 1804), an welchem Kaiser Alexander unter dem Jubel von Studenten, Professoren und Philistern seinen Einzug über die steinerne Brücke hielt, um sich am Arm des glücklichen Rektors Parrot auf einem Spaziergang zwischen den alten Ruinen und den jungen Blütenbäumen des Dombergs der Schöpfung zu freuen, die er im nordischen Heidelberg gepflanzt hatte.“

Dass die Angehörigen jener Epoche selbst wohl recht selten das Gefühl hatten, auf den Inseln der Seligen zu wohnen, wird der Leser dieser Blätter gemerkt haben. Ebenso sahen wir, dass der Ausgang der im wesentlichen mit Klingers Kuratel zusam-

119) Manche Formulierung, ja so manche Angabe des lebendig geschriebenen, höchst lesenswerten Aufsatzes ist freilich anfechtbar, so wenn Parrot ein bescheidener, bloss in seiner Ideenwelt lebender Gelehrter genannt wird und gesagt wird — man denke an Morgensterns und Hezels Fruchtbarkeit —, dass die Produktionen der akademischen Lehrer sich auf wenige Bücher reduzierten, dass die Professoren, insbesondere in ihrem Senat, aus Landeskindern und Einwanderern zusammengewürfelt, brüderlich in fröhlichem Verein zusammen wirkten. Die von dem Verf. mit Liebe an einigen Zügen aufgezeigte patriarchalisch humorvolle genügsame Beschaulichkeit war ganz gewiss nicht für Parrot und M. bezeichnend, überhaupt nicht für die Spitzen; bei dem Vergleich der geistigen und wissenschaftlichen Leistung, der zu Gunsten der folgenden Perioden ausfällt, unterscheidet E. nicht zwischen unbedeutenden Leuten, die in der Anfangszeit den akademischen Purpur durch zufällige Empfehlung erhalten hatten, und Leuten grossen Formats, die, ohne Fachgelehrte im späteren Sinne zu sein, trotzdem, nein, gerade deshalb für das geistige Leben der Hochschule von der grössten Bedeutung waren.

menfallenden „heroischen“ Zeit alles andere, nur nicht „heroisch“ ist. Für den rückwärts schauenden Betrachter allerdings hat, wenn man aufs Ganze und Grosse sieht, jener einheitlich geschlossene Geist der Aufklärung und Humanität, der die massgebenden und besseren Elemente der Professorenschaft in freilich verschiedener Nuancierung beherrscht und mit ihrem Kurator verbindet, etwas Imponierendes. Man mag die weitschweifige Phraseologie in den Reden, die gereizte Empfindlichkeit im persönlichen Verhalten der Parrot und Morgenstern, um nur die beiden charakteristischsten Vertreter zu nennen, belächeln, niemand aber wird sich dem Reiz der hohen Kultur verschliessen, deren Träger jene Menschen sind, die eben in erster Linie Menschen sein wollten und waren. Sie hätten schwerlich zugegeben, dass bei einer Zerstückelung und bei stärkeren Machtansprüchen der einzelnen Gebiete auch nur die einzelne Provinz — Religion, Fach, Moral u. s. w. — gewinnt, so wie Wolf einmal sehr hübsch sagt, wie die Moralsysteme immer vollkommener würden, die Moral aber aus der Welt gehe, so wüssten auch, während die lateinischen Grammatiken immer besser würden, die Knaben immer weniger Latein (Körte I 197). Schon 1810 schreibt Gerhard von Kugelgen an Morgenstern: „Verwunderliche Dinge gehen vor, und noch verwunderlichere scheinen unser zu warten, aber keine erfreulichen. Das gegenwärtige Geschlecht geht unter, um einem künftigen ein froheres Dasein zu gewähren. Weh uns, die wir zu früh oder zu spät geboren sind!“ So ist freilich zu allen Zeiten gesprochen worden, denn die berühmte Übergangszeit ist immer da. Vielleicht hat G. v. Kugelgen den Umschwung etwas früh angesetzt, wenigstens für Dorpat könnte es so scheinen. Aber die vollkommene Umwälzung des geistigen Lebens in der Zeit, die etwa 10 Jahre nach jener Äusserung liegt, ist eine ganz erstaunliche Tatsache. Soviel ich sehe, ist diese für Morgensterns Würdigung geradezu entscheidende Entwicklung von denen, die sich über ihn geäussert haben, nicht beachtet worden, was damit zusammenhängen mag, dass von Mercklin, der allen übrigen die Richtung gewiesen hat, unmöglich eine Erörterung darüber gegeben werden konnte. Mancher dieser Strömungen stand er persönlich viel zu nahe, und naheliegende Rücksichten des akademischen Festredners waren viel zu stark, als dass er gerade diese freilich wichtigsten Dinge hätte vortragen können.

Mir stellt sich die Sache so dar, dass eine völlige Auflösung

jenes Ideals der Universalität sich mit Notwendigkeit ergibt. Sein Inhalt wird sinnlos, da die einzelnen Gebiete sich emanzipieren. An die Stelle des mehrere Wissenschaften vertretenden, mit allen schönen und guten Dingen dilettierenden, geschäftskundigen Weltmanns tritt der Fachgelehrte, dem andererseits ein neuer Typus des akademischen Verwaltungsbeamten entspricht. War die Universität in ihrer ersten Periode zum guten Teil durch Parrots Liebesbriefe und Morgensterns inoffizielle Vermittlertätigkeit gelenkt worden, hatten sich zur Überwindung von Krisen früher oft Parrots moralisches Pathos und M.s Deklamationen geschickt erwiesen, so bildet sich nun eine nüchterne Art der Geschäftsleitung heraus, die in dem 1810 berufenen Professor der russischen Geschichte Gustav Ewers während seines ununterbrochen von 1818 bis 1830 dauernden Rektorats einen vollendeten Ausdruck fand. Dieser hat keineswegs von Anfang an unter seinen Kollegen jene ihm später unbestrittene überragende Stelle eingenommen. Bei seiner ersten öffentlichen Rede notiert M. mit Schrecken in seinem Tagebuch, dass alles aus einem Buch abgeschrieben war, sagt es nur Parrot und Krause, verpflichtet aber diese und sich selbst zum Schweigen. Deutlich spürt man bei der Lektüre der in den Akten niedergelegten Vota, wie Ewers mehr und mehr heranwächst zu jener unbedingt sicheren, Autorität einflössenden Haltung, die alles Kleine ruhig und treu umfasst, ohne im Kleinen zu versinken. Aber der Unterschied greift viel tiefer. Der „loyale Untertan“, als der E. in einer Publikation wohl einmal anerkannt zu werden hofft, wäre Parrot und M. nicht in den Sinn oder gar in den Mund gekommen. Aber das ganze Gerüst des geistigen Lebens ist verändert. Das Gewordene, Geschichtliche tritt in sein Recht, das ihm früher so oft durch wohlgemeinte, weit ausgreifende Konstruktionen des Verstandes und der Moral bestritten worden war, Religion und Nationalität lassen sich nicht mehr auflösen in jene kosmopolitische Humanität. Und überraschend klar zeigt es sich, dass die religiös oder ästhetisch begründete Mystik sich völlig abhebt von der bewussten, sich immer in klar begriffenen Formulierungen bewegenden Sentimentalität eines Morgenstern. Die Universität gewinnt, was natürlich war und ihr zum Heil ausschlug, an Stelle des fremden, aus einem Dichter zum militärischen Beamten gewordenen Klinger einen mit den baltischen Landen und der russischen Aristokratie persönlich auf das engste verbundenen Einheimischen,

einen baltischen Edelmann und russischen Offizier zum Kurator; sie wird auch in dem Sinne Landesuniversität, dass der Nachwuchs der Professoren in wachsendem Mass auch aus einheimischen Kräften gestellt wird. Da nun aber niemand mehr glauben kann, dass alles Wertvolle an Religion, Nationalität, Gelehrsamkeit, Moral, Kunst, Leben und Geschäftsführung sich auflösen lässt zu einer höheren Einheit, so fehlt der Eloquenzprofessur jene höhere Weihe, die doch darin lag, dass sie als vox und tuba des ganzen geistigen Organismus die alle Versammelten gemeinsam bewegenden geistigen Kräfte in edler Form am Festtag zum Ausdruck brachte. Der Festredner und Schriftsteller, der fortfährt, dieser neuen, so sehr viel komplizierteren und zerklüfteten Zeit alle Erscheinungen unter Weglassung des „caput mortuum“ des allem Menschlichen beigemischten Gemeinen als Emanationen des Wahren, Guten und Schönen zu interpretieren, gerät in Gefahr, zum tönenden Erz und zur klingenden Schelle zu werden. Wir versuchen, diese allgemeine Vorbemerkung durch Einzeldarstellung zu klären, und beginnen mit der Universitätsverwaltung.

A. Universitätsverwaltung.

Der Nachfolger Klingers, der, längst verärgert, am 17. I. 17 sein Amt niederlegte, war der ganz anders geartete Graf Lieven¹²⁰⁾. Zunächst erfuhr mit aller Welt auch M. den Segen einer Neugestaltung der jämmerlich gewordenen äusseren Bedingungen. Die einzige Entschuldigung Steltzers, die M. gewagt hatte, lautete: „Traurig genug, dass . . . physisches Elend so oft zu sittlichem führt“ (an Kl. am 4. IX. 16). Als vermögender Mann hatte M. persönlich die Misère nicht allzu lastend gefühlt, er hatte stillschweigend sogar auf das ihm allein von der ritterschaftlichen Kuratel zugestandene Privileg einer Auszahlung des Gehalts in Silberrubeln bei der Umwandlung der Hochschule in eine Reichsanstalt verzichtet. Ein vorausschauender finanzkundiger Freund hatte ihm zu dieser Forderung seinerzeit geraten. Umsomehr hielt er sich für berechtigt, in der Zeit, wo er die am 21. IV. 17 begründete zweite Professur der klassischen Philologie selbst mit versah — die Besetzung mit J. V. Francke erfolgte erst 1820 — und die Angleichung der Gehälter an die tatsächliche ursprüng-

120) Gernet, Die im Jahre 1802 eröffnete U. D. und die Wandlungen in ihrer Verfassung 39 ff, [Neander], Die deutsche U. D. 34 ff, Semel, Die Univ. D. 15 ff, Busch, Der Fürst Karl Lieven, 1846.

liche Summe noch nicht erfolgt war, das Gehalt für beide Professuren anzunehmen. Hand in Hand mit dieser langsam sich vollziehenden Besserung des sachlichen und persönlichen Etats, die auch zu einer Neuregelung der Beamtenverhältnisse auf der Bibliothek führte, ging aber eine einschneidende Neuorientierung des Geistes. Vergebens wird man in M.s Aufzeichnungen eine klare Darstellung davon suchen. Er notiert sogar anscheinend harmlos Unterhaltungen, auch religiösen Inhalts, mit Lieven, leider ohne nähere Angaben, doch reden schon L.s Briefe an M. eine deutliche Sprache. Diese eigentümliche Verbindung von bürokratischer Bevormundung mit salbungsvoller, durch Bibelsprüche gestützter Frömmigkeit berührt ungemein seltsam, wenn man jene überaus leicht gereizten, sehr empfindlichen Professoren der ersten Zeit bedenkt, die über viel geringere Dinge ganz aus dem Häuschen zu geraten pflegten. Selbst mit dem Glückwunsch zur Vermählung verbindet L., der immer den Amtsschimmel reitet, den Hinweis auf einige unbedeutende Defekte auf der Bibliothek, nicht ohne auf die Haftpflicht des Direktors aufmerksam zu machen und hämisch die Aussicht auf einen Katalog gar nicht vorhandener Bücher an die Wand zu malen. Der durch Beobachter gut bediente L. redet zu M. oft nur scheinbar ins allgemeine, so wenn er dem Adressaten von der christlichen Demut erzählt, die statt an vergangenes Verdienst lieber an das noch zu Leistende denkt. Neben der Eitelkeit streift er noch einen anderen Fehler M.s recht deutlich, wenn er bei guten Wünschen für den philologischen Unterricht auch die Vermeidung jeder unnützen Weitschweifigkeit erhofft. Wenn M. seinen Abscheu über die Ermordung Kotzebues, mit dem er persönlichen Umgang gepflogen hatte, äussert und — offenbar absichtlich nach jener bei Kl. so oft erprobten Praxis des Zuvorkommens und Parierens drohender Massnahmen — nur von dem einzelnen Mörder redet, so korrigiert ihn L. durch die Belehrung, dass der wahre Schuldige nicht der einzelne Täter ist, sondern der moderne rasonierende Unsinn, wie er jetzt auf Universitäten sein Unwesen treibt. Abermals werden Bibelsprüche ins Feld geführt¹²¹⁾. Selbst

121) Der Kaiser begnügte sich im Anschluss an dieses Ereignis, statt weitergehenden Einflüsterungen Gehör zu schenken, damit, die Eltern der in Jena, Heidelberg, Giessen und Würzburg, also an den verrufensten Plätzen, studierenden Söhne zu deren Rückberufung vertraulich auffordern zu lassen. Buchholtz, Ernst von Bergmann 84.

Lievens Witz ist etwas säuerlich, und man glaubt oft den grinsenden Bürokraten aus dem Papier heraus zu sehen. So z. B. in einem Fall, wo M. im alten Stil sich für die Berufung eines Juristen eingesetzt und das diesen empfehlende Schreiben der im Baltentland als Egeria bekannten Elise von der Recke beigelegt hatte. Die Antwort lautete u. a.: „Die süßen Pfeile scheinen doch meinen lieben Ästhetiker getroffen zu haben. Ei, ei, junger Ehemann! Lassen Sie Ihre lebenswürdige junge Gattin ja keine solche Reizbarkeit gegen andere Huldinnen gewahr werden. Freilich ist ein solches Briefchen von Elisa, der gefeierten Muse der Dichter und schönen Geister, ein gefährlicher Pfeil für ein so ästhetisch gebildetes Gemüt, der nur an einem so prosaischen Menschen, wie ich bin, wirkungslos abprallen kann“. Eine von M. beabsichtigte Buchwidmung verbat er sich und dankte ihm für die Absicht und für die Bereitwilligkeit, ihn gefälligst damit zu verschonen. Schweigen mussten die leuchtenden Brüder der Aufklärung auch zu den Gewaltmassnahmen, mit denen die rationalistischen Theologen um Kopf und Kragen gebracht wurden. Dabei entnehme ich dem Briefwechsel zwischen Parrot und M. aus dieser Zeit, dass zeitweilig sogar die Gefahr drohte, dass die noch vakante zweite philologische Professur mit Böhlendorf besetzt wurde, der durch seine mit frivolen Witzen gespickten theologischen Vorlesungen in üblen Geruch gekommen war und dem auf Grund der von Studenten nachgeschriebenen Hefte nachspioniert wurde. Anders erzählt als Probe seiner Art eine Imitation des auf dem Esel reitenden Bileam durch Fingergestikulation. Immerhin wusste dieser rüddige Sünder durch Weltklugheit seine Entlassung bis 1823 hinauszuschieben. Zu jener beabsichtigten Säkularisierung dieses ersten Vertreters der praktischen Theologie ist es nicht gekommen.

Warum die Universität gerade M. die Aufgabe eine Biographie des Rektors Ewers zu schreiben übertragen hat, ist mir nicht bekannt. Die Theologen der Lievenschen Ära, Sartorius, der auf Ewers eine ergreifende Grabrede gehalten hat, oder Busch, wären dieser Aufgabe doch in ganz anderem Masse gerecht geworden, als M., der sein, Parrots und Klingers Erbe doch in einem ihm im Grunde fremden Geist verwaltet sah, zu dessen Dolmetscher er nicht berufen sein konnte. Die Biographie hat er auch niemals geschrieben, ein Konvolut Ewersiana (DCIX) enthält nur eine knappe Lebensskizze und einige Nekrologe, also nichts, was auch nur auf Vorarbeiten

schliessen lässt. Grösseren literarischen Aufgaben gegenüber erwies er sich ja ohnehin durch vielfältige Verzettelung in Geschäften und schöngeistigem Kleinkram als ein rechter Omnipotens Nihilabsolvides; so kam auch die ihn wirklich rufende Klingerbiographie nicht über jene Studien hinaus, die Rieger dankbar benutzt hat. Immerhin ist der Auftrag und die freilich getäuschte Erwartung (vgl. Busch, Lieven 90) charakteristisch: M. kann doch unmöglich als Gegner und Antipode jener durch die Namen Ewers und Lieven gekennzeichneten, äusserlich höchst erfolgreichen und innerlich durch ein ganz bestimmtes, von der Welt Parrots, Klingers und M.s freilich himmelweit verschiedenes Ethos ausgezeichneten Epoche gegolten haben. M.s Privatleben war gewiss nicht derart, dass ein regimen morum ihm hätte gefährlich werden können, wie es gleich bei Beginn der Lievenschen Kuratel über den Mediziner Balk hereinbrach. Dieser stand, wiewohl bereits Grosspapa, längst in dem Ruf, wohlgebauten Patientinnen und anderen Damen ein mehr als nur medizinisches Interesse zu widmen. Mit seiner Absetzung wurde eine Säule der Gründungszeit, der secundus rector, gefällt¹²²⁾.

M.s Fächer waren, so zahlreich sie auch waren, doch im ganzen zu neutral, als dass ihm Zäume bei ihrer Vertretung hätten angelegt werden müssen. Der stille Jaesche aber sah sich nun bei der Verkündigung der Weltweisheit allerdings behindert, wovon der Nachhall in M.s Leichenrede auf ihn deutlich vernehmbar wird.

Das Janusgesicht der Lievenschen Verwaltung bekam ebenso

122) Am 30. April 1817 erscheint Lieven im Konseil, bemerkt — laut Protokoll — den gleichfalls erschienenen Balk und fordert ihn auf, „da er von seinem Wandel viel Nachteiliges erfahren“, was er zur Sprache zu bringen gedächte, sich zu entfernen. Ein vernichtendes schriftliches Gutachten erstattete dann auf Aufforderung der Kliniker Styx über die Moralität des Kollegen, dessen Ruf u. a. auch durch die Bekundungen der klinischen Hebamme stark erschüttert wurde. Natürlich lässt sich auch Krause in seinen Memoiren Balks Skandala nicht entgehen. Übrigens sorgte Morgenstern für eine versöhnliche Schlussformel, in der die Universität bedauerte, sich von einem besonders im Anfang hochverdienten Mitglied in dieser Weise trennen zu müssen. Mit Styx lebte Balk, der gelegentlich auch wegen freier, übrigens ziemlich harmloser Äusserungen in der „Musse“ Anlass zu Beschwerden bot, seit langem in Zwist. Nur das wohlgelungene altdörptsche Witzwort, die medizinische Fakultät habe den Weg zur Unterwelt erleichtert, indem sie einen Balken über den Styx gelegt habe, vereinigt sie friedfertig miteinander.

wie M. auch Krause zu sehen. Sept. 1817 wird ihm in Anbetracht seiner grossen Verdienste um die Gebäude der Universität eine Kronarrende in Form eines Landgütchens auf 12 Jahre verliehen. Die Personalakten K.s bekunden unmittelbar nachher ein besonderes Interesse Lievens an den Gründen seines Fernbleibens von den Sitzungen: daran war bei ihm das verfluchte Zipperlein schuld; als Genossen der Sünde am Gemeinwohl hatte er den alten, etwas kindischen Lorenz Ewers und den längst an allen offiziellen Dingen der Universität verärgerten Hezel. Ebenso wurde auch unter Lieven nun strenger kontrolliert, ob alle richtig angefangen, richtig geschlossen und nicht unterwegs Vorlesungen hatten ausfallen lassen. Darüber gibt es eine Verfügung Lievens vom 19. Januar 1820. Für M.s Art bezeichnend ist, dass er nicht selten die Ferien mit Geschäften und Geschäftchen hinzieht und dann am Ende das Bedürfnis zu einer kleinen Reise spürt. Dann bittet er wohl mit feierlich umständlicher Begründung um einen kurzen Urlaub. Es geht nicht mehr an, dass man auf eigene Faust später mit den Vorlesungen anfängt, widrigenfalls muss man, um für die verlorenen Tage nicht einen Abzug am Gehalt zu erleiden, wenigstens nachträglich ärztliche Testimonia einreichen. Zweimal unter Lieven, 1822 und 1824, wird von den Professoren über etwaige Beziehungen zu Freimaurerlogen Bericht eingefordert, wobei dann M. gestehen muss, dass er am Ende seines Halleschen Aufenthalts (wie übrigens auch Wolf, Körte I, 125 f) der dortigen Loge zu den drei Degen „im zweiten Grad“ angehört, in Berlin einmal als Gast in der Loge Royal York war, im übrigen aber nie irgendwelche Beziehung zu einer geheimen Gesellschaft unterhalten hat.

Parrot wurde bekanntlich nach der Rückkehr des Kaisers (2. XII. 15) nicht mehr von seinem Freund, der inzwischen den Einfluss der Egeria = Baronin Krüdener erfahren hatte und sich mehr und mehr dem Banne der Gedanken von der heiligen Allianz hingab, empfangen. Briefe und Projekte, in alter Weise vorgebracht, finden kein Echo mehr. Als er — merkwürdig genug — einmal den Grafen Lieven als Mittler anruft, spricht dieser von einer „genialen Irregularität“, die man einem Gelehrten zuweilen zugute halte, einem Kurator aber, von dem man Geschäftskenntnis verlange, nie verzeihen werde. Die Briefe L.s an Parrot, von Bienemann Balt. Monatsschrift XLII publiziert, sind von hohem Interesse. Er betet geradezu für P.s Seele: „O Jesus

Christus! Du ewige Liebe! Öffne diesem Mann, der so lieben kann, die Augen . . . Rufe ihn noch in der eilften Stunde in Deinen Weinberg, aus dem Letzten wird er schnell der Erste werden“ (25. IX. 17). Oder er stiftet aus Privatmitteln 150 Rubel zu einem Zaun um die Kegelbahn auf dem Domberge für die Studierenden, „die ich — N. B. wenn sie artig, sittig und ordentlich sind — wie meine Kinder liebe“, wobei er dieses nicht mehr zu verhindernde Etablissement offenbar so ansieht, als ob es sich um eine des Schleiers bedürftige Badeanstalt handle. Viel ist die Rede von Sonntag und Böhlendorff. Von letzterem gilt: „Religion ist nicht Wissenschaft allein, nicht Kopfsache bloss, kein blosses Moralsystem, das man auswendig lernt und darnach handelt. Es ist vorzüglich Sache des Herzens, des Glaubens, heiliger Gefühle und Gesinnungen, die man nicht erlernt, die nur erbetet werden können, die nur durch ein vom Heiligen entzündetes und durchdrungenes Gemüt in einem anderen geweckt werden können. . . Kann aber jemand etwas entzünden, wenn er selbst kein Feuer hat, ja wenn er gerade dies Feuer verschmäheth und verlacht, weil er keine Ahnung davon hat?“¹²³).

Parrot und Morgenstern hatten gelebt und gewirkt im unbedingten, frohen Glauben an die grossen und edlen Regungen im Menschen, das sursum corda auch für den Alltag predigend. Die Schulen mit Misstrauen in die Absichten der Untertanen zu überwachen, wäre ihnen ein Frevel erschienen. Parrot hat in der Schulkommission ausgehalten, bis es einfach unmöglich war. Sein Abschiedsbrief vom 11. Okt. 1821 ist zu einem erschütternden Dokument geworden: „Ich habe alle Aemter bei der Universität bekleidet, in allen Behörden mitgearbeitet, aber nirgends tat ich es mit so frohem, immer zufriednem Gemüt, als eben in der Schulkommission“. Nicht „aus Überdruß, Trägheit oder Leichtsinne“ legt er nun das Amt nieder, sondern „aus der festen, gereiften Überzeugung, dass ich nicht mehr hierher passe“. „Wo das Gesetzliche nicht mit Liberalität und echten Schulwesensinn sich paart“, ist kein Platz für ihn, und er hält nichts von dem Geist des Misstrauens, der ja „dem Schwindler doch nicht beizukommen“ vermag. Von anderen Geschäften hatte sich P. schon früher zurückgezogen, am frühesten überhaupt formell bei Berück-

123) Das sehr panegyrische Bild Lievens bei Busch wird gut ergänzt durch die Schilderungen von Goetze in seinem Buch über Golizyn 1882.

sichtigung seiner frühen Ernennung möglichen Termin lässt er sich emeritieren (Ende 1825), um fortan in Petersburg als Akademiker zu leben. Dass er sich an Alexanders Nachfolger Nikolaus I wieder mit beratenden Sendschreiben von unerhörter Kühnheit gelegentlich wendet, die freilich kaum irgendwie auf den Gang der Dinge eingewirkt haben, sei nur kurz erwähnt.

So wenig wie Parrot oder irgend einer der Veteranen hat M. umgelernt. Für eine Rolle, wie er sie als Mittler zwischen Universität und Kurator bei Klinger lange gespielt hatte, war natürlich für ihn jetzt kein Raum mehr. Es kommt nun jene Zeit, wo er sich mehr und mehr in seinem schönggeistigen Aposteltum gefällt, nach allen Seiten hin korrekte oder gar liebenswürdige Beziehungen wahrt, aber den Dingen, die er nicht ändern kann, ihren Lauf lässt. Der Universitätspolitik scheint er wie einem Schattenspiel zuzusehen. Auf Lieven, der 28—33 Unterrichtsminister ist, folgt als Kurator nach Baron v. d. Pahlen (28—35) der Soldat *Kraffström* (35—54). Anders erzählt neben andern Aussprüchen und Anekdoten („Er übernehme die Revision eines Regiments in drei Tagen, und ich wollte zur Revision der Bibliothek ein ganzes Jahr beanspruchen!“) auch, dass die von M. für die grosse Dombrücke („Engelsbrücke“) vorgeschlagene Inschrift *Otium et Musis sacrum*, die auf die wissenschaftlichen Institute des Doms gemünzt war, sich die dem Geiste der K.schen Reglementierung angemessenere Fassung *Otium reficit vires* gefallen lassen musste. Übrigens waren M.s Beziehungen zu K., der trotz Krankheit persönlich zum 50jährigen Doktorjubiläum erschien, offenbar herzlicher als zu L. Ein reger Briefwechsel und häufiger Gedankenaustausch verband M. aber mit Lievens Nachfolger im Unterrichtsministerium, dem hochgebildeten, mit Goethe befreundeten Grafen *Uwarow* (33—49), der als philologischer Schriftsteller u. a. über Nonnos und die eleusinischen Mysterien hervorgetreten ist (Sandys a. a. O. III 389). Wie er sich mit den universitätspolitischen Tendenzen *Kraffströms* und *Uwarows* abgefunden hat (über den letzteren eine Beurteilung vom baltischen Standpunkt aus bei [Neander] 43 ff), vermag ich nicht zu sagen, so gespannt auch die Atmosphäre häufig in seiner unmittelbaren Nähe war. Sein Nachfolger *Preller* legte 1843 sein Amt nieder, nicht ohne Zusammenhang mit dem Verfahren gegen *Ulmann* und *Volkmann* (Ende 42), unter dem Kurator *Kraffström* und Unterrichts-

minister Uwarow¹²⁴). Dann kommt das langjährige Rektorat des in schwerer Zeit äusserst klug waltenden Neue¹²⁵), von dessen grossen administrativen Gaben wohl nur sehr wenige Leser seiner noch jetzt überall benutzten Formenlehre der lateinischen Sprache etwas wissen. Und schliesslich erfolgt 1850 die Arretierung und Abschiebung seines intimen Freundes, des Juristen Osenbrüggen. Wie mag der alte Emeritus seinen persönlichen Kurs gesteuert haben in einer Zeit, deren Ideen und Tendenzen ihm längst, im Grunde seit Lievens Amtsantritt, ganz fremd geworden waren? In der sonst ganz rückwärts gerichteten, der Erinnerung geweihten Rede beim Doktorjubiläum fällt am Schlussglückwunsch für Dorpats Hochschule die Wendung auf: „immer fester wurzelnd im dankbaren Boden dieses deutschen Landes“. Die natürlich gegen Osten gerichtete Betonung des deutschen Charakters des Landes berührt bei M. immerhin seltsam und zeigt — wie viel oder wie wenig Bedeutung ihr nach dem Willen des Redners auch zukommen mag — doch die völlig veränderten Verhältnisse. Der junge M. hatte etwa so sich ausgedrückt: „Möge Dorpat ewig ein Erdenfleck bleiben, auf dem das Auge des Menschenfreundes mit Wohlgefallen ruht“. Und jene Verwurzelung im baltischen Boden, die M. freilich längst persönlich an sich erlebt

124) Preller selbst sagt in seiner Erinnerungsschrift auf seinen Freund C. O. von Madai, der gleichfalls im Zusammenhang mit jenen Vorgängen freiwillig sein Amt niederlegte (S. 25 Anm.), er, Preller, sei „infolge derselben Vorgänge samt anderen Chikanen und eines totalen Überdrusses an der ganzen Situation“ gegangen. Aus dem von Stieda publizierten Tagebuch Prellers (Balt. Monatsschrift 1927 (58. Jahrg.), Sept. u. Okt.) ersieht man jetzt genauer, dass es sich um einen an sich unbedeutenden Konflikt mit einem Studenten handelte, bei dem Preller nicht in würdiger Weise von der Behörde unterstützt wurde. Als er danach einen einjährigen Urlaub erbat, aber nur einen solchen für 4 Monate erhielt, reichte er seinen Abschied ein.

125) Dass M. an den von 1833—35 u. a. auch von Neue herausgegebenen Dorpater Jahrbüchern für Litteratur, Statistik und Kunst eifrigst mitarbeitete, besonders mit Berichten über seine Bibliothek und sein Museum, aber auch mit solchen über Petersburger Kunstschatze, mag immerhin erwähnt werden, da jene freilich bald eingehenden Jahrbücher die ausgesprochene Tendenz hatten, zwischen der aufstrebenden Welt des Ostens und der abendländischen Kultur zu vermitteln. Natürlich soll damit nicht gesagt sein, dass er irgendwie der durch Neue, mit dem er übrigens in angenehmen Beziehungen lebte, repräsentierten Vermittlungspolitik nahe gestanden hat. Neue war Rektor 36—38, 43—46, 47—50, zuletzt nicht durch Wahl, sondern durch „allerhöchste Ernennung“. [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre, 1853, S. 139. Über M.s 50j. Doktorjubiläum siehe den Bericht im Inland 1844 Nr. 19, ausserdem [Beise] 148.

hatte, war ja gerade durch Lieven und seine Ära erreicht worden, deren grosse Erfolge nicht zuletzt dadurch bedingt waren. Im Anfang sind, wie der Kurator Klinger, so auch alle hervortretenden Mitglieder der Universität — den Juristen Müthel etwa ausgenommen — Landfremde, ein Gesichtspunkt, der in vielfacher Beziehung von Bedeutung ist.

Merkwürdig berühren gelegentliche Äusserungen, durch die M. indirekt Stellung nimmt zu der so gänzlich veränderten Situation um ihn herum.

Mir fiel es längst auf, dass Morgenstern sich bei allen möglichen Gelegenheiten, in der Rede auf Wolf, in der Trauerrede auf Jaesche, in dem Vortrag beim 50jährigen Doktorjubiläum und an vielen anderen Stellen fast gewaltsam Anlass schafft, um jener von Wöllner nach Halle im Jahre der Habilitation Morgensterns (1794) geschickten Untersuchungskommission zu gedenken, die aus den Herren Hermes, Hilmer und Hecker bestand und eine schwere religiöse und politische Bevormundung bedeutet hätte, wenn sie nicht abgeschlagen worden wäre (vgl. Schrader I, 519 ff). Schwerlich konnte doch der längst vergessene Vorfall für das Dorpater Publikum als solcher grosses Interesse haben. Aber der Grund liegt auf der Hand: M. kann hier ungestraft seinem Zorn freien Lauf lassen, der in Wirklichkeit ganz aktuellen religiös-politischen Gefahren gilt. Ebenso hat er, wie wir sahen, als alter Mann bei der Beerdigung Jaesches 1842 ein sehr deutliches Bekenntnis abgelegt. Das hat offenbar um so angenehmer bei allen Alten berührt, als M. mutig gegen Verkleinerer Jaesches aufgetreten war, die seine Seelenruhe vom Standpunkt ihres angemassen Christentums aus bezweifelt hatten. Der alte Deutsch schrieb ihm Nov. 1842 in diesem Sinn. Es tue, so meint er, Not, dass wieder ein Eberhard eine Apologie des Sokrates schreibe, Frömmigkeit und Fanatismus gehen jetzt Hand in Hand, „es gärt gewaltig in alten Zweigen des Wissens, der alte Irrtum sinkt und schnell bald einen neuen in die Welt“. Man sieht, auch hier wird wieder einmal das Kommen einer neuen Zeit konstatiert.

Im Jahre 1839 feierte der längst (schon 1823, und zwar im Zusammenhang mit der Lievenschen Reform etwas gewaltsam) emeritierte Theologe Segelbach sein 50j. Doktorjubiläum in St. Petersburg. Liest man den Bericht¹²⁶⁾ darüber, so glaubt man

126) Sammlung der Glückwünsche, Reden und Lieder zur 50j. Jubelfeier des . . . H. Segelbach. St. Petersburg 1839.

zu spüren, wie sich hier die Leute der alten Epoche ein Stell-dichein gaben. Parrot sprach von den Verdiensten des Alten um die Menschheitsbeglückung, die Anwesenden sangen nach bekannter Melodie Verse wie:

Freundlich wie Frühlingslicht
 Lehrtest du uns die Pflicht,
 Menschlich zu sein,
 Banntest den finstern Wahn,
 Zeigtest der Tugend Bahn,
 Und was wir Guts getan,
 Danken wir Dir.

Morgenstern hatte in einer wohl gelungenen *tabula gratulatoria* (abgedruckt a. a. O. 37—42) mit der Redseligkeit des Alters den alten Rationalisten gefeiert, die Veränderungen des Personenbestands der Universität seit der Dienstzeit des Jubilars (1810—23) beweglich geschildert (*ut silvae foliis pronos mutantur in annos. prima cadunt, ita . . . vetus interit aetas*) und aus diesem herakliteschen Fluss der Dinge als festen Punkt die Erinnerung der Guten an die Verdienste der Lehrer herausgehoben. Eine direkte aggressive Note vermied man allerdings, gewiss aus guten Gründen.

Was Parrot anlangt, so hat er bekanntlich unerschrocken gelegentlich den Nachfolger Alexanders vor religiöser und sprachlicher Uniformierung gewarnt. Seine Rolle im einzelnen zu skizzieren, fehlt es mir an Material. In den Akten finde ich ein Dankschreiben von ihm an die Universität, die ihm zur goldenen Hochzeit ¹²⁷⁾ gratuliert hatte, das charakteristisch genug ist, um hier im Auszug mitgeteilt zu werden. Wieviel daran echter Parrot, wieviel Altersspur, wieviel offizielle Phraseologie ist, mögen Kundigere beurteilen: „Ich habe das Gute tätig gewollt, und dass Sie, teure Freunde, es so wohlwollend anerkennen, wird mir in dem nicht mehr fernen Augenblick, da ich mich bereiten werde, dem Allgütigen Rechnung über mein so lange gewährtes Leben abzugeben, eine Gewährleistung sein, dass nicht Selbsttäuschung in diesem Punkt meiner Rechenschaft mich verblende. Was aber mich zur Bescheidenheit mächtig auffordert, ist, dass ich nur glückliche Zeiten in Dorpat erlebt habe, Sie aber, Freunde, in dem Zu-

127) Datierung und genaue Zeitangabe darf man, worauf schon sein Biograph Bienemann aufmerksam macht, bei P. nicht erwarten, und wo sich derartiges bei ihm findet, ist es vielleicht in ebensovielen Fällen falsch wie richtig.

stande einer ecclesia pressa leben. Beharren Sie denn um so fester im Guten, in Einigkeit, in Liebe mit dem Vertrauen zu Gott, dass auch diese Zeit köstliche Früchte tragen wird, dass unser edler Kaiser gewiss nur das Gute will und es endlich herbeiführen wird. Er hat seine hohe Zufriedenheit über das gute Verhalten Ihrer Zöglinge bei den religiösen Wirren in Livland bezeugt und dadurch bewiesen, dass er die Jugend liebt. So leben Sie denn in diesem Sinne mutig, beruhigt und unverdrossen fort und sorgen Sie für die Ausbildung des moralischen Sinns, des göttlichen Sinnes der Religion und der Liebe, indes die Verwaltung für äussere Ordnung wacht“.

B. Der nationale Gedanke.

In den ersten Jahrzehnten des Lebens unseres Helden sind Gedanken über Staaten, Nationen, Völker u. s. w., wo sie überhaupt begegnen, durchaus im Zusammenhang mit der „höheren“ Idee der Menschheit behandelt. Bezeichnend auch in diesem Zusammenhang, dass ihm Platos Staat ja nur eine Fiktion zur Illustrierung der Moral ist. Veränderungen der Grenzen scheinen ihn nicht sehr zu berühren. Spezifisch preussisches Staatsgefühl tritt, soviel ich sehe, ebensowenig bei dem Magdeburger hervor, wie etwa irgendwelche Abneigung nach dieser Seite. Ganz klar heisst es in einer Aufzeichnung des Halleschen Privatdozenten (DXC, 253): *Patriotismus der Alten — es giebt noch etwas Höheres! Und der Patriotismus muss überhaupt einer edleren Neigung Platz machen.* Die Kriegswirren haben in der Danziger und in der ersten Dorspater Zeit für ihn vor allem die höchst unangenehme Bedeutung einer Störung seiner längst gehegten italienischen Reisepläne. Eine anonym 1794 erschienene, aber schon 1788 verfasste Schrift M.s, die aus unbekanntem Gründen durch die Zensur verboten wurde, ist betitelt: *Der Krieg in der Hand der Vorsehung ein kleineres Übel zur Verhütung grösserer.* Sie lässt nicht nur die Schrecken und Nachteile der Kriege, sondern auch die Gefahren und Mißstände der stehenden Heere vor dem Auge des Lesers erstehen, um dann doch im Sinne des Titels die Vorsehung in übrigens sehr sophistischer Weise zu rechtfertigen. Ein ewiger Friede würde Luxus und Irreligiosität fördern, Not lehrt beten, der Krieg allein fördert gewisse Tugenden, auch die Wissenschaften, wie die Chirurgie; die Kreuzzüge haben fremde Obstsorten nach Deutschland gebracht, ja durch den Krieg kommen

sogar Völker, die sich sonst gar nicht kennen gelernt hätten, denn der Handel ist dazu kaum geeignet, sich wirklich näher! Viel wichtiger als diese Dinge ist ein negativer Gesichtspunkt: nicht einmal von ferne her wird der Gedanke behandelt, der einem Modernen hier doch in erster Linie stünde, die Frage der Behauptung des Staates oder eines Volkstums und damit im Zusammenhang die Frage, ob diese Dinge auch bei dem ewigen Frieden gesichert sind, den M. dann doch schliesslich als Ideal und Hoffnung aufstellt, ohne freilich zu verraten, ob begründete Aussicht bestehe, dass dann die heute noch mit ihm verbundenen angeblich grösseren Übel durch Erziehung des Menschengeschlechts beseitigt oder gemildert sein werden. So sieht man in diesem Büchlein Kriege und stehende Heere rein formal in ihrer Funktion bewertet. Friedrich der Grosse wird erwähnt, nicht etwa, damit über die Gründe, Zwecke, Erfolge, Berechtigung seiner Kriege geurteilt werde, sondern wiederum rein formal, wie die Helden des Altertums, als Beispiel ungebeugter Seelengrösse in schwierigsten Lagen. Es gibt zu denken, dass die für das moderne Bewusstsein geradezu entscheidende Frage des Themas gar nicht berührt wird. In den Briefkonzepten M.s aus der Danziger Zeit finde ich eine Äusserung über den Soldatenstand anlässlich der Einziehung und Einkleidung eines Schülers, den M. zum Eintritt in die Akademie freibekommen will. Er schreibt am 9. Juli 02 an den entscheidenden Militär: *Wir sind mit Ew. Hochgeb. überzeugt, dass es überhaupt kein Unglück ist, gemeiner Soldat zu sein; aber wir hoffen auch darin von Ihrer Unparteilichkeit gütige Beistimmung, dass es für manche Individuen offenbar das Gegenteil von Glück sein müsse, die mit nicht gemeinen Anlagen und Vorkenntnissen auf einer anderen Laufbahn schon gewisse Fortschritte gemacht haben.* Was M. in seinen Festreden über Heldenkämpfe der Germanen oder der Römer vorträgt, gehört zu den Partien seiner Beredsamkeit, die am bedenklichsten nach der Lampe riechen, und auch von seinen Korrespondenten zeigt Freude an der Waffe wohl nur der wackere Doppelmair, der an ihn am 1. Nov. 1805 schreibt:

„Wohlauf, Hermanns Enkel, zu Pferd, zu Pferd!
In das Feld, in die Schlacht gezogen!

O könnt ich doch mit euch ziehen, aber so was Köstliches — auch dieses durfte mir nicht zu Teil werden. Ich darf nur mit

den Zähnen knirschen. Verdammtes Loos, das mich traf“. Doppel-
palmair aber war lahm!

Parrots dem Kaiser wiederholt geäußelter Wunsch, ihn an seiner Seite siegen oder sterben zu lassen, ist von dem Hintergrund des eigentümlich betonten Verhältnisses der beiden zu verstehen. „Sie wissen, dass es keine Freundschaft ohne Gleichheit geben kann; das einzige Mittel, diese erhabene Gleichheit herzustellen, ist das, die Verhältnisse, die die Natur gesetzt hat, nicht zu verletzen. Wenn Sie mich erhöhen, würden Sie mich erniedrigen. Selbst der Gedanke an das Gemeinwohl, der Gedanke, dass auf einem höheren Posten ich nützlicher sein würde, darf Sie nicht verführen. Mich wird er nicht verleiten, und hierin werden Sie stets unbedingtem Widerstand meinerseits begegnen. Nur in einem Fall könnte ich eine Ausnahme machen, wovon ich Ihnen schon einmal zu sprechen gewagt, dem, an Ihrer Seite zu siegen oder zu sterben. Kommt je ein Wort von Ihnen, ich fliege auf den Platz, den die Umstände, den mein Geist, meine Liebe für Sie mir anweisen, und Ihre Feinde werden im Dorpater Professor den Bonaparte der Freundschaft erblicken O mein Vielgeliebter!“ (Nach Bienemann, Parrot und Alexander 333, Brief v. Juni 1805). Bei Morgenstern lese ich folgendes, was nun auch gewiss wieder mehr persönlich, als politisch klingt: *Ein Feldzug (wobei er Generaladjutant oder Kommandeur einiger Tausend wäre) würde ihm, meinte Pt., seine geschwächte Gesundheit wieder stärken.* Hierbei mache ich darauf aufmerksam, dass M. die gewiss überaus wahrscheinliche, sonst m. W. nicht hervorgehobene Vermutung äussert, dass die dem Kaiser von Parrot unterbreiteten militärischen Ideen und Vorschläge, die sehr hoch bewertet werden (vgl. Bienemann, Parrot und Alexander 286 ff), auf Gedanken Krauses zurückgehen, der ja eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung genossen hatte. Der „geniale Strategie“ würde also nicht in dem Physikprofessor, sondern in dem Baumeister der Universität gesteckt haben (DXXXVI, 193)¹²⁸⁾.

128) Von Parrot ist (in dem Mémoire secret, très secret vom 15. Oktober 1810) zuerst „klar und entschieden der geniale Gedanke ausgesprochen, den ausser Scharnhorst und Knesebeck 1812 niemand geäußert hat und zu dem ungewollt die von Parrot erkannte Natur der Verhältnisse, nicht die Absicht der leitenden Persönlichkeiten hinführte. Die wirksame Verteidigung sollte nach ihm unter Ausrüstung der grösstmöglichen Streitkräfte, aber unter Ver-

Wichtiger und komplizierter ist die Beurteilung des Verhältnisses, in dem M. zu dem Begriff „Nationalität“ gestanden hat. In der Korrespondenz Parrots und M.s fällt zumal in der ersten Zeit der bezeichnende Zug auf, dass das Wort „kosmopolitisch“ ungefähr als Synonymon für hochgesinnt, menschenfreundlich, gemeinnützig gebraucht wird. In solennen Äusserungen hebt freilich gelegentlich M. schon früh die Bedeutung des deutschen Geisteslebens hervor, doch mehr in dem Sinne, dass eben den Deutschen bei der Arbeit an der Menschheit und für sie eine besonders wichtige Rolle zugefallen ist. Das Gefühl für den eigentümlich deutschen Beruf, ja überhaupt etwas wie Nationalgefühl ist bei ihm wie bei so vielen erst durch die unwürdige Lage vieler deutscher Staaten in den napoleonischen Kriegen geweckt worden. Die Rührung über den tiefgebeugten preussischen Hof, den er 1807 und 1808 besucht, lässt kaum etwas davon ahnen, dass bei diesen Katastrophen mehr als nur das Schicksal einer fürstlichen Familie auf dem Spiel steht. Unmittelbar nach dem zweiten Besuch erlebt M. in Erfurt und Weimar, wie alle deutschen Geistesgrößen im Banne Napoleons stehen. Deutlicher wird M. in einigen Äusserungen über und an Joh. von Müller, der eine recht dunkle Rolle als Überläufer zu Napoleon gespielt hat. Die Sache ist etwas komplizierter, als dass die Formel von Benjamin Cordt, dem Herausgeber der Briefe Müllers an M., ausreichte: „Mo. hat Mü. sein Renegatentum verziehen“. Am 16./28. VIII. 07 teilt Mo. mit, dass er Gerüchten am Memeler Hof entgegengetreten sei, wonach der Geschichtsschreiber Berlin zu verlassen gedenke. In der Antwort nennt Müller Napoleon, den er bisher in Briefen an den Freund nur mit „Attila“ und „Despot“ titulierte hatte, nun auf einmal „Fürst des Zeitalters“. Müller hat mit ihm sprechen dürfen. „Ich habe den unerhörten Reichtum seiner Ideen mit Erstaunen gesehen.“ „Noch mehr: Seit ich ihn sah und sein Heer genauer kennen lernte, war ich über den Ausgang im klaren, und nie ein Spiel der Träume und Gerüchte.“ So etwa, denke ich, schreibt Caelius an Cicero beim Beginn des Bürgerkriegs. Müller meint, es bestehe keine Inkonsequenz bei ihm selbst. „Ein solcher Mann hat kommen

meidung des Festungskriegs, in der Ausdehnung des Landes und im Magazinrieg, in den unaufhörlichen Handstreichungen gegen die feindlichen Heeresmassen gesehen werden, bis die geeigneten Augenblicke kämen, den geschwächten Gegner durch die grosse Armee zu vernichten“ Bienemann 296 f.

müssen, zu wecken, an echte und grosse Grundsätze zu erinnern, die Schlacken der Verweichlichung, der Erschlaffung und den Rest vieler Vorurteile auszubrennen. Aber die endliche Entwicklung ist noch nicht erschienen: sie kann und, ich hoffe, sie soll Gewinn werden für die Welt etc.“ Bald nach Empfang dieses von Berlin datierten Briefes hört M. von Müllers Anstellung in Cassel im Königreich Westfalen. Er schreibt ihm am 3./15. Febr. 1808. Müller kann sich nie untreu werden. „Es giebt ja ein Bewusstsein und eine Nachwelt, und ein Bedürfnis jeder höheren Seele, in der Grundfeste ihres Seins unerschütterlich, in allen Äusserungen ihres innersten Wesens, trotz dem Wechsel der Erscheinungen, konsequent, sich selbst getreu zuerst vor jenem dazustehen, dann vor dieser.“ Er schickt ihm sein Gedicht an die Königin, das er erläutert. Für den Kronprinzen war noch der Sendung beigelegt eine in Dorpat hergestellte Sepiazeichnung: Annibale Carraccis Genius des Ruhms. Darauf bezog sich der Schluss des Gedichts:

So hebt einst sich Dein Sohn, herrlicher Ahnen wert,
Dem Jahrhundert voran! Über den Wolken strahlts:
Ihm Uraniens Schöne;
Deinem Friedrich der Mutter Bild.

M. knüpft daran in jenem Brief die Bemerkung: „Wer wird übrigens dem Deutschen (wer es war, bleibt's) nicht Wünsche verzeihen! Preussen, Sachsen, Baiern, Rheinbund, Westfalen u. s. w., das ist ja alles Deutschland; und die Schweiz im Grunde ja auch, zum Teil selbst Liv-, Est- und Kurland u. s. f. Schon einmal schrieb ich Ihnen eines zu früh gestorbenen Jünglings¹²⁹⁾ Wort:

Dich leugnet laut und ernst zwar der Mitwelt Geist,
Du aber warst und bist und wirst sein,
Vaterland Hermanns!

Das glaub' ich auch noch — noch. Man muss das glauben; sonst kann es nicht sein. Dem, was nun einmal kam und nicht anders kommen konnte, muss man begegnen mit dem Geiste; wo möglich, mit jenem stillkräftigen, mächtigen heiligen Geiste, der alles überlebt. Das hat mein Freund getan, und tut's — so nehm ich's. Die Rezension des Rheinbunds möcht' ich allerdings, wie Sie voraussahen, recht gut verstanden haben. Sie hat mir

¹²⁹⁾ Sonnenberg (1779—1805), geb. zu Münster, Verfasser vaterländischer Gedichte.

sehr wohl getan, so wie die übrigen Ths¹³⁰) in der Jenaischen Allg. Zeitung bis August 1807; denn mehr sah ich noch nicht. Hätt' ich das alles anders gefunden, so würd' ich es sagen — das versteht sich. Sonst lohnte es überhaupt nicht, sich gegenseitig irgend etwas zu sagen“. Am Schluss folgt auf eine Anekdote über ein Zusammensein mit Parrot: „Wozu erzähle ich diese Tändelei? Um Ihn, von welchem ich auch ohne seine Versicherung wusste, dass er „vom Anfang an derselbe“ bleibt, „ein Mann aus der antiken Welt, wenig angefochten vom äussern Schimmer“, um dem Unwandelbaren gesagt zu haben, dass ich für Ihn unwandelbar bin K. M.“ Das Verhalten des mit antikem Eros und Morgensternschem Verehrungsbedürfnis geliebten Freundes war offenbar nicht ganz unbedenklich¹³¹). M. aber war in den Zeiten der Katastrophen innerhalb seiner Humanität zu einem mit pathetischer Leidenschaftlichkeit ergriffenen, überstaatlichen Ideal „Deutschland“ vorgedrungen, dem selbst die Grenzveränderungen vielleicht nichts antun konnten. Von hier aus befreundete er sich mit den Rheinbundideen Müllers. Noch viel deutlicher wird die literarische Vermittlung des Gedankens — sie ist bei M.s Religion und Deutschtum¹³²) immer von Wichtigkeit — in einem anderen Fall, wo er viel klarer redet.

Am 12. Dez. 1813 spricht M. über „Klopstock als vaterländischer Dichter“. „Im vorigen Jahr galt es die Fortdauer der Riesenmacht Russlands. Nun diese sich so glorreich bewährt hat, gilt es in diesem Jahr (Dank der grossen Seele unsers Kai-

130) Müller zeichnete seine Rezensionen in der Jenaischen Lit. Ztg. mit Ths, was M. („entweder von Thukydidides oder von Ihnen“ 31. Okt. 05) erraten hatte.

131) An Sonntag in Riga schreibt M. am 27. XII. 1807 über Müller: *Wahrscheinlich ist er ja noch in Paris. Ille ego qui quondam... Aber bei mir ändert das nichts. Ich glaube. Ich bin jetzt mehr deutscher Patriot im Herzen als jemals. Das heisst, ich möchte es sein in diesen Zeiten.* Der nachmalige vieljährige Rektor Ewers, damals noch nicht Professor in D., ein warmer Verehrer Müllers, schreibt in dieser Zeit an M., er habe, selbst Westfale, mit Genugtuung von der Verwendung Müllers gerade im Königreich Westfalen gehört und bittet M., ihn in Cassel Müller zu empfehlen. Auch er scheint also nicht starken Anstoss genommen zu haben.

132) A. d. J. 1813: *Die politischen Zeitungen las ich jetzt natürlich mit sehr lebhaftem Interesse und auch manche politische Flugschriften: Die Aufrufe an die Deutschen u. s. w. Auch in Arndts hist. Taschenbuch auf 1813. Unter jenen politischen Flugschriften ist manches mit wahrer Beredsamkeit geschrieben und der Nachwelt würdig. Ich fing eine Sammlung davon an (DXCIV, 363).*

sers!) die Rettung, die Befreiung Deutschlands. Dahin sind jetzt aller Augen gerichtet, dahin die Herzen aller, die in Deutschland ihr eigenes Vaterland, wie so manche von uns hier, oder doch das Vaterland ihrer Väter und Vorfahren, wie die meisten der hier Versammelten, lieben und verehren. Seit Jahrhunderten wurden die Worte Deutschland, deutsche Nation nicht häufiger, nicht wärmer ausgesprochen, als in unseren Tagen.“ „Als sollte die alltägliche Wahrnehmung im kleineren Kreise des Lebens auch hier in GROSSEM bestätigt werden, dass der Wert eines Guts den Sterblichen erst ganz, ja doppelt, fühlbar wird bei dem Verluste.“ M. redet weiter von der romantischen literarischen Bewegung der Tieck, Schlegel u. s. w., die, aus diesen Gründen erwachsen, in dieser Hinsicht jedenfalls keinen Tadel verdiene, von Görres, den Brüdern Grimm, von dem vermehrten Interesse am Nibelungenlied. In diesem Zusammenhang findet er in Klopstock einen erlauchten Ahnherrn dieser Stimmungen. Freilich hat er nicht Heinrich den Vogler in einem Heldenepos besungen. „Er sah die höhere Bahn, die hinaufführt zu dem Vaterlande des Menschengeschlechts, und zog sie vor.“ Doch keiner erkannte so wie er die Urkräfte unserer Sprache, so die Schwäche der Deutschen in der Nachahmung des Fremden. Er zeichnete mit Liebe das Bild altdeutscher Biederkeit. Wie veraltet erscheint jetzt nach 40 Jahren Wieland, der im Jahre 1773 bei dem Beginn seines Teutschen Merkur sich über den Eifer ereiferte, mit der die Barden der Telyn durch Wiederbelebung der altdeutschen Vorwelt einen Nationalcharakter der deutschen Dichtkunst zu schaffen bestrebt waren, wie er unter deutschen Bedingungen unmöglich, unter modernen Verhältnissen der Aufgabe der Dichtkunst unangemessen sei. Die Musen, so meinte Wieland, sollen vielmehr den Wert der häuslichen Privattugenden und ihren Reiz in rührenden Gemälden preisen. Der tödliche Schlummer ist verscheucht, man erkennt besser als sonst die trotz grosser Gaben doch durch einen Mangel höherer Charakterenergie beeinträchtigte Veranlagung des lebenswürdigen Dichters an der Ilm. Ein neuer Tiber hat Germanien zu unterjochen versucht und eine Triumphsäule errichtet. „Diese Augen sahen sie, und sind nicht erblindet!“ Früher habe er wohl auch dramatisches Leben in den Bardieten Klopstocks vermisst, jetzt sehe er nicht nur in ihnen ein Kunstwerk nach Art der ältesten griechischen Tragödie, deren Vorbild Kl. wohl mochte vorgeschwebt haben, nein

— er hat Tacitus über Arminius wieder gelesen, er hat mit den Bürgern und Bauern der Heimat mitgelitten, mit den Politikern mitunterhandelt, mit den Truppen mitgewagt und mitgesiegt. „Meine Seele glühte . . . ich musste am Ende das Buch aus der Hand legen, weil ichs nicht länger ertrug.“ Klopstocks Seele, endlich, endlich ihres Deutschlands froh, schaut in diesen Tagen auch herab auf den ihr schon im Erdenleben so teuren¹³³) russischen Erwecker Deutschlands. Aus deutschem Urstamm Russe, ist Alexander doch vor allem Mensch, darum des Menschlichen nichts fremd sich achtend. Heut öffnet sich der bessern Zukunft Morgentor.

Dem Druck ist für „unsere deutschen Jünglinge“ (siehe Anm. 60) das Motto beigefügt:

Sieh dort den Eichbaum Hermanns in voller Pracht!

Die Wurzel treibt der Sprossen viele:

Jüngling, der schönste soll einst Dich kränzen!

Niemand wird verkennen, dass sich hier ein ganz neues Gefühl regt. Zwar gestattet die politische Situation mühelos, diese erwachte Begeisterung für deutsches Wesen in Ausgleich zu bringen mit dem Stolz des auch erwachten Russlands; beide Völker dienen, geführt von dem Genius der Humanität, Alexander, den höchsten Interessen der Menschheit: so scheint noch die unbefangene Vorstellung zu sein, zum mindesten deutet nichts bei dem Redner auf geschickte Retouchierung. Möglich — ich wage keine Entscheidung —, dass nur wir nach grosser zeitlicher Distanz fühlen, dass ein Riss in das grandiose Weltbild der Aufklärung gekommen ist.

Es war mir von hohem Interesse und eine Bestätigung meines allgemeinen Eindrucks, als ich in den Akten über Feierlichkeiten folgendes Ereignis diskutiert sah: Am 12. Nov. 1811 liess man bei einem besonderem Siegesfest den Professor von Kaisarow (1810—12 Professor für russ. Sprache und Literatur) eine

133) Diese Ode, auf die M. sehr oft Bezug nimmt, beginnt:

Erscheinen sah Dich, heilige Menschlichkeit,

Mein wonnetrunkenes Auge

und schliesst nach ehrenvollem Vergleich mit dem alten Alexander:

Der hat gesehn der heiligen Menschlichkeit

Erscheinung. Taten folgten dem Blick! Nun scholl's

Von Melodieen, uud tausend Stimmen

Feierten Russiens Alexander.

Rede in russischer Sprache halten. Viele erklärten, gern kommen zu wollen, obwohl sie nichts verstünden. Der Redner selbst erklärte, es sei zwar traurig, zu einer halbtauben Versammlung sprechen zu müssen, aber die Freude über den Sieg hebe ihn darüber hinweg. Er bat übrigens, ein Kollege möchte doch noch eine kurze Rede in deutscher Sprache halten. Die meisten versprechen laut Zirkular gern ihre Anwesenheit, nur wenige mit Vorbehalt, „wenn mich nicht etwa das böse Zipperlein plagt, welches sich heute schon anmeldet“, schreibt Segelbach. Die Rede mit dem Titel „Von der Liebe zum Vaterland“ wurde auf Verfügung des Konseils gedruckt¹³⁴⁾.

134) In der interessanten Frage, wie sich die Universität in ihrer ersten Epoche zur russischen Sprache stellte, lässt sich etwa folgendes feststellen. Schon am 25. Mai 1804 forderte Klinger in einem Vortrag im Konseil auf, bei den Abgangszeugnissen der künftigen Staatsdiener die gehörige Aneignung der russischen Sprache zu betonen und den Unterricht im Russischen an der Universität zu verbessern. Sein Gesichtspunkt bei dieser Anregung mag ähnlich gewesen sein, wie bei der Ernennung Glinkas zum Professor des Russischen 1803, wegen deren er an Parrot (13. III. 03, Rieger III, 241) schreibt: „Wegen G. musste man tun, was geschehen ist, und es war unsere Pflicht als Ausländer, der Nation in ihm ein Kompliment zu machen, durch die wir da sind“. Kommt Kenntnis des Russischen irgendwie im Konseil in Betracht, so finden sich ausser Glinka in der Folgezeit allerdings nur 2, höchstens 3 Mitglieder. Im übrigen bemerkt man anlässlich der Beurteilung des geschilderten Falles Kocchy i. J. 1807, dass ganz besondere Entrüstung erregt hatte K.s Bemerkung, er wolle lieber in die Hände des Feindes fallen als in die der bei ihm einquartierten russischen Soldaten. Russisch kenne er nicht, wolle es auch nicht lernen. In der scharfen Ablehnung dieser und ähnlicher wegwerfender Äusserungen begegneten sich die allgemeinen Vorstellungen von Menschenwürde mit der angemessenen Rücksicht auf die Sprache und Bevölkerung des Reiches, obwohl der letztere Gesichtspunkt nicht erwähnt wird. Dann gibt es noch einmal einen anscheinend unbedeutenden Zusammenstoss anlässlich einer Unterlegung, die die Universität offenbar in einem bedenklichen Russisch stilisiert und einem Ministerium unterbreitet hatte. Hier antwortet die zur Rede gestellte Hochschule recht unwirsch, sie habe das Recht, in deutscher Sprache mit ihren Behörden zu verkehren, und stellt die Forderung, man möge ihr für einen russischen Translateur eine Kanzlei einrichten. Die Akten über den Gebrauch der russischen Sprache, die nachmals gewaltig anschwellen, beginnen aber im Grunde mit den Anträgen des Juristen Johann Georg Josias Neumann, der in seiner Begeisterung und Betätigung für das Russische geradezu ein psychologisches Problem darstellt, das nicht ohne weiteres mit jenen in den napoleonischen Kriegen auch bei anderen zu beobachtenden Sympathien zu verbinden ist. N. ist, wie M., Magdeburger von Geburt. Freilich ist russisches Recht sein Hauptgebiet bei Vorlesungen und literarischer Tätigkeit. Auch ist zu beachten, dass er 1811 von Kasan, wo auch der Mediziner Erdmann gewirkt hatte,

Es ist begreiflich, dass die Hochspannung von 1813 in dieser Weise nicht vorhalten konnte. Und so hören wir Morgenstern nach einem Jahr, am 12. Dez. 1814, ich möchte sagen, in offiziellerem Ton von den Weltbegebenheiten handeln. Von dieser Rede ist ein Auszug in den Dörptschen Beitr. III, 53 ff zu lesen. Alexander Soter, von Moskau bis Paris Retter Russlands, Deutschlands, Europas! „Er wollte die Rettung der Welt, und sie war gerettet!“ „Triumphzug der Menschlichkeit, noch mehr,

nach D. berufen wurde und 1814 wieder dorthin zurückkehrte, von wo er freilich wieder 1817 den Weg nach D. zurückfand. Sein Entlassungsgesuch vom 14. März 1814 führt u. a. aus: „Durch die fortgesetzte Beobachtung und vielfache Überlegung mehrerer Jahre ist die früher schon von mir gehegte Meinung, dass der Ausländer, um sich für den russischen Staatsdienst ganz brauchbar zu machen, Sprache und Sitten des Landes kennen muss, zur festen Überzeugung geworden . . . Diese Überzeugung von der pflichtmässigen Notwendigkeit für jeden Ausländer, der in Russland zu bleiben gedenkt, sich womöglich in die russische Sprache so einzuarbeiten wie in seine eigene Muttersprache, verbunden mit der Betrachtung, dass ich anfangs, in die Jahre zu treten, in welchen es immer schwerer wird, sich eine neue Sprache noch ganz anzueignen, ist der Hauptgrund meines Gesuchs um meine Entlassung“. In Dorpat, so gab er zugleich zu erkennen, sei eine solche Möglichkeit kaum vorhanden. Aus den Personalakten Neumanns entnehme ich weiter, dass Gust. Ewers die Gelegenheit benutzte, um auf den Mangel an russisch-staatsrechtlicher Literatur in Dorpat aufmerksam zu machen, M. aber gab sofort im Zusammenhang mit der Entlassung N.s seine Sympathie für Steltzer-Moskau zu erkennen, soviel ich urteilen kann, sein einziger Missgriff, während er sonst in Berufsfragen eine sehr glückliche Hand zeigte.

Nach N.s Rückkehr weisen die Akten die Spuren seiner ganz planmässigen Arbeit für die Kenntnis der russischen Sprache auf. Dass er Kurse einrichtete, um den Juristen die Lektüre der russischen Rechtsquellen und die Aneignung der russischen termini technici zu ermöglichen, scheint im Konseil nicht beanstandet worden zu sein. Aber er mischte sich auch in die Fragen anderer Fakultäten. So wollte er die medizinischen Kronstipendiaten zu eifrigem Studium des Russischen angehalten wissen und ihnen im Falle mangelnden Fleisses in diesem Punkt den Brotkorb höher hängen, ja die Rückzahlung der für sie aus öffentlichen Mitteln bereits geleisteten Zahlungen auferlegen. Hier stiess er freilich auf den Widerstand der Mediziner, die meinten, die Lücken im Russischen könnten die Studenten doch nötigenfalls später leichter schliessen, als die in der medizinischen Ausbildung. Zum Hauptschlag aber holt er im April 19 aus, wo er den Gymnasien Pflichtvergessenheit in dieser Sache vorwirft und für die Zukunft spezifizierte Angaben in jedem Abgangszeugnis eines Gymnasiasten über seine Reife im Russischen verlangt. Fein bemerkt Ewers gegenüber den dann weiter von N. auf der Universität verlangten ewigen Kontrollen im Russischen, ihm seien die Studenten die liebsten, die ein Lieblingsfach mit Eifer studieren, ohne durch nicht zur Sache gehörige Prüfungen

Triumph vollendeter Bildung zur hohen Würde der menschlichen Natur, zur unvergänglichen Ehre unserer Russen — Europa weiss nun, wer und wo Barbaren sind und wo nicht.“ „So triumphiret das Moralische überall.“ Von dem hochherzigen, zartfühlenden Alexander, den nach eigenem Zeugnis nur der Trieb, der Menschheit zu nützen, nach Frankreich geführt hat (Antwort an die Abgeordneten des Nationalinstituts am 13. IV), gilt das Wort:

abgelenkt zu werden. Sie würden dem Staate nützen, ohne an ihn zu denken. In seinem Votum vom 28. IV. 19 klagt Neumann darüber, dass die Studenten zumeist „nicht einmal die Sprache des Landes kennen“. Aber „nur der ist wahrer Patriot, der durch die Sprache mit den Einwohnern des Landes befreundet ist“. Der jetzige Zustand, bei dem die „russische Universität D.“ die in kaiserlichen Ukasen hinsichtlich der Beherrschung der russischen Sprache auf den russischen Universitäten aufgestellten Forderungen nicht auf sich bezieht, ist ungesetzlich. Von 10 Studenten kennt kaum einer einigermaßen Russisch. Er fordert, auf die Gefahr hin, dass die Zahl der Studierenden erheblich zusammenschmilzt, für alle Studierenden strenge Aufnahmeprüfung im Russischen, als Bedingung für die Ausstellung eines Entlassungszeugnisses einen russischen Aufsatz. Gust. Ewers macht den Russifikator aus Magdeburg in einem ausführlichen ruhigen Gutachten auf die besonderen tatsächlichen, gesetzlichen und geschichtlichen Bedingungen des Landes aufmerksam, von denen jener merkwürdigerweise kaum etwas zu wissen scheint; die baltischen Provinzen, die Russland so viele hohe Beamte geliefert hätten, stehen an Patriotismus hinter keinem Teil des Reiches zurück. Wolle man diesen an Einheit der Sprache knüpfen, so könne man nur mit Entsetzen an die Konsequenz denken, dass schliesslich auch noch Orthodoxie als Bedingung gefordert würde. Der künftige Pfarrer, sprachlich schon durch Hebräisch, Estnisch, Lettisch zur Genüge belastet, brauche nicht auch noch Russisch. Im Justizdienst wirken eine grosse Zahl von Leuten, die, des Russischen unkundig, hochverdient und ganz unentbehrlich sind. Immerhin hält auch Ewers Kenntnis des Russischen beim „Zivilbeamten“ und „Advokaten“ für erwünscht. Parrot erwähnt, dass es dem russischen Unterricht der Gymnasien an geeigneten, mit Autorität begabten Lehrern fehle. Das einzige, was man in der Erwartung eines gewissen Erfolges habe tun können, sei, dass man möglichst frühzeitig russische Unterrichtssprache in diesen Stunden angeordnet habe. Parrot war als altes Mitglied der Schulkommission durch Neumanns Vorwürfe gegen die Schulen auf den Plan gerufen worden. Von den sehr umfangreichen Vota von E. und N. (in den Konseilprotokollen und in den Akten über russische Sprache) sind hier nur Andeutungen gegeben worden, die übrigen Professoren schliessen sich mit meist besonders betonter Übereinstimmung Sr. Magnifizienz dem Rektor Ewers an. Ein Beschluss wurde in dem Sinne gefasst, dass alle, die ein Abgangszeugnis wünschen, an welches „der Rang“ geknüpft ist, auch in der russischen Sprache zu prüfen seien. Dass von den philologischen Seminaristen Kurse im Russischen bei dem betreffenden Professor pflichtgemäss gefordert wurden, haben wir bereits zu bemerken Gelegenheit gehabt.

Le coeur est le flambeau, dont son esprit s'éclaire. In tiefer Religiosität rief er dem Schöpfer in das Chaos seiner Zeit hinein das Wort nach: Es werde Licht! Das Reich des Bösen stürzte zusammen, und ein millionenstimmiger Chor jauchzte unter Freudentränen auf: Es ward Licht! In die Segenswünsche loyal eingeschlossen werden die verbündeten Monarchen und die Feldherren der Heere, fast scheint es, als ob der wohlgerundete Mund des Festredners sich ganz wieder in den alten Tiraden verlautbart¹³⁵).

Und nun als Gegenstück der Eingang der Goetherede aus viel späterer Zeit, als sich 1832 zum vierten Mal der Tag der Thronbesteigung des Nachfolgers, Nikolaus des Ersten, jährt. Sie gilt Goethe, der einmal einen Orden bekommen hat von Alexander, der manchen Gliedern der kaiserlichen Familie nahe stand, der Ehrenmitglied der kaiserlichen Akademie war, der der Universität Dorpat ein Dankschreiben auf ihre Denkschrift von der ersten Vierteljahrhundertfeier geschickt hat — „doch wozu bedarf's der vielen Worte? Sind wir Anwesende nicht meist Deutsche? Feiern also auch wir in einem Tempel deutscher Geistesbildung ein höchst würdiges Angedenken“. Ganz offenbar waren jene einleitenden Worte höfisch-konventioneller Loyalität keineswegs überflüssig, das Schlussgebet für den Kaiser und den auf den Säulen der Gerechtigkeit und Weisheit gegründeten Thron ist ganz unpersönlich.

Man wird es verstehen und billigen, dass wir diese Frage hier nur im Anschluss an das vorliegende persönliche Material behandelt und Blicke nach rückwärts, nach vorwärts, nach links und rechts vermieden haben. Das Ringen der erwachenden nationalen Gedanken mit dem Erbgut der Aufklärung weist bei den Personen um 1800 herum soviel gemeinsame, aber auch andererseits soviel verschiedene Züge auf, dass eine wirklich fruchtbare Vergleichung weit über den Rahmen dieser Darstellung hinausführen würde¹³⁶). Kurz erwähnt sei nur, dass es kein Zu-

135) Anfang 1815 liest M. mit grossem Genuss Tacitus Germania, macht seine Noten dazu und findet in der berühmten Stelle 33 *Maneat duretque gentibus si non amor nostri, at certe odium sui* neben römischem Patriotismus ein nicht unterdrücktes Humanitätsgefühl! (DXCV, 460). Im Mai desselben Jahres studiert er Goethes Epimenides' Erwachen und glaubt in dem Vers „Die Fesseln selbst, sie schienen mir Gewinn“ eine „retractatio des Dichters“ zu finden (ib. 492).

136) I. a. sei auf das Werk von Meineke: *Weltbürgertum und Nationalstaat*, besonders auf seine ersten Kapitel verwiesen.

fall ist, wenn wir gleich bei unserem ersten Zitat aus M.s früherer Zeit die Antike als Paradigma des Patriotismus angeführt fanden, der freilich von etwas Höherem überwölbt werden müsse. Auffallend ist umgekehrt, dass bei der im übrigen, wie bemerkt, sehr starken literarischen Vermittlung dieser Gedanken für den klassischen Philologen M. doch im ganzen das Altertum keine erhebliche Rolle gespielt zu haben scheint. Jedenfalls waren die antiken Impulse bei anderen Persönlichkeiten des deutschen Geisteslebens nach dieser Richtung hin stärker. Natürlich fällt i. a. ins Gewicht, dass er die entscheidende Zeit in Trennung von dem deutschen Mutterboden unter ganz besonderen Verhältnissen verbracht hat. Diese verdienen noch eine nähere Betrachtung.

Was die speziellen Bedingungen im Land anlangt, so glaubt man in der ersten Zeit zu spüren, wie die Führer der Professoren den frischen Wind der öffentlichen Meinung in den Segeln haben. Was erschien edler, als für die Interessen der Menschheit zu kämpfen, was war, vom agitatorischen Standpunkt aus und in den Augen ganz Europas, wirkungsvoller, als dass der Gegner in den Fragen der Universitätsverwaltung, so oft es der Kampf erforderte, auch zugleich als ein Anhänger der schändlichen Barbarei und Rückständigkeit in allen menschlichen Dingen hingestellt werden konnte? Daher die in der Öffentlichkeit kaum bemerkbare, matte Verteidigung der ritterschaftlichen Rechte. Gerade umgekehrt liegen die Dinge unter dem Lievenschen Regiment. Die Leuchtkraft der alten Ideale der Aufklärung und Humanität schien ihren Zauber eingebüsst zu haben; gewiss war es nicht nur Streberei und Gesinnungslumperei, dass sich weite Kreise der Öffentlichkeit ganz ähnlich entwickelten, wie der Kaiser selbst, und im religiösen und politischen Leben Mächte wieder sich regten, die bereits als überwunden gegolten hatten und belächelt worden waren. Der Rest der Heroen der ersten Zeit verhält sich denn auch auffallend still, man spürt deutlich, dass ihre Anschauungen über den kleinen Kreis der Gesinnungsgenossen hinaus in der Öffentlichkeit nicht mehr die wünschenswerte Resonanz finden. Die Universität hatte, zum mindesten scheint es so nach ihren offiziellen Verlautbarungen, am Anfang mit einem Teil des deutschen Adels in scharfem Konflikte gestanden. Sie hatte ihre Autonomie, gestützt auf den russischen Kaiser und seine Berater, im Bunde mit dem deutschen, aber landfremden Kurator Klinger gegen

Ansprüche massgebender deutscher Kreise des Landes verfochten. Freilich hatte sie grosse Teile der deutschen Bildungsschicht im Baltikum dabei zu lauten oder stillen Bundesgenossen. Hier ist der Ort, dem Dichter Karl Petersen das Wort zu erteilen, der in freilich etwas drastischer Form gewisse Tendenzen der Zeit vertritt. Er richtete Juli 1799, also zu einer Zeit, wo schon alles von der „Irrwischuniversität“ sprach, die in den Projekten noch zwischen Dorpat, Mitau und Pernau unsicher hin und her schwankend „hier entsteht und dort vergeht“, an K. Th. Hermann, der, ursprünglich Leipziger Jurist, damals Hauslehrer war, später als Advokat und schliesslich als Gymnasiallehrer in Dorpat wirkte, er selbst ein Hauslehrer im Hause von Vietinghof, u. a. folgende Verse:

Was nützt dir deine Pädagogik?
 Sie schmilzt dahin wie Schnee im März!
 Du haust den Jungen den Popo dick
 Und wähnst: Du bildetest ihr Herz.

Und wisse: Jeder junge Herr Von
 Wird einst ein alter Herr Von,
 Trotz dem moralischen Geplär von
 Dem *ἀγαθόν* und dem *καλόν*

Und weisst du, was das Resultat ist?
 Für dich legt keine Kuh ein Ei!
 Dein Herzchen, wenn du desperat bist,
 Geht wie ein alter Schuh entzwei

Dein Endchen Licht bedeckt ein Scheffel;
 Hör meinen Rat und sei nicht dumm,
 Und speis mit dem Pandektenlöffel
 Ein Dörptsches Auditorium.

Du kennst und bist das Corpus iuris,
 Jus principum, und auch das ius
 Naturae, ganz und gar in puris
 Et brutis naturalibus.

Besteig in Dorpat ein Katheder
 (Die süsse Hoffnung ist so nah)
 Und sing das Lied von Schikaneder:
 „Seht, Papageno ist schon da“.

Sehn dann die Holden, dass dein Ruhbett
 Schliesst Professorenbeine ein,
 So wird ihr Herzchen weich wie Kuhfett,
 Und jede will die Deine sein.

Zu einer solchen Verbesserung seiner gesellschaftlichen Würde und — nach Petersen — seiner erotischen Chancen hat es Hermann nicht gebracht, den der Freund 1802 von neuem andichtet:

Zwar bist du noch ein Erzelote
 Sentimentaler Weiblichkeit
 Und siehst in jeder Katzenpfote
 Symbole der Unsterblichkeit.
 Du hältst Diät in Frass und Liebe,
 Verseraphst dich beim Wasserglas,
 Dein Auge, so elegisch trübe,
 Ist öfter als die Kehle nass.

Hermann klagt denn auch in seinen Memoiren etwas unwirsch über die schon vor Kaiser Pauls Tod aus dem Inland berufenen Professoren, „nicht gerade die besten, sondern nur so, wie man ihrer habhaft werden konnte“. Die Bauernfrage spielt auch bei ihm eine grosse Rolle, die auch Petersen gelegentlich satirisch streift:

Und wollte mir Gott noch das vergönnen,
 Dass ich mich könnte von Petersen nennen,
 Dass ich dann könnt im Bauerschinden
 Den wahren Stein der Weisen finden,
 Und 's Satans Alchymie ergründen.
 So tät ich von Herzen gern Verzicht
 Aufs letzte Fünkchen Seelenlicht.

Ein zutreffendes Bild von der damaligen Situation zu gewinnen, ist freilich schwer möglich, und ich gestehe unumwunden, dass sie für mich trotz der hier versuchten Skizzierung der zeitgenössischen Strömungen im Grunde doch ein Rätsel bleibt. Wie es möglich war, dass die repräsentativen Wortführer der Universität gegen Ritterschaft und Adel in oft durchaus agitatorischen Deklamationen loszogen, ohne im Land die schwersten Konflikte heraufzubeschwören und die Existenz der Hochschule zu gefährden, bleibt eigentlich unklar. Man lese nur Dokumente, wie die

bei der Eröffnung der Bibliothek der Universität im Dom von Parrot gehaltene Rede (6. VIII. 06, jetzt bei seinen Personalakten). Man glaubt den Agitator einer Volksversammlung zu hören, wenn da von den unruhigen Horden deutscher Ritter, von habstüchtigen Priestern, von einem Zwinger für Geist und Tätigkeit geredet wird, zu dem der Tempel des Allgütigen angeblich gemacht wurde. Und doch war der Ort auch ehemals „der Verbreitung der Aufklärung geweiht. Aber es war die Aufklärung jener Zeiten finster und tyrannisch, eine Unterdrückerin der intellektuellen und bürgerlichen Freiheit“ . . . Immerhin setzt Parrot unter den hier bestatteten Unterdrückern auch einige Gute an, die ihren Segen zu der neuen Bestimmung geben werden. Die Manen der Schlechten aber, in jenem Leben vielleicht schon gebessert, werden über sich selbst seufzen. Von einem Protest gegen solche Äusserungen ist mir nichts bekannt.

Die Studentenschaft, also mit ihr doch auch ein grosser Teil der adligen Jugend, hängt begeistert an ihrem feurigen Rektor Parrot (Bienemann 220 f)¹³⁷⁾, wir finden zwischen ihr und ihren Professoren gerade in der ersten Zeit das beste Einvernehmen. Die Spalchabersche Sache zeigt sie gerade als Rächerin der Ehre zweier Professoren gegenüber einem Parteigänger der Ritterschaft. Umgekehrt zeigt die Professorenschaft, zumal die an deutsche Hochschulverhältnisse gewöhnte, wenig Neigung,

137) Bei der Grundsteinlegung der Universität 1805 wählte die Studentenschaft als ihren Vertreter den ersten in D. studierenden Letten, namens William: [Beise], Die kaiserl. Univ. D. während der ersten 50 Jahre ihres Bestehens, 1852, S. 46, Anm. 69. Man wird darin doch eine durchaus im Geiste Parrots liegende, bewusste Geste zu sehen haben. Über die Persönlichkeit und das Leben dieses William, er heisst hier der lettischen Namengebung entsprechend Williams, berichtet Hermann in seinen Memoiren (Bienemann, Altivl. Erinnerungen, 65 ff). Über das Interesse der Studenten und der Universität an diesem „freigelassenen Sohn eines Leibeigenen“ vgl. auch Konseilprotokoll 14. X. 03. Auch M. ist in dieser Richtung, die für die ersten Jahre so charakteristisch ist, nicht untätig. Es war ihm eine grosse Freude, auf seinen Inspektionsreisen eine verdienstvolle lettische Taubstummlehrerin anzutreffen. Er erwirkte ihr als Ehrengabe 100 Rubel, von denen die Universität die eine, die Professoren durch freiwillige Beiträge die andere Hälfte aufbrachten, und liess durch einen der Sprache mächtigen Kollegen dazu eine lettische Übersetzung des Begleitschreibens anfertigen. An Doppelmair berichtet er am 16. Juli 03, Geld und Schreiben seien ihr am Johannisfest in Ranzen überreicht worden, die Bauern hätten das Mädchen, das übrigens einen Teil der Summe sofort an ihre Taubstumm abgeben habe, gewaltig angestaunt.

den Büttel bei Disziplinarfällen zu spielen, die freilich in den Kreisen der Regierung mit ganz anderem Massstab gemessen wurden¹³⁸⁾. Einige Heissporne im Publikum, besonders solche, die bei der Regelung der der Universität zugewiesenen Güter und der Gerichtsbarkeit darüber engagiert waren, standen abseits, manche Adlige sollen noch nach Jahrzehnten die Universität als einen Hort liberaler Ideen beargwohnt haben, im allgemeinen aber ist nichts davon zu spüren, dass die Universität als Fremdkörper im Land betrachtet worden wäre. Parrot und Morgenstern, um nur diese zu nennen, verkehren von vornherein gesellschaftlich besonders in Kreisen des baltischen Adels, der also — auch abgesehen von besonders warmen Freunden der Universitätspartei, wie dem Landrat von Sivers — doch unmöglich in seiner Gesamtheit sich mit den Ansprüchen des ritterschaftlichen Kuratoriums identifiziert haben kann oder der zum mindesten den sachlichen Gegensatz nicht auf das Persönliche übertrug. Vorüber-

138) Vgl. den aus dem Jahre 1812 stammenden „Burschenaufzug“ von Kolbe, wo zunächst Parrot, der Rektor des Jahres, den zu einem Vivat vor sein Haus gezogenen Studenten die Entleerung aller Karzer verspricht:

Fensterwerfen, Prügelei der Knoten,
Waren auf das strengste sonst verboten,
Doch ich schenke jedem Musensohn
Auf ein ganzes Jahr Absolution.

Man zieht dann vor das Haus Grindels, der 1810 und 1811 Rektor gewesen war, dessen u. a. auch Disziplinarfälle betreffende Korrespondenz mit Klinger aus dem Riegerschen Briefband (z. B. S. 279 f) zu ersehen ist.

Grindel kommt. „O meine Herrn, mich rühret
Ihre Liebe“, spricht er ganz fidel,
„Doch dass ich als Rektor dispensieret,
Freut mich, ich versichre meiner Seel'.
Mögen Sie jetzt lärmern und spektakeln,
Meinerseits brauch' ich Sie nicht zu bakeln,
Weder schick' ich Klingern den Bericht,
Noch sitz' ich im Rektoratsgericht.“

Alle 83 Strophen des Burschenaufzugs sind publiziert im Lit. Monatsblatt 1906, 22 Juni. Ich verdanke die Einsicht in ein Exemplar der Güte des Herrn Rosenberg.

Grämlich klagt Hermann in seinen Memoiren über allzu grosse Freiheit, die man in der ersten Zeit den Studierenden gelassen habe. „Dieser Mangel an Zucht wurde erst 1817 ernstlich zurückgewiesen, als Graf Lieven (später Fürst und Minister des Unterrichts) Kurator wurde, nach dem Zurücktreten des Generals Klinger, der aus Verdruss abtrat, weil man seinen Warnungen und Zurechtweisungen seitens der Universität zu wenig Gehör gab.“

gehend tauchen in M.s Tagebuchnotizen Klagen auf über Verdrüsslichkeiten aus Anlass der Händel der Universität mit den Provinzen, für die sie errichtet ist; im allgemeinen ist man vielmehr überrascht über die Passivität der Gegenseite, die freilich gegenüber der alle Kreise des Landes seit langem mit Macht packenden Welle der Humanitätsreligion einen schweren Stand hatte, und kann sich des Verdachts nicht erwehren, die Professoren hätten bei den angeblich häufigen Intrigen der Ritterschaft etwas Gespenster gesehen und auch hier ihrer Neigung zu pathetischer Deklamation etwas reichlich die Zügel schiessen lassen. Hört man freilich Krause und Doppelmair, so hat man unverfälschte Vertreter des unentwegten Liberalismus vor sich, die sich überall von dem Adel gekränkt fühlen. Dabei mögen Ausdrücke verächtlicher Art, sogar sehr verächtlicher Art, wie sie Krause als Urteile vornehmer Herrn über die Dörptschen Professoren kolportiert, vorgekommen sein. Er wird zweifellos Recht haben, dass besonders die Hauslehrerstellen, aus denen ein grosser Teil auch der angesehenen Mitglieder der Professorenschaft herausgewachsen war, ich nenne nur Parrot, Jaesche, Krause, wenig danach angetan waren, den neuen Professoren ihre gesellschaftliche Stellung, auf die sie Anspruch hatten, zu sichern. In diesem Zusammenhang möchte ich doch darauf hinweisen, dass zweifellos M., dessen präziöse Eleganz man im übrigen belächeln mag, wesentlich dazu beigetragen hat, für die gesellschaftliche Stellung des Professors in D., gewiss eine nicht ganz unbedeutende Sache bei der neuen Gründung im Land, einen günstigen Boden zu schaffen. Von jenem Ressentiment ist bei ihm ebensowenig wie bei Parrot je das geringste zu spüren. Beide sind überdies schon durch eine fast krankhafte Reizbarkeit davor geschützt, sich etwas zu vergeben.

M.s Romane der ersten Zeit spielen denn auch mit adligen jungen Damen. Und aus diesem Kreis hat er dann auch schliesslich seine Gattin genommen. Also verhalte durchaus vergeblich Doppelmairs mahnende Stimme, von dessen Art der Leser hierbei eine Probe bekommt:

„Ad vocem Livland muss ich Ihnen eine wahre Anekdote mitteilen, die ausser Ihnen noch P. wissen darf. Das Fräulein M. St. ist die Heldin in selbiger. Nach ihr hat die Universität zu D. unter anderen Landplagen für Livland auch diese über jene Provinz gebracht, dass sich die — adligen Fräuleins daselbst sogar

mit Professoren verheiraten. Nicht genug, dass diese aus altem reinen edlen Blut entsprossenen Fräulein Pfarrherrn zuteil werden, nein — sogar soweit vergeben sie sich, dass sie, noch einmal: sogar Professorenweiber abgeben. Ich dachte immer, dass diese Allianzen gerade ein Vorteil für die livländischen Adelsfamilien — reinen und unreinen Bluts — wären und dass diese schon deswegen ein jährliches Dankfest am Stiftungstag der Universität zu D. feiern müssten, weil doch einige ihrer Töchter durch die Universitätsmänner der schweren Bürde der Jungfrauschafft enthoben würden, die sie ohne selbige in die Grube mitnehmen müssten. Dennoch muss ich durch das Organ des livländischen Adels, vom Fräulein M. St., hören, dass diese — auch die Ehe befördernde Anstalt in ihrem Vaterlande nicht als eine Landeswohltat, sondern für eine Strafe des Himmels angesehen würde. Merken Sie sich das, lieber Freund, im Fall Kupido, der unaufhörlich wie ein brüllender Löwe in der Welt herumschleicht und sucht, welchen jungen Mann er verschlinge, sich vor Ihrem Studierzimmer hören lässt“ (5. III. 06). Man wird diesen gesellschaftlichen Verkehr, der, trotz Doppelmair und Fr. St., gar nicht selten zu Ehen führte, natürlich in Anschlag bringen für die Beurteilung unserer Frage. Die Professoren wachsen doch offenbar mehr und mehr in die tatsächlichen geschichtlichen Bedingungen des Landes und seiner Gesellschaft bis zu einem gewissen Grad hinein. Natürlich wird man nicht erwarten, über diese Dinge im einzelnen klare Ausführungen bei ihnen zu lesen ¹³⁹⁾.

Mir ist es doch im hohen Grad charakteristisch, mit wie ganz anderen Gefühlen M.s Nachfolger, Preller, seine Situation, allerdings rückschauend, in seinem Büchlein über Madai beurteilt.

139) Soviel ich sehe, nehmen erst seit 1812 Adelskonvent und Universität die Beziehungen zueinander auf, durch offiziöse und persönliche, nicht offizielle Einladungen zu Feierlichkeiten. Meyer (der erste Vertreter des Zivill- und Kriminalrechts) freut sich im Zirkular über die Anwesenheit der Professoren bei der „Landtagspredigt“ darüber, dass alte Spaltungen und Missverständnisse sich beheben. „Für uns erhält der Adelskonvent wirklich erst vom morgenden Tage an (16. VIII. 1812) sein Dasein. Aber von nun an werde er . . . auch bei keiner Gelegenheit vergessen.“ Dieser Bemerkung schliessen sich Morgenstern, Hezel und Burdach an, G. Ewers findet freilich jene recht selbstbewusste Wendung schon juristisch bedenklich. Die Akten über Feierlichkeiten und Einladungen zeigen übrigens vielfach auch Symptome von Gereiztheit zwischen Stadt und Universität.

Man muss natürlich seine vorzeitig abgebrochene Dorpater Wirksamkeit und die besonderen Bedingungen der Amtsniederlegung Madais mitberücksichtigen. Morgenstern kommt in das Land, um als Apostel des Wahren, Guten und Schönen unter dem Szepter des aufgeklärten Alexander zu wirken. Er misst nach ganz allgemeinen Massstäben, die gesellschaftliche Kultur gefällt, die Leibeigenschaft missfällt ihm¹⁴⁰). Er hätte sich gerade so überall benommen. Preller findet, dass die Provinzen mit ihrer ganz deutschen Bildung zunächst eine deutsche Universität mit deutschen Professoren hatten, dass dann aber unter Uwarow die deutsche Bildung in Missachtung geriet. Vor seiner Ankunft nur unvoll-

140) *Zur Zeit Leos X. lebte Rafael etc. Machiavelli etc. Und zugleich Tezels Ablasskram! Feinheit des livländischen Adels und doch dies Verhältnis zu den Bauern* (DXXXVI, 92). In der ewig diskutierten Agrarfrage ist M. verhältnismässig zurückhaltend. Einmal (16. Juli 03) schreibt er an Doppelmair: „Nun wird dem Bauern zu seiner Zeit die Morgenröte eines besseren Tages anbrechen“. Balk aber berichtet mit Behagen von Bauernunruhen auf den Gütern von Liphardt („Ratshöfchen“), die durch Truppen und die ihnen zur Verfügung stehenden Gründe zur Raison gebracht worden seien. „Der Spass kostet ihm einige Tausend Rubel; diese Evakuation dürfte, nach meinem Urteil, bei ihm sehr indiziert gewesen sein, denn er ist jetzt um vieles liberaler geworden“ (27. VIII. 03 an D.). An einer anderen Stelle klagt er, dass in der Bauernsache *altum silentium* herrsche, und träumt davon, dass der „Aristokratismus knirscht“ und die Gottheit ihres Lieblings Alexander Namen in die Annalen der Unsterblichkeit schreibt, „in dessen Hand der Pflug das Grosskreuz und alle Heermeisterwappen überwiegt“ (2. I. 04 an Doppelmair). Doppelmair, an Kur-, Liv- und Estland ganz verzweifelnd, meint gar (an M.), es werde hier nicht besser werden, als bis der Herrgott selber, mit einem grossen Geldbeutel in der einen, dem Ochsenziemer in der andern Hand, vom Himmel steigt. Alle Schulkommissionen, Landreformen u. s. w. nützten doch nichts. Charakterisch ist bei Doppelmair sogar eine Neigung zu Russland im Gegensatz zum Baltikum — er stammte aus dem Bayreuthischen und war dann Leibarzt am russischen Hof gewesen. Er träumt sich vom Rhein nicht mehr nach Livland zurück, sondern allenfalls „in den Schoss des steinernen Mütterchens Moskwa“. Diese Absicht hat er auch ausgeführt, freilich nur, um bald in die napoleonische Katastrophe Moskaus hineingezogen zu werden und alles zu verlieren, was er besass.

Charakteristisch für die professoralen Weltbeglückter ist die Neigung zu technischen Erfindungen, die dem Fortschritt der Menschheit dienen sollen. Eine der ersten Denkschriften, die Parrot dem Monarchen zusandte, handelte von der hygienischen Schädlichkeit wollener Hemden und fügte ein von seiner Frau gearbeitetes Trikothemd bei. Der Hebraist Hezel ist von Jugend an mit dem Ausarbeiten und Erfinden von Apparaten für handwerkliche und landwirtschaftliche Tätigkeit beschäftigt. Hier muss sich M. doch nicht so recht für kompetent gehalten haben. Das Projekt einer Dreschmaschine, das ihm Doppelmair übersandte, gab er an seinen Freund, den Landrat von Sivers, weiter.

kommen über diese Dinge unterrichtet, befindet er sich bald in D. in schmerzlichem Zwiespalt zwischen seiner amtlichen Verpflichtung und der höheren Pflicht, die deutsche Bildung, Ehre und Überzeugung zu vertreten. Er kennzeichnet die verschiedene Stellung der Professoren diesen Problemen gegenüber. Die einen, so scheint es ihm, betrachten ihre Aufgabe als einen Vorpostendienst deutscher Wissenschaftlichkeit und deutscher Redlichkeit, den sie trotz aller Schikanen um der verbrieften Rechte der Universität willen und im Interesse der höheren, auf deutscher Kultur und geistigem Zusammenhang mit Deutschland beruhenden Bildung leisten, die anderen — es ist die Partei Neue — sind Leute, „welche in dem Genusse eines gesicherten Besitzes und einer allerdings in mehr als einem Betracht wichtigen und genussreichen amtlichen Tätigkeit bei allen Neuerungen die Nachgiebigkeit für das Geratenste hielten“. Ob diese Charakteristik die Motive jener Männer erschöpfend wiedergibt, kann hier dahingestellt bleiben. Ich kann von allen diesen Dingen bei M. nichts finden. „Die meisten haben den vom lauten Markt des Tages fern den Musen Lebenden nur unvollständig dem Rufe nach gekannt“, sagt in einem sehr bezeichnenden Satz Mercklin von dem kurz zuvor Bestatteten. M. selbst hatte vor langen Jahren mit Genugtuung in seinen Festreden hervorgehoben, dass infolge der Freiheitskriege das Ansehen des russischen Namens gewaltig gefördert worden war, von der in der gleichen Zeit überall einsetzenden romantischen Vertiefung der Begriffe Volk und Nation war er selbst mitgerissen worden. Nichts deutet freilich darauf hin, dass er damals die Möglichkeit von Konflikten, die sich auf Dorpater Boden aus diesen Gründen ergeben konnten, ins Auge gefasst hatte. Als sie kamen, war er ein alter Mann, bei dem längst jene innere Harmonie, an der er zu allen Zeiten der Jugend und des Mannesalters als an seiner Hauptaufgabe gearbeitet hatte, eine starre Form geworden war.

Preller kommt nach Finnland und ist nicht wenig erstaunt, bei der teils „indigenen“, teils schwedischen Bevölkerung die Beobachtung zu machen, „ein wie weites Gebiet sich in diesen nordischen Landen die deutsche Bildung und Wissenschaft erobert hat“. M. hat zu dieser Frage kein Wort geäußert, sie lag ihm und Parrot, als sie in Wiborg und anderen Orten Schulen mit deutscher Grundsprache eröffneten, völlig fern. Sie wollen den Bereich der deutschen Sprache weder schützen noch erwei-

tern, sie wollen das Licht der Aufklärung überall leuchten lassen und knüpfen ganz naiv und ohne jede Reflexion an die nach Lage der Dinge gegebenen Sprachenverhältnisse an. Das bedeutet: Die Sprachenfrage, die heikelste und peinlichste Seite nationaler Kämpfe, existiert in D. in ihrer Epoche überhaupt nicht. Parrot, im französischen Sprachgebiet in dem damals württembergischen Monbéliard (Mömpelgard) geboren, hat zur Mutter- und Kindheitssprache das Französische, das er zeitlebens mindestens so gut wie das Deutsche schriftlich und mündlich handhabte. Die beiden haben, wie aus M.s. Aufzeichnungen ersichtlich ist, über alle Probleme im Himmel und auf Erden debattiert, bezeichnenderweise aber, soviel ich sehe, nie über derartige Dinge. Dabei ist ja wenigstens M. als Philolog und Schöngeist himmelweit entfernt von jener im Aufklärungszeitalter nicht seltenen, bei Leibniz und den Philanthropisten herrschenden Auffassung, dass die Sprache nichts weiter ist als ein mehr oder weniger vollkommenes Zeichensystem für ein und dasselbe Begriffssystem. Er hat für deutsche Sprachrichtigkeit und Sprachschönheit, wie seine Sammlungen beweisen, das allerhöchste Interesse. Aber die Sache unter dem kulturpolitischen Gesichtspunkt zu betrachten, liegt ganz ausserhalb seines Denkens. Übrigens bot sich im Verkehr nicht nur mit dem Kaiser und dem Hof, sondern auch sonst vielfach Gelegenheit, französisch zu sprechen und zu schreiben. Die Fertigkeit konnte offenbar von allen repräsentierenden Personen der Universität ohne weiteres vorausgesetzt werden, man hört nicht, dass Schwierigkeiten deswegen entstanden. Dass das Lateinische noch durchaus als internationale Gelehrtensprache gelegentlich vorgeschlagen werden konnte und man sich auch darauf einigen konnte, beweisen die Aufzeichnungen M.s. Verhältnismässig spärliche Kenntnisse scheint M. auf dem Gebiet der russischen, lettischen und estnischen Sprache gehabt zu haben. Er notiert gelegentlich einige Wendungen aus diesen Sprachen, die ihn aus diesem oder jenem Grund interessieren¹⁴¹⁾.

Von Petersen gibt Viktor Hehn (*Balt. Geistesleben* I, 212 = *Balt. Monatsschrift* II, 401) die bezeichnende Charakteristik: „Für das Deutschtum aber konnte Petersen so wenig wie Goethe sich erwärmen; über dies blinde und enge Gefühl hatte ihn die hu-

141) *Die estnische Sprache hat ein artiges Wort für Ehe: abielu. Der Zusammensetzung nach bedeutet es Hilfsleben* (DXXXVI 312).

mane Bildung, die aus unseren Klassikern sprach, erhoben; über E. M. Arndt drückte er sich einmal wegwerfend aus“ u. s. w., wobei hinter „dies blinde und enge Gefühl“ ein Ausrufezeichen gesetzt wird.

Auch der Bibliothekar Emil Anders betont, dass sein Vater ganz kosmopolitisch dachte (Balt. Monatsschrift XXXIX, 94) und in Kaiser Alexander das Ideal eines liberalen Herrschers verehrte. Zugleich berichtet A. sehr interessant von der um 1820 einsetzenden Veränderung der geistigen Atmosphäre: „In diese Zeit fiel bei vielen Personen, auch Lehrern und Beamten in Dorpat, der Übergang vom Rationalismus zum Pietismus und Herrnhutismus, die vom Kurator und nachherigen Minister Lieven besonders protegirt wurden. Diese Richtung widerstand meinem Vater und unserem ganzen Verwandtschafts- und Bekanntschaftskreise ganz, und sie wurde oft bei uns besprochen und bespöttelt, zumal wenn wir hörten, wie dieser oder jener so plötzlich umzuschlagen verstanden“. Er berichtet weiter, bis zu welchen Verrücktheiten die exaltierte Religiosität in manchen Kreisen ging und erwähnt insbesondere die Rolle der Frau von Krüdener¹⁴²⁾ dabei. Diese Fragen führen uns zu unserem nächsten Abschnitt.

C. Religion.

Mit einer eigentümlichen Beharrlichkeit ist M. der Religiosität seiner Jugendzeit zeitlebens treu geblieben, deren Form wir mit dem Schlagwort „ciceronianisch“ glaubten charakterisieren zu

142) Mehrmals berichtet M. in den ersten Dorpater Jahren über Zusammensein mit der nachmals so berühmten Mad. Krüdener, der Verfasserin der Valerie. „Sie erzählte mir viel aus ihrem Leben; sprach besonders lebhaft über religiöse Gefühle etc. Sie war offen und hingebend im Gespräch, oft warm, wie ich sie im ersten Gespräch in Dorpat gefunden“, heisst es DXCVIII 142 (Ende Jan. 1805 in Riga). Ähnliches berichtet von jenem früheren Zusammensein M. deutsch an Doppelmair und französisch an Madame Klinger in Petersburg: „M^{me} de Kr. racontait beaucoup de sa vie avec un abandon et avec une franchise, qui me frappait . . . J'en donnerai mon récit à son temps, vis-à-vis de votre canapé, Madame“ (DCVI 174). Über diese Dame vgl. u. a. die Darstellung bei Goetze, Golizyn 36 ff. und in Hermanns Memoiren (in Bienemanns Altivl. Erinn. 55). Der letztere lernte sie als Hauslehrer kennen, „dieselbe, welche später als Prophetin und Seligmacherin durch bergeversetzenden Glauben so bekannt wurde. Damals war es bloss die irdische Liebe, der sie sich mit aller Kraft ihres erfinderischen Geistes widmete“. Der meist von ihr getrennt lebende Gatte überraschte H. zur selben Zeit mit einer die Garvesche an Kürze und Kraft des Ausdrucks übertreffende Übersetzung von Ciceros de officiis.

können. Die früh befestigte Abneigung gegen überspannte Frömmerei und dogmatische Gebundenheit liess ihn nicht in ein Verhältnis zu der bereits 1820 mächtig gewordenen pietistischen Zeitströmung gelangen, im Tagebuch erhofft er höchstens beiläufig und indirekt etwas daher für wahre Religiosität, sowie er überhaupt mit Cicero und dann vielen Vertretern der Aufklärung nicht recht los kommt von der Anschauung, dass die Volksreligion mit ihrer notwendigerweise nur relativen Wahrheit zu trennen ist von der Religion der philosophisch Gebildeten. Die Angst vor Fanatismus und Verketzerung fremder Ansichten kommt hinzu, um ihn das erneute Auftauchen längst erledigter Dinge sehr misstrauisch ansehen zu lassen. Schon 1805 entwarf er den Magister- und Doktoreid für die philosophische Fakultät u. a. mit folgender Formel: *Religiose sancteque polliceor me, ut veritatis cultorem non parcum nec infrequentem, sic omnis erroris tum superstitiosi tum fanatici adversarium impigerrimum atque acerrimum per vitam futurum. In die stets streng gefasste, zu andauernder Selbstkontrolle nötigende Moralauffassung mischt sich, ohne dass für mein Gefühl hier ein Ausgleich erreicht würde, der feste Glaube an jene „Menschlichkeit“ als ein überaus hohes Gut.*

Deshalb ist es unnötig, seine Zuflucht bei der Gottessohnschaft Christi zu suchen. Schon im Namen seines Ideals ist der grundsätzliche Optimismus ausgedrückt, mit dem M. die menschlichen Anlagen betrachtet, und er glaubt an die Möglichkeit, freilich auch an die Notwendigkeit, Sinnlichkeit und Tugend zum Ausgleich zu bringen in der dem Schönen, Wahren und Guten von Natur zugewandten Seele: deswegen versündigen sich am Menschen die, die ihn in die „Dornen der Scholastik“ oder in den „Abgrund des Mystizismus“ führen. Das Herrschen des Tierischen ist des Menschen unwürdig, wo man von bösem Herzen spricht, sollte man lieber von der vergifteten Quelle des moralischen Sinnes reden. Perioden, so tröstet er sich, mit überwiegender Betonung des Verstandes oder umgekehrt des Gefühls wechseln. Dabei passiert viel Missbrauch. Der wiedererwachende Obskurantismus (Nov. 1815) kann doch nicht mehr dauern. In frühen Jahren hat er sich auch mit metaphysischen Spekulationen über das allerrealste Wesen Gottes und seine Attribute herumgeschlagen. Längst hat er erkannt, dass damit nicht viel gewonnen und nicht viel verloren ist, und auf anderem Weg eine viel sicherere Himmelshoffnung für den Tod errungen (DXXXVI 162).

Noch in einer Aufzeichnung v. J. 1840 (DXXXVI 228) erscheint ihm die Sache selbst, das Eine, was not tut, doch recht einfach: Pflichtliebe und Pflichttreue, mit Religion als stetem Abhängigkeitsgefühl vom unendlichem Urgeist des Allgegenwärtigen, und er wundert sich über die Auseinandersetzungen seines Freundes Ferd. Delbrück mit Schleiermacher, noch viel mehr natürlich über andere Christologen und trübselige Dogmatiker, „*erkennend übrigen die immer fortdauernde Unvermeidlichkeit gelehrter dogmatischer Erörterungen und Streitigkeiten zur womöglichen Sicherung notwendig zu fixierenden Volks- und Frauenglaubens*. Geläuterte Religion ist ihm Sache des *durch Einsicht geläuterten Gefühls*, doch billigt er auch dem Glauben an Faktisches und Positives insofern und insoweit eine *subjektive Wahrheit* zu, als er auf den Menschen eine *echt religiöse Wirkung tut* (a. a. O. 278). Bei einer Predigt des Dorpater Oberpastors Lenz (DXXXV 122 f) stösst ihn einmal das Übernatürliche, insbesondere die auf anthropomorphistisch-jüdischen Begriffen beruhende Versöhnungsdogmatik ab. Ähnliche Zeugnisse liessen sich zu Hunderten häufen.

Man versteht, dass M. sich vielmehr mit den rationalistischen Theologen der ersten Zeit verständigen konnte und die exegetischen Vorlesungen doch am liebsten in den Händen des vielleicht vom Standpunkt des „Volks- und Frauenglaubens“ aus etwas anrühigen, aber durch solide sprachliche Kenntnisse ausgezeichneten Hezel belassen hätte. Als einsamer Orthodoxer wirkte in der theologischen Fakultät der Schwede Lorenz Ewers, 1802—1824 Professor der systematischen Theologie, der immer in M.s Aufzeichnungen als charaktvoller Biedermann erscheint, aber als reichlich antiquiert und in vieler Beziehung etwas kindisch galt. Wenn er, in Wirklichkeit auf seine Kollegen zielend, die ihn etwas von oben her betrachteten, von „Semler dem Schubjack“ sprach, so diente das höchstens zur Belustigung seiner Hörer, denen er wohl gelegentlich sagte: „Ihr werdet nun wieder sagen: Du alter orthodoxer Ochse, aber ich habe doch recht“. Bei Todesfällen reflektiert M. in alter Weise. Nicht ohne Zweifel bekennt er die Hoffnung, vorangegangene Liebe dort oben wiederzufinden. Vom Begräbnis der Frau seines Kollegen Mützel zurückkehrend schreibt er (13. Nov. 1811): *Quae pervagaberis loca, animula? Der Wanderer, der bisher mit der Diligence fuhr, fühlt, wenn der Wagen, in welchem er bisher sass, hinrollt und er allein geht, sich so isoliert — und nun die Seele — allein, ohne*

Körper, unter Welten! . . . Relinquamus aliquid, quo nos vixisse testemur! Sehr merkwürdig berührt die folgende Aufzeichnung Morgensterns: *Der Kinderglaube ist freilich hin. Mir aber ward ein grosser Ersatz im Genuss des Schönen der Malerei von Gegenständen der christlichen Mythologie bei Rafael, Correggio etc., und ich empfinde das fast so, wie die Freuden jenes Kinderglaubens* (DXCV, 432).

Ebenso geht die Zwiesprache mit der Vorsehung sowie die Arbeit an der Selbsterziehung zur Harmonie weiter. Durchaus unterschreibe ich das Urteil Mercklins: „So gewiss ein Leben, von solchem Gottesbewusstsein durchdrungen, fromm und frei macht, war M. ein frommer Mann, aber den Glauben mit der Freiheit des Geistes versöhnend; der göttlichen Natur und seiner endlichen sich bewusst, hat er unablässig aus dem irdischen Staub gerungen nach dem Besseren“.

D. Universalismus.

Man kann die nach heutigen Begriffen unheimliche und verdächtige Vielseitigkeit M.s unter verschiedenen Gesichtspunkten betrachten. Neben persönlichen Momenten ist in Betracht zu ziehen der philologische Unterricht seiner Studentenzeit, die Tradition der Humaniora an deutschen Universitäten und ihre Verbindung mit dem durch Lessing, Winckelmann, Goethe repräsentierten klassischen deutschen Schrifttum. Man muss aber daneben auch bedenken, dass ein Universalismus ähnlicher Art für die repräsentativen, hervorragenden Mitglieder der alten Dorpater Universität fast selbstverständlich war. Es gibt kaum den Gegensatz von bedeutenden Fachgelehrten und allgemein anregenden Lehrern und Menschen; niemand wird behaupten, dass die viri obscuri, die weniger hervortraten, etwa darum in ihrem Fach durch Konzentration Tüchtigeres geleistet hätten, als jene Vielseitigen in dem ihrigen. Alles spricht für das Gegenteil. Sieht man ab von dem bescheiden sich zurückhaltenden Jaesche, den der Ruhm verklärt, ein Lieblingsschüler des grossen Kant gewesen zu sein, der aber doch auch an der Lehrerbildung in hervorragendem Mass mitwirkt und obendrein durch sein Fach eigentlich eine scientia omnium humanarum divinarumque rerum vertritt, und vielleicht noch von dem einen oder dem anderen Namen, so sind jene Einseitigen gerade häufig diejenigen, die, durch zufällige Be-

ziehungen aus irgendeiner Praxis zur akademischen Lehrkanzel berufen, Mühe hatten, bei dürftig bepacktem Schulsack einigermaßen das *docendo discere* zu üben. Neben den anderen tief eingreifenden Veränderungen des geistigen Lebens machte sich, als am Schluss der Lieven-Ewersschen Ära der Bestand der Professorenschaft fast völlig erneut war, in der Zusammensetzung auch die Tatsache bemerkbar, dass als Normaltypus nunmehr der in seinem Fach lehrende und forschende Professor gilt, jener frühere Typus aber des in allen Sätteln gerechten Weltmanns seinen Kredit eingebüsst hat.

Parrot ist als Physiker nicht unbedeutend und in seinen Vorlesungen ein freilich ungleichmässiger und durch vielfache Geschäfte häufig unterbrochener, aber im Ganzen höchst anregender und beliebter Dozent. Aber nicht als Physiker wirkt er auf die Gestaltung des Schulwesens ein, was immer eine seiner liebsten Beschäftigungen war, nicht als geschäftsgewandter Bureaukrat vertritt er die Universität nach aussen: als dämonisch unberechenbare Herrschernatur muss er, er kann gar nicht anders, in die grössten und kleinsten Räder des Weltgeschehens eingreifen. Es ist ganz undenkbar, sich diesen Mann dauernd entweder am Schreibtisch vorzustellen, wie er der Forschung in ihren mühseligen Einzelgängen folgt, oder im physikalischen Kabinett, wie er die Anfängerarbeiten der Studenten kontrolliert und fördert.

Von ungemein vielseitigen Interessen ist auch der schon mehrfach erwähnte Theologe Hezel: Exegese des Alten und Neuen Testaments, semitische und klassische Sprachen, Moral, Philosophie, das ist nur der Grundstock. Dazu kommen praktische Grammatiken antiker und moderner Sprachen, wie er denn auch zeitweilig ein Erziehungsinstitut in Dorpat geleitet hat. Ausserdem braute er Syrup und Rum, interessierte sich theoretisch und praktisch für den Hausbau, wobei seine häufig missglückenden Versuche den Spott seines Kollegen Krause herausforderten. Immerhin mag es damit zusammenhängen, dass er es als einziger Dorpater Professor zu der Ehre gebracht hat, Eponym einer nach ihm benannten Strasse zu werden. Morgenstern musste ihm seine Entwürfe zu „ätiologischen“ lateinischen Grammatiken begutachten, die er in ausführlicher Fassung für Lehrer, in kürzerer für Schüler ausarbeitete, wobei ihm die neuerdings vieldiskutierte Einführung der Sprachwissenschaft — natürlich einer solchen,

wie er sie verstand — in den lateinischen Schulbetrieb vorschwebte. Er erfand daneben eine Erdstampfmaschine und eine Dreschmaschine, schrieb eine Anleitung zum Gebrauch der ersteren beim Hausbau, propagierte die Maiskultur als unversiegbare Quelle des Wohlstands der Völker des russischen Reichs, schrieb über Judenbekehrung, Pindar, Münzen, Richtererkennnisse, über den babylonischen Turm und über griechische Geschichte, gab ein französisches Komplimentierbuch heraus, erklärte den Sündenfall, verfasste Dialoge über die Schrift, um alle ferneren Spöttereien über Bibel und Religion zu verhüten, u. s. w. u. s. w. Nach Ausweis der Akten über Berufungen aus der ältesten Zeit reichte der vielgeschäftige Mann schon vor seiner Ankunft in D. den spezifizierten Plan eines Erziehungsinstituts ein, das er auch an der neuen Stätte zu leiten gedachte. Mit dieser pädagogischen Vielgeschäftigkeit erscheint er ebenso wie in manchem andern als Geistesverwandter der Basedow und Bahrddt, passt aber damit zugleich, wenn auch plumperen Geistes, zu verwandten Neigungen Parrots und M.s.

Krause, weiland stud. theol., dann Soldat und Weltreisender, ist eigentlich nur durch Zufall zum Professor der Landwirtschaft und zum Universitätsarchitekten geworden. Der Oberschlesier war nach dem Tode seiner Eltern völlig mittellos auf die Wanderschaft gegangen. Als 14-jähriges Kind hatte er in Zittau brave Leute gefunden, die sich seiner annahmen, hatte bei dem Stadtbaumeister den Geschmack für Architektur entwickelt, bei einem Töpfer gearbeitet, daneben das Gymnasium besucht und sich an dem Studium der Alten veredelt. Wie Laukhard aus Hunger und Schulden heraus Soldat geworden, hatte er dann freilich sich auch in die Probleme der Fortifikation eingearbeitet, als Landwirt später in Livland sein architektonisches Talent im Anlegen zweckmässiger ökonomischer Gebäude gezeigt, aber bei alledem ist es fast unbegreiflich, wie dieser dilettierende Autodidakt die vorbildlichen Universitätsbauten schaffen konnte. Ein begabter Zeichner, guter und verständiger Kenner fremder Länder und Menschen, ein Mann von vielfacher, auch historischer Bildung, so war er seinen Freunden lieb¹⁴³).

143) Die philosophische Fakultät gab ihm 1810 (Dekan M.) am 13. Dez. den Ehrendoktor, viro exstructis omnibus operibus academicis de universitate praeclare merito, rara praeter doctrinas atque artes ad cathedram quam ornat pertinentes doctrinae ethnographicae et geographicae copia spectando.

Rambach, der Kameralist, ist in erster Linie Romanschriftsteller, Schöngeist, Schulmann und Philolog und erst in letzter Vertreter des Faches, dessen Lehrstuhl er inne hat.

Für Morgenstern, von dessen Vielseitigkeit an dieser Stelle noch einmal eine Charakteristik zu geben nicht not tut, ist ungemein bezeichnend, dass reine Fachleute nicht nur etwas Unsympathisches für ihn haben — das würde ja nicht weiter überraschen —, sondern auch etwas Unheimliches. Sie machen ihn geradezu wochenlang melancholisch, wie seiner Zeit schon die Begegnung mit Heindorf. Ähnliche Erfahrungen gehen weiter, so etwa mit dem Anatomen Loder Ende 1896 (DXCIII, 422).

Dieses Missbehagen beruht ganz wesentlich darauf, dass er fachliche Leistungen durchaus als solche zu würdigen versteht und durch seine emsig gepflegte Lektüre mit unbefangenen Urteil verfolgt. Seine eigenen philologischen Jugendschriften hatten seinerzeit ein vielleicht allzu günstiges Echo gefunden, es waren ihnen aber dann in der Epoche des strengen fachlichen Betriebs der Altertumswissenschaft nicht Veröffentlichungen gefolgt, die ihn im lebendigen Zusammenhang mit dem wissenschaftlichen Leben seiner Disziplin gezeigt oder doch eine starke persönliche Leistung dargestellt hätten. Sein Konflikt gleich mit seinem ersten Dorpater Fachkollegen Francke interessiert, soweit die zufälligen behandelten Objekte und Daten in Betracht kommen, heute schwerlich noch jemanden, von höchstem Interesse ist er aber als ganz typischer Konflikt der von M. versuchten Konzeption einer neuhumanistischen Eloquenzprofessur mit einem normalen Fachvertreter. Darum verdient die Sache etwas eingehendere Betrachtung.

9. Philologus.

Omnincipides, Nihilabsolvides.

Während der Bestand der griechischen Literatur noch jetzt langsam, aber ständig durch Papyrusfunde wächst, sind Hoffnungen auf eine gleiche Vermehrung im Falle der Lateiner gering. Grosse Überraschungen wird man schwerlich noch von den Bibliotheken in dieser Beziehung erwarten dürfen, wenn auch vielleicht immer noch hie und da ein Buchdeckel durch seine Auflösung oder ein noch nicht richtig katalogisiertes Blatt einen kleinen Zuwachs unserer Erkenntnis bringen mag. Vielleicht, dass die Lava, die sich über Herculaneum i. J. 79 ausgebreitet hat, Schätze birgt, von deren Vorhandensein wir nichts ahnen.

Wenigstens lässt uns die Tatsache hoffen, dass unter den verkohlten herkulanensischen Rollen neben griechischen Texten wenigstens ein lateinisches Gedicht historischen Inhalts in ansehnlicheren Resten erhalten ist, dieses freilich das einzige Pfand für eine derartige Zuversicht bei den jetzt wieder eifrigst dort betriebenen Ausgrabungen, denn die übrigen dort gefundenen lateinischen Texte beschränken sich auf bedeutungslose kleinere Fetzen von Buchstaben, Silben und Wörtern.

Als M. November 1809 in Herculaneum war, war man gerade mit dem Aufwickeln und Entziffern der schon geraume Zeit vorher gefundenen literarischen Reste beschäftigt, die sich wie Tabaksrollen ausnahmen. M. interessierte sich für diese Technik, die damals noch unvollkommen war: „Man hält unwillkürlich den Atem an bei diesen, wie durchlöcherter Zunder, vom leisensten Hauche beweglichen, schwarzen Blättchen, damit dieser nicht etwa uns einen Gedanken des alten Schriftstellers oder ein von ihm aufgezeichnetes Faktum entführe. Wie, auch beim sorgfältigsten Abrollen, das Abreissen von Stückchen unvermeidlich ist, sah ich mit eignen Augen“. M. erhielt wenigstens von dem damals noch nicht fertig gestellten Tom. II der Volumina Herculanea 4 Blätter als vorläufiges Geschenk mit 8 Kolumnen, die eben jenes lateinische Gedicht enthielten, das als *bellum Actiacum* (pap. Herc. 817) in der philologischen Literatur später bekannt wurde und das von den Kämpfen des Octavianus, des Antonius und der Kleopatra handelt. Er schrieb an Heyne in Göttingen einen kleinen Traktat darüber, der ihn mit einigen Zusätzen in den Gött. gel. Anzeigen (April 1811, 64. u. 65. Stück) veröffentlichte. Der 2. Band der Volumina war immer noch unbekannt geblieben, und M.s Angaben waren als erste Notiz für die deutsche Gelehrtenwelt sehr willkommen. In demselben Jahr 1811 gab M. das erste Heft seines Reisetagebuchs heraus, in dem er genauer und ausführlicher den Text vorlegte und mit Noten illustrierte. Den Autor sucht M. nicht zu bestimmen, äusserlich scheint ihm die rhetorische Behandlung geschichtlicher Stoffe an Lucanus zu erinnern, „doch nirgends an seine Energie; trägt auch nirgends eine Spur seines, vielleicht noch immer nicht anerkannten hohen Geistes“¹⁴⁴). An einigen Stellen hat M. den Text

144) M. hat Lukan sehr hoch gestellt. Ich denke, eine Betrachtungsweise, wie die von Ed. Fraenkel, L. als Mittler des antiken Pathos (Vorträge der Bibl. Warburg IV. 229 ff), hätte ihm in hohem Masse zugesagt.

richtig ergänzt¹⁴⁵), wobei er freilich oft mit den ihm noch unbekanntem Vermutungen Ciampittis zusammentraf, dessen edierter Text übrigens an einigen Stellen von dem seines Druckbogens abwich. Mit anderen Andeutungen, die mehr vermutungsweise hingeworfen waren, hatte er weniger Glück, und vor dem schwarzen Verdacht, bei einem solchen Vorschlag das *o* im Namen des Antonius kurz gemessen zu haben, musste er sich Kreyssig gegenüber, der trotz seines sonst M. gegenüber bezeugten Wohlwollens doch die freilich unklare Fassung einer seiner Äusserungen so glaubte verstehen zu müssen, durch eine umständliche Darstellung dessen, was ihm eigentlich als Möglichkeit mehr oder weniger klar vorgeschwebt habe, schützen. Kreyssig nämlich, dem wir die erste gründliche Ausgabe des Gedichts verdanken¹⁴⁶), legt durchaus Morgensterns Edition zugrunde und folgt seinen Aufstellungen kritisch Wort für Wort, wobei er zugleich den mit M. über viele Einzelheiten geführten Briefwechsel heranzieht. Seitdem scheint M.s Name aus der Debatte ziemlich verschwunden zu sein. Bei Baehrens (*Poetae Latini Minores* I, 212 ff, wo zuerst das in Oxford befindliche apographon Hayterianum und die danach hergestellten Tafeln herangezogen sind) und bei Riese (*Anthologia Latina* I, 1) wird sein Name weder im Apparat noch in der Vorerinnerung genannt. Erwähnt wird seine Tätigkeit dagegen von dem jüngsten italienischen Editor Ferrara¹⁴⁷).

Eine ganz offenkundige Schwäche der M.schen Arbeit liegt darin, dass, was natürlich für ihn bezeichnend ist, nicht unterschieden wird zwischen einem Aufsatz, der ein weiteres interessiertes Publikum und die Fachgenossen über die paläographische Bedeutung des Fundes, Inhalt und Form des poetischen Fragments und die Möglichkeiten einer Wiederherstellung zertrümmer-

145) Z. B. col. I, 5 rerumque per u[sum], 9 nec defu[it] impetus illis, col. V, 3 cum [t]ela pa[ra]ntur, col. VI, 6 oci[us] interem[it], 7 in[ter] saep[t]am animam, 9 [h]as int[er] s[er]rages.

146) Meissen 1835, zusammen mit den Fragmenten von Sallusts Historien I. III; derselbe hatte schon Lps. 1814 die Fragmente des bellum Actiacum ediert. Erschienen waren noch die Ausgaben von Fea (Rom 1811, der praefatio einer Horazausgabe angehängt), Orelli (praef. zu Epicuri fr., Lps. 1818) und Montanari (mit ital. Übersetzung u. d. Titel Frammenti di Rabirio poeta, Forlì 1830). Bei Kr. erscheint durchgehends die scripturae diversitas ex ed. Dorpat. enotata.

147) In dem Aufsatz Sul papiro Ercolanese latino 817 (*Rivista di filologia* XXXV (1907) 468). Die jetzt vergriffene Ausgabe (Papiae 1908) habe ich leider nicht vergleichen können.

ter Stellen geschickt und verständig orientiert, und einer wissenschaftlichen Ausgabe, die herauszuholen sucht, was zu gewinnen ist durch methodische konsequente Verfolgung der paläographischen Möglichkeiten und des sprachlichen Ausdrucks. Wie immer, hat er die fachliche Leistung Kreyssigs, die der seinen schon durch das bewusste Streben nach Ausschöpfung aller Möglichkeiten überlegen ist, sofort anerkannt und sich an vielen Stellen gern belehren lassen. Er selbst hatte das horazische *Est quodam prodire tenus, si non datur ultra* zitiert und sich hinter einem bequemen Skeptizismus verschanzt, der die Grenzen des Sicheren, des mit einiger Wahrscheinlichkeit Möglichen und des Phantastischen in Nebel hüllte. „Bei manchen der hier abgedruckten Versfragmente möchte es in der Tat nicht viel besser stehen, als bei dem Spiele mit *bouts-rimés*, denn allerdings mag ein nicht ungetübter Freund solcher artigen Tändeleien manche wohl zusammenhängende, sinnreiche Verse leicht zusammenfinden, aber bei einigem Witze auch diese mit gleicher Leichtigkeit variieren: eben wegen des weiten Spielraums, den der blosse Endreim lässt. Nicht viel anders möchte es wenigstens mit einem Teile dieser Herculianischen Versfragmente beschaffen sein u. s. w.“

Genau das gleiche Verfahren bescherte M. in einem zweiten Fall aus zufälligen persönlichen Anlässen einen peinlichen Zusammenstoß. Weit über das Persönliche hinaus aber ragt der hier deutlich sich offenbarende Gegensatz der Eloquenzprofessur Morgensternscher Konzeption zur fachlich-wissenschaftlichen philologischen Arbeit. Wiederum ging M. daran, einen ihm zufällig bekannt gewordenen Fund dem Publikum in kluger, wohlorientierter, schön formulierter Darlegung nahe zu bringen, heiter skeptisch vor allzu scharfer Ausdeutung dessen, was nun doch einmal unsicher bleibe, warnend. Ein junger baltischer Edelmann, O. Fr. von Richter, früh von Reiselust, wissenschaftlicher Neugierde und Überdruß an den in Europa geltenden langweiligen Lebensansichten gestachelt, hatte sich im Orient den Keim einer tödlichen Krankheit zugezogen, die ihn dahinraffte, als er gerade durch Kaiser Alexander in einer freien, seine wissenschaftlichen Arbeiten fördernden Weise der persischen Gesandtschaft attachiert werden sollte. Der Nachlass kam nach Dorpat. J. Ph. G. Ewers gab (Wallfahrten im Morgenland, 1822) heraus, was an Tagebüchern und Briefen bemerkenswert erschien, und Morgenstern berichtete im gleichen Band über Handschriften, Bücher, Kunstge-

genstände und Kuriositäten, die der Univ.-Bibliothek und seinem Kunstmuseum dabei zugeflossen waren. Dabei wurde das Universitätsprogramm vom S. S. 1820 über die griechischen Münzen Richters wiederholt. Die von Richter an einigen Orten des Orients, aber auch auf Lesbos, Zypern, in Konstantinopel u. s. w. aufgezzeichneten griechischen Inschriften werden unter 48 Nummern abgedruckt — nicht alle waren neu, und einige von ihnen wurden bald nachher in ähnlichen Reiseberichten von anderen gleichfalls publiziert —, wobei M. der Versuchung nicht widerstehen konnte, einige Bemerkungen zur Erklärung beizufügen, was er ohne besondere Prätension und nicht ohne die Befürchtung, den Adressaten Ewers damit noch mehr als mit den bisherigen antiquarischen Berichten zu langweilen, zu tun vorgibt. Von einer etwas längeren zyprischen Inschrift in metrischer Form hatte er gelegentlich seinem Kollegen Francke Mitteilung gemacht, der sich sofort mit einem wahren Feuereifer an ihre Deutung machte, den älteren Kollegen fast in einem Dutzend kurz aufeinanderfolgender Briefe über den Fortschritt seiner Interpretation unterrichtete sowie über die Verwerfung seiner alten Ergänzungen, über neue Versuche, die dann bald wieder modifiziert wurden u. s. w., und der schwerlich so bald mit der Schlussredaktion seiner Ansichten, die in Morgensterns Beitrag zu der Ewersschen Publikation ihren Platz finden sollte (jetzt dort 646—652), zu Rande gekommen wäre, wenn jener, der im gleichen Jahr 1822 seine Schrift über Raphael Sanzios Verklärung schrieb und den Richterschen Inschriften auf die Dauer kaum grossen Geschmack abgewinnen konnte, nicht endlich sein *Claudite iam rivos, pueri, sat prata biberunt* gesprochen hätte mit dem Bemerkten, die Sache sei doch wahrhaftig, zumal an dieser Stelle, nicht tanti. M. schickte dem Franckeschen Beitrag in etwas wohlwollend herablassendem Ton seine eigene Kritik nach, belehrte jenen — reichlich breit — über alles mögliche, gewann aber dann durch die Besprechung des letzten Verses der Inschrift den Übergang, um noch eine Weile sich mit den eleusinischen Mysterien zu beschäftigen und stimmungsvoll mit einem Wort des Gedenkens an Richters Grab auf dem fränkischen Friedhof in Smyrna zu schliessen. Francke hatte er von seiner Kritik nicht Kenntnis gegeben, teils aus äusseren Gründen der Drucklegung, teils, weil, wie er launig oder naiv bemerkte, „der natürliche Egoismus jedes, selbst des die Wahrheit über alles liebenden Autors, in der eignen Druckschrift wenigstens,

für seine Sache, also für sich, gern das letzte Wort behält“. Das war der Anlass des Streits, in dem die Objekte kaum, die Prinzipien sehr interessieren.

Johann Valentin Francke, 1792 in Husum geboren, war in Kiel ein Schüler des Heyneschülers K. F. Heinrich (Bursian, Gesch. der klass. Phil. 731) gewesen, wo er sich auch habilitiert hatte. Nachdem er noch eine Weile an der Gelehrten-schule in Flensburg gewirkt hatte, erhielt er, philologisch durch Arbeiten über Kallinos und Juvenalis bekannt geworden, einen Ruf nach Dorpat auf die neu errichtete, bisher noch von M. mitver-waltete zweite Professur für klassische Philologie¹⁴⁸), dem er Som-mer 1821 folgte. Unter den über Fr. von M. eingezogenen Gutachten traf eines, das der Kieler Jurist und philologische Mitarbeiter Heinrichs (Bursian 732) Andreas Wilhelm Cramer erstattet hatte, wenn mich mein freilich nur literarisch vermittelter Ein-druck nicht täuscht, den Nagel auf den Kopf. Er rühmte die Gelehrsamkeit Franckes, fügte aber hinzu, dass er, der vorwiegend im engen Kreis des Elternhauses gelebt und ohne Welt- und Menschenkenntnis sei, unter dem durch linkische Schüchternheit erregten Schein der Bescheidenheit in Wirklichkeit grosse Selbst-überschätzung hege. In Dorpat, wo ihn M. der Fakultät, ohne in seinem Antrag jener Einschränkung zu gedenken, empfohlen hatte, bestätigte er bei dem engeren Kollegen die Erwartungen, die in bezug auf Gelehrsamkeit und Scharfsinn bestanden, rief jedoch bei demselben durch Mängel der ästhetischen und philosophischen

148) Aus den Berufsakten ersieht man, dass M. ursprünglich an Graefe und Spohn gedacht hatte, was in der Tat im Falle des Gelingens für die Dorpater klassische Philologie in beiden Fällen viel bedeutet hätte. Graefe (ADB IX, 555), in Chemnitz 1780 geb., Schüler Gottfr. Hermanns, dann einer der vielen säch-sischen Hauslehrer im Baltikum, wurde 1810 nach Petersburg berufen, wo er mit Uwarow in persönliche Beziehungen trat. Seit 1818 Mitglied der Akademie, beschäftigte er sich u. a. mit Nonnos, den Bukolikern, grammatischen, auch sprachvergleichenden Arbeiten, glänzte auch als Dichter griechischer Sprache und starb in seiner zweiten Heimat St. Petersburg 1851. Spohn (Bursian, Gesch. der kl. Phil. 716) dozierte seit 1815 an der Universität Leipzig, wo er 1819 ordentl. Professor wurde, arbeitete über Homer, Hesiod, antike Geographie, nahm auch gleichzeitig mit dem Franzosen Champollion die Entzifferung der ägypti-schen Schriftzeichen in Angriff. Der Versuch, dessen Fehlschlagen in beiden Fällen nicht wundert, ist doch bezeichnend dafür, was man nach der ge-rade für Berufungsmöglichkeiten so jämmerlichen und verzweifelten Lage in der ausgehenden Klingserschen Kuratel nun bei neu befestigten äusseren Bedingun-gen beanspruchen zu dürfen glaubte.

Seite gleich von Anfang an Bedenken hervor. Als Lehrer scheint er mit seiner nüchternen grammatischen und textkritischen Art M. glücklich ergänzt zu haben. Der schon mehrfach erwähnte Anders scheint freilich als Haupteindruck nur behalten zu haben, dass Fr. bei einer Interpretation der Frösche des Aristophanes das Gequake der Frösche sehr täuschend nachmachte. Im Falle der Inschriften sah Francke sich da, wo er um das Verständnis der Stellen ehrlich gerungen hatte, mit billigem Gerede kritisiert. War er an der Hand des Materials zu einer sprachlich und sachlich begründeten Ergänzung gekommen, so verdross es ihn, wenn der „Freund“ von der Warte des kritischen Skeptizismus herab zu verstehen gab, dass das alles ja ganz hübsch ausgedacht sei, dass er selbst wohl auch ähnliche Möglichkeiten erwogen habe, aber dass freilich der Bedenken viele seien, dass man ebensogut oder besser an etwas anderes denken könne, dass absolute Gewissheit eben da nicht zu erzielen sei u. s. w. Fr. schrieb sofort am 18. IV. 23 einen ihn köstlich charakterisierenden Brief an M., indem er ihm einen fürchterlichen Kampf bis zur Vernichtung ankündigte. Alle etwaigen Versuche, ihn durch persönliche Bemühungen milder zu stimmen, seien ganz aussichtslos. „Als beendet darf nach meiner Meinung der Kampf nicht eher angesehen werden, bis einer von beiden sich verloren gibt.“ Von M.s Aufstellungen werde kein Stein auf dem anderen bleiben. „Werden Sie empfindlich, so schaden Sie nur sich selbst.“ „Wer die Wunden, ohne welche es dabei nicht abgeht, nicht verschmerzen kann, muss den Streit nicht anfangen u. s. w.“ Auf diese lächerlichen Rodomontaden antwortete M. mit voller menschlicher Überlegenheit in dem Sinne, dass er weit entfernt sei, ihn von seinen Absichten abhalten zu wollen; werde die Sache durch weitere Diskussion gefördert, so sei ihm das nur lieb, er selbst freilich habe nicht im mindesten die Absicht, sich auf eine Polemik einzulassen. So schwieg er denn auch und liess es sich im wesentlichen ruhig gefallen, dass ihm das widerfuhr, was er seit seiner Jugendzeit als schlimmste Begleiterscheinung der wissenschaftlichen Produktion gehasst und verachtet hatte, eine mit breitem Behagen, boshafem Witz und persönlichen Anspielungen aufgezugene, an unbedeutende Gegenstände der Diskussion angeknüpfte Polemik. Francke nämlich schrieb jetzt mit einem Bienenfleiss und breit ausladender Gelehrsamkeit über die paar Inschriften einen grossen Folianten zusammen (Griechische und

lateinische Inschriften gesammelt von O. F. von Richter, herausgegeben von Joh. Val. Francke, Berlin, Reimer 1830, 551 Seiten), den er „mit ungeheuerem Kostenaufwand“ (Neuer Nekrolog der Deutschen VIII 1830, 2. Teil, 740) drucken liess und in dem er geflissentlich die flüchtigen Einfälle M.s Revue passieren liess. Den letzten Bogen korrigierte er auf dem Totenbett, die übermässige Anstrengung hatte ihn überreizt, ein Nervenfieber raffte ihn in diesem Zustand in jungen Jahren dahin. Sieht man auf die Sache, so hat Francke natürlich in siebenjähriger intensiver Arbeit aus diesem Material sehr viel mehr herausgeholt als M. mit seinen in der Laune des Augenblicks geborenen Einfällen. Ferner ist Franckes Art, mit einer gewissen engstirnigen Konsequenz das paläographische, sprachliche und inhaltliche Material zu einem Lösungsversuch zusammenzupacken, für die Forschung weit erfreulicher als M.s spielerischer Skeptizismus. „Möchten wir beide“, so schreibt Francke in der Vorrede, wo er triumphierend die Hauptprunkstücke seiner Polemik hoch hebt, „uns nur vor allen Dingen darüber verständigen, dass ein Streit zwischen uns über das Ziel und die Methode der Konjekturenkritik ohne Erfolg bleiben muss, weil ich, mag ich im einzelnen Recht oder Unrecht haben, doch nun und nimmermehr von den Versuchen, positive und das Ganze umfassende Ergebnisse zu finden, er hingegen bei solchen Aufgaben ebensowenig von den Warnungen davor abstehen wird. Für möglich oder unmöglich zu halten, dass auf dem Ehrendenkmal eines Mannes am Ende vieler Lobsprüche gestanden habe, er sei vom Räte verurteilt worden, zu wissen oder nicht zu wissen, dass die Kaiser ihr Konsulat nicht jährlich erneuerten, dass in *Φι'. Δέοντος* das *Ζ'* nicht auf die Zahl 30 deutet, dass es eine Göttin Anaitis gab, dass *ἀπολογώτατος* aller Analogie zuwider, *βαθροζόν* kein scalare, *τὸ τεῖχος ἀναιρεώθη* kein Griechisch ist, und Ähnliches mag ihm minder bedeutend scheinen, wenn ihm nur kein gewagter Ergänzungsversuch von Worten oder Tatsachen nachgewiesen werden kann, der sich hinterher nicht bestätigt. Ich hingegen scheue mich sehr vor Fehlern jener Art, während ich mich Gefahren der letzteren wissentlich bei jedem Schritt aussetze. Nennt er sich einen Skeptiker, so bin ich es auf andere Weise vielleicht noch mehr, indem ich in der Kritik gar keine Gewissheit für objektiv anerkenne, nicht einmal die des aufmerksamsten Augenzeugen, wirklich genau das gesehen zu haben, was er mitteilt, oder die eines untadelhaften Berichtes oder Textes, der

sich bisher ohne Abweichung Jahrhunderte lang fortgepflanzt hat, ebendeswegen aber um so weniger Bedenken trage, was mir jedesmal subjektiv gewiss ist, entschieden hinzustellen, bis ich selbst oder andere Besseres finden.“ Will man überhaupt von einem Streit über die Methoden der Textkritik reden — beide sahen es so an, in Wirklichkeit liegt der Gegensatz natürlich an einer anderen, viel tieferen Stelle —, so hat Francke mit jenen Worten die Sache einigermaßen klargestellt, er besserte z. B. in den angegebenen Stellen *ἀξιολογώτατος* und *ἀνευεώθη*. Tragikomisch mutet es an, dass die zypriische Inschrift, an der sich der Streit ursprünglich entzündet hatte, in der Folgezeit abermals zu einem Zankapfel zwischen Welcker und Gottfr. Hermann wurde, wie in Dorpat zwischen M. und Francke¹⁴⁹⁾, dass hier, sieht man vom Methodischen ab, im Tatsächlichen manche Dorpater Streitobjekte durch bessere Lesungen gegenstandslos geworden sind und dass im übrigen M. in diesem Fall, wo er kaum mehr Tage an die Sache setzte, als jener Jahre, mehr Recht im ganzen und einzelnen behalten hat, als jener. Ein wirklicher Vergleich der Leistungen für alle Inschriften ist bei der Sachlage nicht möglich, ich glaube, es kann nicht zweifelhaft sein, dass M., wenn er wirklich einmal in seinem Leben 7 Jahre ernstlich an einen Stoff gesetzt hätte, eine

149) Vgl. Welcker, *Sylogae epigr. graec.* 1828 no. 34; dagegen Gottfr. Hermann, *Leipziger Lit. Ztg.* 1829. 80. Welcker antwortet 1829 (Zu der *Sylogae e. gr.*, Abweisung der verunglückten Conjekturen des Herrn Prof. Hermann, 44 ff), Hermann darauf wieder *L. L. Ztg.* 1829 1192 f. Es berührt peinlich, diese beiden einander Mangel an Kenntnis der Gräzität, der Prosodie sowie der kritischen Methode vorwerfen zu sehen ganz in der Art Franckes. Welcker urteilte über die Dorpater Kollegen an der zuerst genannten Stelle: *editum fuit . . . cum Franckii et Morgensternii commentationibus . . . , sed ex apographo minus scito, ita ut operam perdidierint viri doctissimi, emendando ille ex ingenio, hic autem examinanda collegae explicatione et idoneis argumentis dissolvenda. Neque Franckium ipsum ab inveniendi et hariolandi ardore, fallaciarum pleno, quem in tali opere nemo facile satis defendit, remissionem sedatoremque factum, istud commentum diu tuitum esse credo. Hierauf konnte F. noch im Nachtrag in seiner gereizten und drohenden Manier eine Antwort geben (498). Dass Francke in seinen Änderungen und Aufstellungen oft sehr kühn ist und M. mit Recht dagegen Bedenken geltend macht, ist richtig, berührt aber nicht das eigentlich Wichtige und Prinzipielle des Falles, obwohl auch M. selbst es so ansah, nämlich als einen Streit willkürlicher Konjekuralkritik gegen bedachtsame Vorsicht. Ein zweiter Konflikt, der aber mehr sachlich und implicite geführt wurde, entbrannte zwischen den Dorpater Philologen anlässlich einer Münze. Die Dokumente sind: *Neues Museum der deutschen Provinzen Russlands I*, 1. Anhang und Morgensterns *Universitätsprogramme 1826 I und II*.*

nicht nur schriftstellerisch, sondern auch inhaltlich ganz anders bedeutsame Leistung zuwege gebracht hätte. Er ist eigentlich überall, wo nicht das Sitzfleisch in Betracht kommt, der Überlegene. Den schwierigen letzten Vers der zyprischen Grabinschrift

Ἐὐλάλιος γαμικὸς μόνος ἐνὶ φθιμένοις

hat er richtig verstanden: hochzeitlich allein nach dem Tode, Persephone ist die Braut (a. a. O. 670 ff), freilich nach seiner Art gleich wieder sich Einwände machend, beim Thema Mysterien Warnungen des kalt und scharf prüfenden Lobeck zur Vorsicht nicht überhörend, doch hoffend auf Erfüllung von Senecas Wort: Eleusis servat quod ostendat revisentibus. Der nüchtern platte Francke hat ihn wegen jener Deutung mit Hohn und Spott übergossen, bei ihm, Welcker und G. Hermann ist der Sinn der Stelle wieder verdunkelt, freilich in verschiedener Weise, v. Wilamowitz aber erklärt, ganz wie M., bei Kaibel, Epigrammata graeca no. 288: apud inferos tantum matrimonio paratus sum [scil. Persephonaē]. In einem anderen Fall zeigt M. durchaus richtiges Sprachgefühl, wenn er nämlich in dem Plural

ἔς ἀϊθέρα καὶ Διὸς ἀυλᾶς

eine Erweiterung und Vergeistigung des Begriffs sieht, worüber Francke, der beim Plural immer viele Dinge sehen will, höhnt. Der Plural ist dann bestätigt worden, und M. hat Recht behalten. Volle Überlegenheit im Persönlichen und Menschlichen ist von vornherein bei M. unverkennbar. Boshafte persönliche Anspielungen und kleinliche Nörgeleien charakterisieren Franckes ganze Polemik, nach bekannter Manier soll überall nachgewiesen werden, der „Freund“ und „Vorgänger“ kenne irgendeine Tatsache sprachlicher oder sachlicher Art nicht und könne kein Griechisch. Da M. in jener zyprischen Inschrift auch den Einfall gehabt hatte, vielleicht sei das schwierige Gamikos das Proprium und „eulalios“ bedeute der „wohl redende“, meint F. (79), „der gute Gamikos beweist nur seine Gesprächigkeit, indem er sie sich mitten in einem ganz fremdartigen Satz beigelegt. Von einer solchen Gesprächigkeit hat man wohl Beispiele, die man nicht weit zu suchen braucht“. Nicht übel heisst es von M., dem bei seiner (richtigen) mystischen Erklärung des Schlussverses gleich wieder Bedenken gekommen waren, dass bei ihm „ein ungebetener Hochzeitgast, der nicht recht fest auf den Füßen steht, sich mit einer doppelten Verbeugung gegen Creuzer und Voss zwischen zwei Stühle setzt“ (80). F. fasst

das *βαθροῖον* in einer Grabschrift nicht als Treppchen wie M., sondern als Basis, spottet also über das morsche Ding, auf dem man jenem ja nicht nachklettern solle. Der Witz ist gleich schlecht, die Beweisführung aber glücklicher in einem anderen Fall, wo M. unter einem erwähnten *δημόσιος* einen Polizeidiener verstand, Fr. einen tabularius. Er fürchtet, der Polizeidiener in M.s Sold werde das Denkmal nicht gegen kritische Misshandlung schützen. „Den Schnörkel am Ende der Inschrift überlasse ich meinem Vorgänger, der ihn für einen Zierat hält, zum Ehrenzeichen für seinen Polizeidiener.“ Dagegen ist der Witz treffend und die Beweisführung einleuchtend in einem dritten Fall, wo es sich um eine von einer Frau ihrem Mann gesetzte Ehreninschrift handelte. Mit Überraschung fand M. ihn am Ende genannt *καταψηφισθέντα ὑπὸ τῆς ἰερωτάτης βουλῆς*. „Denn hier schliesst in edler Einfalt die . . . Inschrift.“ Darauf F.: „Überraschend und einfältig genug: aber wo steckt das Edle?“ „Wer so urteilt, dessen Überraschung wird erneuert werden, wenn durch blosser Verdoppelung der Endsilbe des *κατα* plötzlich die Verurteilung schwindet . . . *κατὰ τὰ ψ. . .*“, also: gemäss den Beschlüssen. In wieder einem anderen Fall erkennt F. in dem seinem Vorgänger unverständlichen ANAEITEIA Spiele zu Ehren der Anaitis. „So hat sein Genius ihn hier ganz verlassen? Oder hätte nicht die himmlische Lautenspielerin Anaïtis, der weibliche Morgenstern, ihm vor allen huldreich erscheinen sollen?“ Es ist die einzige Stelle, wo der überreizte Mann den Namen seines Gegners bei Gelegenheit einer anzubringenden Bosheit sich in die Feder kommen lässt. Von dem Ton seiner Polemik sagt er selbst (86): „Sollte unser Ton nicht ganz zusammenstimmen, so kommt das daher, dass er sein Instrument nach der Stimmgabel eines alten Freundes in den Dresdner Kammerton mit gleichschwebender Temperatur gestimmt hat, ich hingegen das meinige bald auf diesen, bald auf jenen Ton der Lessingschen Tonleiter zu stimmen pflege, je nachdem ich den einen oder den andern für den treffenden halte“. Die in einzelnen Bogen des grossen Werkes allmählich ans Licht tretenden Angriffe Franckes lösten, wie natürlich, in dem kleinen Universitätsstädtchen, das die Professoren im vertrauten Gespräch als Höhle der Fama zu bezeichnen pflegten, grösstes Erstaunen aus. Sah man doch die Gelehrsamkeit eines Mannes etwas zerzaust, der in allen Humanioribus als eine Art Doktor Allwissend galt, der, wie es der derbe Krause in seinen Memoi-

ren an einer im Druck unterdrückten Stelle ausdrückt, „alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste geknickt wurde“. Ausser Krause berichtet auch Anders in seinen Memoiren von dem grossen Streit. Sehr schön sagt Mercklin, der in der wissenschaftlichen Arbeit doch ganz andere Bahnen wandelte als M., zu dem Fall folgendes, was ich durchaus unterschreibe (24): „Der Mannesseele, welcher Freundschaft und Liebe ein Bedürfnis war, fehlte aber auch der Mut nicht, ohne Beistimmung und im Kampf mit Widersachern den eigenen Weg zu gehn, welchen er als den rechten erkannt hatte. Darum zerfiel er in der letzten Zeit in Halle mit F. A. Wolf, darum scheute er nicht den langen Federkrieg mit seinem nächsten Kollegen Joh. Val. Francke, ohne dass deshalb ihm der Blick für das, was er jenem schuldete und fort und fort an ihm verehrte, was er an diesem bereitwillig anerkannte, getrübt ward. Und aus diesem Streit trat er wenigstens insofern als Sieger hervor, als er dem heftigen Angriff die massvollste Haltung, eingedenk seiner Sophrosyne, und als er sich und der Sache genug getan, Schweigen entgegengesetzte“. In der Tat waren die menschlichen und persönlichen Gewichte auf den Wagschalen dieses Streites so verschieden verteilt, dass er M., zumal die Einzelheiten das gelehrte Publikum wenig interessiert haben werden, kaum geschadet hat. In der Vorrede zu Kühlstaedts Dissertation, wo er, wie schon erwähnt, 1832 einen Überblick über die Geschichte der Dorpater Philologie gibt, äussert er sich so würdig, wie man es in einem solchen Fall nur tun kann, über den Verstorbenen im Anschluss an die lange von ihm gehegten Hoffnungen auf die durch ein philologisches Seminar zu erzielende Verbesserung des philologischen Unterrichts (p. XV): *Atque maiori iure expectari id poterat, quum paulo post, auctumno eiusdem anni (1821) de schola Flenopolitana, cuius esset subrector, evocatus, mea quidem opera et collegis et curatori illustrissimo primum commendatus, Dorpatum advenisset philologus pereruditus, haud vulgari acumine praeditus, Joannes Valentinus Franckius, Holsatus, Callino suo nonnullisque aliis scriptis in orbe litterario nomen insigne consecutus, Heinrichii, Kiliensis olim, nunc Bonnensis universitatis litt. professoris clarissimi, quondam discipulus, iam alter in univ. litt. Dorpatensi ll. gr. et lat., simulque historiae litterarum et paedagogicae p. p. o. Licet enim fieri non potuerit quin per officii communionem ad consuetudinis familia-*

ritatem quamdam adducti, nos, ego et ille, pro diversa nostra et sentiendi et iudicandi ratione in non paucis rebus, praesertim in re critica, haud raro dissentiremus, tamen in iudicio de indole discipulorum ferendo, ut in verissima eos praeceptis iuvandi voluntate, prope consentiebamus . . . Dann heisst es in anderem Zusammenhang (XXVII): Franckio improvisi morbi dira acerbitate litteris atque academiae Dorpatensi erepto . . .

Zahlreiche Entwürfe und Pläne auch auf philologischem Gebiet gingen nach Ausweis der Tagebücher dem beweglichen Mann durch den Kopf, aber ausgeführt ist davon nichts worden. Ich erwähne den Plan einer Sammlung der auf die Geschichte der antiken Philosophie bezüglichen Autorenfragmente und Zeugnisse, ein Riesenunternehmen, bei dem freilich die Ausführung auch nur eines kleinen Teils mehr bedeutet hätte als das Planen des Ganzen. M.s Nachfolger Preller hat gerade im Jahre seiner Ankunft in Dorpat 1838 die erste Auflage seiner mit Heinrich Ritter herausgegebenen *Historia philosophiae graecae et romanae ex fontium locis contexta* ausgehen lassen, ein noch jetzt in Ansehen stehendes Werk, bei dessen Neuherausgabe auch der zweite Nachfolger Jaesches, Gustav Teichmüller (in Dorpat 1871—1888), gelegentlich beteiligt war. Eine andere Aufgabe, die M. lockte, war z. B. [die Sammlung aller auf die bildenden Künste bezüglichen Notizen bei antiken Autoren. Andere Einfälle sind mehr allgemein gedacht, Studien über Geschichte der moralischen Vorstellungen u. ä. m., natürlich immer mit kritischem, wertendem Kommentar geplant. Wie wenig er überhaupt Historiker im positiven Sinn ist, beweist folgender wunderlicher Einfall: *Wer den Ammianus Marcellinus umarbeitete in Rücksicht des Stils, täte, bei der Trefflichkeit des Inhalts, vielleicht etwas nicht ganz Undankbares* (DXXXVI, 155); also glaubte M. allen Ernstes, man solle doch, wie man für die Schüler einen von allen grammatischen Flecken gereinigten Cornelius Nepos herausgegeben hat, so auch für die Erwachsenen einen in seiner stilistischen Tracht allzu eigenwilligen und zu wenig salonfähigen Autor umkleiden und in die philologische Normalkleidung schnüren. Ammianus Marcellinus ist allerdings ein überaus schwer lesbarer Autor, da er, als geborener Grieche ohnehin nicht frei über das Latein verfügend, obendrein zu einer wunderlichen und bizarren Mischung aller möglichen Seltsamkeiten des Stils neigt und nach Jean Paulscher Manier mit ständigen Lesereminiszenzen die Darstellung würzt. Der

ernste Sittenrichter, der pathetische Charakterzeichner, der allem Zwang und allem Dogmatismus abgeneigte neutrale Monotheist mochte andererseits M.s Sympathie leicht finden.

Dass Wolf ihn oft und dringend gemahnt habe, gerade auch nachdem eine örtliche Trennung eingetreten war, seine Kräfte zu grossen philologischen Leistungen zu konzentrieren, wie er sie von ihm erwarte, hat M. oft aufgezeichnet: *Was Wf. wollte, dass ich werden sollte, ward ich nicht: ein bedeutender Philolog* (DXXXV, 148), u. ä. oft anderwärts; das hat er auch in der Jubiläumsrede hervorgehoben (12). Hier heisst es, dass er weder Wolf noch sich selbst in dieser Beziehung genug getan habe. „Warum nicht? Weil ich, dieser Mensch, dies Einzelwesen, mit von der Natur so und nicht anders angelegten, meinem Geistes- und Gemüts- und Geschmacksbedürfnis gemäss nur weiter auszuführenden Umrissen eines Charakters, deren ich mir lebendiger und meiner selbst gewisser bewusst war, als jeder Dritte es sein konnte, sogar einen Fr. Aug. Wolf nicht ausgenommen, — kurz weil ich von je meinen eignen Weg zu gehen liebte. *Ἀὐτὰρ ἐγὼν βασιεῦμαι ἐμὴν ὁδόν*, schrieb ich einst ihm selbst“. Der Spruch, der ein Lieblingswort Wolfs ist, das er in entscheidenden Momenten gern gebrauchte (so einmal gegenüber Heyne als angehender Schulmann, das andere Mal gegenüber Wilh. von Humboldt in Beziehung auf die verdriesslichen Berliner Kämpfe um Plato, Heindorf u. s. w.; Reiter, Ilbergs Neue Jahrb. VII (1904) 90; Körte II 106), ist, wie man sieht, gerade bei diesem Adressaten gut gewählt. Übrigens sind mir Briefe der erwähnten Art zwischen Wolf und M. nicht bekannt. Im Jahre 1808 besuchte M. Wolf in Berlin zu Beginn seiner grossen Reise und schrieb in sein Tagebuch darüber u. a.: *W. mahnte mich an eigne philologische Arbeiten: es sei endlich wieder Zeit. Und darin hat er Recht* (CCC, 95). Wolf berichtet über M. im Anschluss an diesen Besuch am 8. Sept. 1808 an Joh. von Müller in der erwähnten Weise (Briefe an J. v. M., hsg. von Maurer-Constant III, 386).

In der Natur der Morgensternschen Eloquenzprofessur liegt es, dass seine Äusserungen über mangelnde grosse philologische Leistungen nicht widerspruchlos sind. Bald ordnet er sich ohne weiteres in die Linie der Philologen ein und erklärt es aus der grossen Zersplitterung seiner Kräfte — und wer würde ihm dies nicht gern zugestehen? — oder aus anderen persönlichen Gründen, etwa der Ruhelosigkeit seines liebebedürftigen

Herzens, dass es nicht zu dauernd befriedigenden Leistungen bei ihm gekommen ist. Bald aber deutet er an, dass er es ja eigentlich auf anderes, in seiner Art Gleichwertiges oder gar Besseres abgesehen habe. Es wird jedoch hier das richtige sein, M. selbst in einer knappen Auswahl seiner ungeheuer zahlreichen Äusserungen zu dieser Frage zu Wort kommen zu lassen.

Winckelmann sagt: Warum sollte ich meine Zeit mit Kollationieren von Handschriften hinbringen, da ich das Altertum aus alten Denkmälern erklären kann? Auf ähnliche Art sag' ich mir: Warum meine Zeit verschwenden mit mühseligem Zusammensuchen und Forschen über unbedeutende Dinge, da ich mich mit dem Geist und Charakter der edelsten Menschen aller Zeiten beschäftigen und vielleicht manches von anderen weniger Bemerkte, weniger Gefühlte in ihnen nachweisen kann (DXXXV, 80)?

Merkwürdig bleibt mir immer F. A. Wolfs gewissenhaftes Streben nach historischer Wahrheit in der Literatur, auch in Kleinigkeiten, bei seinem übrigens so kritisch-skeptischen Geiste. Nov. 1804 (ib. 87).

In der Regel haben Weltleute und Geschäftsmänner von Geist eine besser gewählte und besser verdaute Lektüre als Gelehrte vom gewöhnlichen Schlage, da jene, weniger lesend, nur das Klassische lesen. 1804 (ib. 115).

So wie Konjekturekritik als die Blüte philologischer Kenntnisse von selbst hervorgeht im wohlorganisierten Kopfe, so in einem wahrhaft weiblichen Gemüt, auch wo das Weib kalt scheint, die Liebe. Jene ist kein besonderes Talent des wahrhaft philologischen Kopfes, diese kein besonderes Talent des wahrhaft weiblichen Herzens. Eins wie das andere gehört zum vollständigen Ganzen, quillt unausbleiblich zu seiner Zeit (ib. 295 f).

In der Jubiläumsrede heisst es im Zusammenhang mit dem weisen Rat Funks, der ihn in der Jugend vor allzu gefährlichem ardor studii litterarum durch sein Dringen auf Sophrosyne bewahrt habe: *Und so bin ich alt geworden, und der Baum, nicht krank, nicht saftlos, hat doch der reifen Früchte bei weitem weniger getragen, als er wohl gekonnt, und, denk ich, gesollt hätte. Heindorf, der berühmte Philolog, einst noch auch mein fleissiger Zuhörer in Halle, von seinem alten Vater, dem Berlinischen Professor, mir persönlich zugeführt und von dessen Kollegen, meinem Freunde Spalding, besonders empfohlen, starb von überspannter Anstrengung und übertriebener Arbeitsseligkeit nur zu früh erschöpft, lange vor der Zeit. Ich*

gab ein Beispiel wohlbenutzten Rates eines weisen Mannes (a. a. O. 6). Anders als an dieser recht merkwürdigen Stelle klingt es wieder sonstwo. Da will er überhaupt nicht unter die Philologen, sondern unter die Schriftsteller deutscher Nation gerechnet werden, die man liest, nicht weil sie ein Buch geschrieben, sondern weil sie selbst so oder so waren (DXXXVI, 118; v. J. 1806).

Immer wieder fällt auf, wie fern M. im Grunde jedem geschichtlichen Denken steht. Vom Standpunkt des 19. Jahrhunderts aus, das ein rechtes saeculum historicum war, ist man geneigt und berechtigt, bei Winckelmann und Fr. A. Wolf die Anfänge historischer Betrachtung hervorzuheben. Dem Zeitgenossen erschien das, wie gerade M. beweist, keineswegs so, und das umsoweniger, als bei jenen selbst ja die historische Betrachtung mit andersartigen Impulsen versetzt war. Bemerkungen in dieser Richtung findet man bei Spranger, W. von Humboldt und die Humanitätsidee, S. 458 und 490 f. Es ist bei M., dem Eloquenzprofessor, schwer zu entscheiden, inwieweit er, in seiner Dorpater Isolierung weniger von Modeströmungen gepackt, im 18. Jahrhundert stehen bleibt und inwieweit er Altes nach seiner Sonderart weiterbildet. Denn eine eigenartige Leistung bleibt es doch, in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts diese Fülle von Fächern nicht als ein blindes Sammelsurium, sondern als lebendige Einheit persönlich als Prophet des Humanismus vertreten zu haben. Prachtvoll ist auch die Antwort, die M. einmal dem sich immer als herumhorchender, undelikat geschäftiger Meister Ubique bewährenden Böttiger auf dessen Frage „Was haben Sie auf dem Amboss?“ gab. Sie lautet kurz und klar: *Mich selbst!* (17./29. Jan. 1808).

7. Freunde und Korrespondenten. Persönliches.

Mit Dank gegen die Vorsehung zählt der Alte bei der Festtafel (Auch ein Vortrag 13 ff) eine stattliche Reihe meist berühmter Namen auf, deren Freundschaft ihm beschieden gewesen sei. Hätte er alle aufzählen wollen, denen er diesen Ehrentitel irgendwann einmal gegönnt hat, so wäre die Liste fast ins Unübersehbare gewachsen und hätte zum mindesten eine dreistellige Zahl erreicht. Freilich hatte seine Seele von der Knabenzeit an geschwelgt in dem hohen Namen „Freund“ und „Freundschaft“, sich unendlich oft einsam und unverstanden gefühlt, aber doch bei ihrem Bedürfnis nach Verehrung und bei ihrer Mitteil-

keit immer wieder Anschluss gesucht und gefunden. Man wird auch hierin die Verwandtschaft mit Cicero nicht verkennen. Umfasste doch M.s eigene Briefkorrespondenz jährlich mehrere hundert Nummern, so dass wohl das nulla dies sine epistola die Regel darstellte. Dass Tränen, Umarmungen, Seufzer, Melancholien sehr locker sitzen, ist schon wiederholt angedeutet worden. Das gehört ebenso wie gewisse Überschwänglichkeiten zum Lebensstil nicht aller, aber doch recht vieler jener Generation. Natürlich ist das auch zur richtigen Würdigung der Briefe Parrots an Alexander zu bedenken. In der so sehr anziehenden Schilderung Julius Eckardts von der Universität Dorpat ist gerade das verzeichnet, dass der Leser das ganz falsche Bild einer harmlosen patriarchalischen Beschaulichkeit erhält, das am allerwenigsten für die repräsentativen Figuren der ersten Zeit passt.

Zum treuen Freund machte M. vor allem sein zarter Herzensstakt. Der alte Jaesche bittet ihn 1823 beim Tode seines Erstgeborenen „als eine tröstende Erscheinung alter Freundschaft“ zu sich. In der Begräbnisstunde seiner verklärten Sally hatte M. vor 15 Jahren ihn unter dem Geläute der Sterbeglocken „durch Gespräche, die das Jenseits zum Gegenstand hatten“ erheitert und gestärkt. Krause ist immer wieder gerührt über kleine, zarte Aufmerksamkeiten, die er seinen Kindern erweist; Leute, die im Spital der Liebe krank lagen oder liegen, wie die beiden Kügelgen und Grass, wissen ihn als zartsinnigen, vertrauten Kenner dieser bittersüssen Leiden zu schätzen.

Das Verhältnis zu Parrot, von dem bisher schon vielfach die Rede war, mag hier zunächst durch ergänzende Bemerkungen verdeutlicht und in der Darstellung abgerundet werden. Die Freundschaft der beiden schloss sich, wie M. an Klinger berichten konnte, in der ersten Viertelstunde so, als ob sie von jeher bestanden hätte.

Die Gemeinsamkeit der Grundanschauungen ist in der Tat sehr gross: gerade wo M. gewisse Unterschiede des religiösen und moralischen Urteils hervorhebt, bemerkt der heutige Leser vielmehr das Einigende im Grundsätzlichen, dem gegenüber die angeführten Nuancen nicht allzu viel besagen¹⁵⁰⁾. Auch die

150) In einer persönlichen Verstimmung wird wohl auch einmal besonders scharf formuliert. So in folgendem Beispiel:

Einer kennt mich: Der über uns alle und in uns, das ist mir Bedürfnis. Für Parrot nicht. Aber darum bedarf er auch keines menschlichen Freundes, so

heroisch-pathetische Deklamation bei der Vertretung der Gedanken der Aufklärung ist beiden so sehr zu eigen, dass bei manchem dieser Art, wäre es ohne Verfassersnamen überliefert, die rechte Zuweisung für mich wenigstens schwierig wäre. Man hat zur Erklärung dieser Dinge allzusehr das französische Blut Parrots herangezogen, dessen Bedeutung ich im übrigen nicht verkenne. Aber im Persönlichen sind die Unterschiede doch recht gross. Der grundsätzliche Optimismus des Aufklärers ist bei beiden ganz verschieden im einzelnen entwickelt. Der dämonische, unberechenbare Parrot zeigt dem einzelnen Vertreter der Gattung Mensch gegenüber leicht Misstrauen, hat Freude am Kampf, wobei sich ihm die Sache, für die er rücksichtslos fight, ohne weiteres als die gute schlechthin darstellt, die des Gegners als die schlechte¹⁵¹⁾. M. ist viel ausgeglichener, wird viel leichter auch der Sache des Gegners gerecht. Die aristokratische Verehrung grosser Männer scheint ihm wohl verträglich mit dem Gedanken der Humanität, sind sie doch eben die reinsten Vertreter des eigentlichen Wesens der Menschen.

Schon Bienemann (215 f) hat darauf aufmerksam gemacht, dass M. in seinen Briefen¹⁵²⁾ an Doppelmair und dessen Frau

wie ich bedurfte (DXXXV, 251). Vielleicht interessiert auch folgendes Zeugnis über P.:

Am Charfreitag 1806 erzählte er, wie er in früheren Jahren Religionschwärmer gewesen, aber ohne dabei an eine andere Welt zu denken. Diese sei ihm immer, auch damals, gleichgültig gewesen. Im Dezember 1806 erzählte er, er habe in seiner Jugend zu Gott gebetet, ihn ewig verdammt sein zu lassen, wenn er je an der Dreieinigkei zweifle. An der Göttlichkeit Christi habe er nie gezweifelt, als bis einmal ein gesetzter junger Mann in seiner Gegenwart von Christus gesagt habe: „Ja, er war ein grosser Mensch“. Bei diesen Worten sei 's ihm von den Augen gefallen wie Schuppen (DXXXIV, 72).

151) Ohne es zu wollen, charakterisiert er sich mit seinem gern als Kampfmittel verwendeten Tugendstolz schon in jenem in der Jugendzeit niedergeschriebenen Rezept über die zum Lebensglück ihm ad usum cotidianum nötigen Dosen von labor, temperantia, veritas, utilitas, amor, wo es heisst:

Si advenit crisis, adde virtutem sublimatam. Als materialiste gerade für dieses Medikament wird dann Cato angegeben (Bienemann, a. a. O. 36).

152) Man könnte das nach vielen Seiten hin ergänzen. Ich begnüge mich mit folgender charakteristischer Briefstelle:

An Niemeyer schreibt M. am 19. Nov. 1803: „Parrot ist ein seltener Mensch. Schwerlich sahn Sie einen, der, wenn er ruhig ist, so anspruchslos ist, und wenn er wild wird, so laut ansprechend und so kühn. Ich weiss nicht, ob ich in dieser Verbindung hinzusetzen darf: er hat in Dorpat keinen, dem sein

immer im Tone hochachtungsvoller Freundschaft von Parrot spricht, bemüht, Missverständnisse aufzuklären, Verdächtigungen zurtückzuweisen. „Hunc enim semper excipio neque me illi unquam comparo“ 25. Nov. 04. „Er ist der einzige in meiner Nähe, an dessen Charakter ich hinansehe“ 5. Okt. 03. Dieselben Töne begegnen, nur noch sehr verstärkt, in den Tagebüchern der ersten Dorpater Zeit. *Ein Zusammensein, wie das mit Parrot, macht Blick und Herz fester. Das tut mir wohl. Aber das gewöhnliche Schwatzen, das Treiben um nichts, kann ich nicht ertragen.* An anderer Stelle: *Vertrauen, festestes Vertrauen auf Parrots Charakter. Wenn er nicht rein ist, ist es keiner . . . Seine Freundschaft im engsten Sinn macht mich vielleicht besser von gewissen Seiten meines Wesens . . . Pt. ist ein grosser Mensch. Sein Selbstgefühl macht mich zuweilen irre über ihn. Dann erwacht auch das meine.* Freilich fehlte es von Anfang an nicht an Verstimmungen. Parrots gelegentlich burschikose, fest zupackende Art und seine Freude am Sticheln auch in Damengesellschaft erschienen M. undelikat. Platzte P. in ein Zimmer, wo gerade der präziöse M. mit einer Schönen konversierte, mit der Frage herein: „Was hat . . . mit dem hübschen M. zu schnaken?“ (DXCIII, 322), spielte P. auf irgendeine noch in der Entwicklung begriffene Herzensangelegenheit M.s taktlos an (DXCII, 352), prognostizierte P. dem Freund aus den Gebilden des sylvesterlichen Bleigiessens 1805/06 einen Kahlkopf — ihm, dem mit dem Christuslockenhaupt geschmückten — und eine Wiege, so verursachte das alles ein schmerzliches Befremden in der empfindsamen Seele M.s. Einen schlimmeren Konflikt gab es, als sich Parrot nicht geneigt zeigte, M.s Forderung eines längeren Urlaubs zum Zweck einer italienischen Reise, zu der er sich formell und materiell

Herz sich mehr aufschloss, als mir, fast von der ersten Stunde, als wir uns sahn. Nichts geschah für die Universität, seit ich in Dorpat lebe, woran das Schicksal mir nicht auch meinen Anteil vergönnte“. Nachdem das des längeren aufgezeigt ist, bricht M. ab: „Sind Sie noch nicht müde, den Eiteln (denn meine alten Fehler, so wie einiges Gute, was die Natur mir auf den Weg mitgab, nehme ich mit, so lang ich da bin) von seiner Tätigkeit schwatzen zu hören?“ Vor Niemeyers Christentum warnt Lieven P. ebenso wie vor dem Sonntags. Von dem soeben erschienenen Werk von K. M e n n e über K. H. Niemeyer, Halle 1928 habe ich während der Korrektur die Besprechung von Eger (Deutsche Lit.-Ztg. 1929, 60 f) kennen gelernt. Der hier als von Menne benutzt erwähnte handschriftliche Nachlass N.s enthält zweifellos mindestens indirekt manches, was für M.s Studenten- und Dozentenzeit aufschlussreich ist.

legitimiert glaubte, zu unterstützen. Da wurde er, der im Anfang allzu kritiklos seinem alten Trieb zur Verehrung grosser Menschen nachgegeben hatte, für manche Fehler am Partner hellhöriger und hellsichtiger. Im Anschluss an eine Bemerkung Parrots über die Frau eines Professors notiert er, dass Pt. für manches schlechterdings kein Gefühl hat. *Manches ist ihm lächerlich, was einem Klopstock heilig war. An physischen Leiden anderer nahm Pt. lebhaften Anteil; inniges Mitgefühl an Seelenleiden anderer fehlte durchaus; überhaupt die Gabe, sich in andere Seelen zu versetzen.* Aber die alte Liebe bricht doch immer wieder auch in dieser Zeit durch, so in einem Brief an Doppelmair: *Hier Pts Antwort. Sagen Sie selbst, kann man diesem, auch wenn man ihm zürnt, jemals sich ganz entziehen? Sie könnens nicht, Alter. Ich auch nicht;* 27. IV. 07. Und als er auf der Reise in Weimar den Don Carlos sah, stürzten ihm im Gedenken an den Freund Alexanders und seinen eigenen Freund und an die gemeinsamen Ideale die Tränen aus den Augen (CCC, 183).

Mit Parrot zu verkehren, war gewiss nicht leicht. Widerspruch vertrug er nur schwer, in andere sich zu versetzen, hatte er offenbar weder Neigung noch Anlage. In der Wahl der Mittel war er keineswegs immer wählerisch; dass in der Frage der M.schen Reise Parrot dem Freund mit formalen und legalen Bedenken kam, verdross diesen besonders, wusste er doch, wie wenig es jenem in entscheidenden Krisen der Universität darauf angekommen war, sich über solche Dinge hinwegzusetzen. Das dogmatische, für fremde Ansichten wenig zugängliche Wesen Parrots erklärte er sich wohl auch gelegentlich aus seinen Wissenschaften, Physik und Mathematik, die ihn an positive Gewissheit gewöhnt hatten (DXXXVI, 182), während eine wesentliche Bedeutung der Humaniora für ihn ja immer gerade in der Gewöhnung an taktvolles Erfassen oder Erraten verschiedener Ansichten und Seelenzustände lag. Ebenso glaubte er die Mängel einer nur auf Menschheitsbeglückung und Wohlfahrt gegründeten Moral an P. studieren zu können und pries sich umsomehr seine formale, kantische. Den Künstler und Schriftsteller wollten Parrot und Krause nicht so hoch stellen als M. Man führte über diese interessante Frage häufig erregte Debatten. Eine ist fixiert in dem Buch DXXXVI, 222 ff, wo Joh. v. Müller, der diese Seiten in Cassel 1808 durchlas, an den Rand schrieb: *Dieses muss ausgearbeitet werden zu einem συμπόσιον.* Man entzündete sich an-

lässlich eines Falles, wo ein Künstler auf einem Gut unter Bauern, wie M. meint, seine kostbare Zeit und Kraft vertut, während die beiden andern begreifen, dass jener in der Kunst nicht glaubte seine menschliche Bestimmung zu erreichen. Sie selbst stellen gleichfalls die Arbeit des praktischen Lebens höher. M. betont, die Kunst wirke doch erst recht zur Veredelung des Menschengeschlechts. P. gibt das nur für Wenige zu, beim Schiffbruch komme es nicht auf den Einzelnen, sondern auf die Rettung der Menge an. M. stellt selbst in diesem Fall die Rettung des einzelnen bedeutenden Menschen höher als die einer Menge von Unbedeutenden. P. kommt im Fortgang des Gesprächs immer wieder auf die „Gemeinnützlichkeith“ zurück. *Es sei unbegreiflich, wie ich z. B. einen Staatsmann nicht für mehr wolle gelten lassen, als einen Maler oder Dichter. Unmöglich kann ich, erwiderte ich, einen Staatsmann geradehin für mehr gelten lassen als einen Homer, Rafael; einen gewöhnlich guten Staatsmann lasse ich nicht einmal für soviel gelten . . . Wo ist der Massstab, sie einander unterzuordnen*, sagt M. dann schliesslich selbst. Man sieht, dass M. durch jene Volksbeglückung, in der die Professoren der ersten Zeit das Höchste sahen, sich jedenfalls nicht den Eigenwert der ihm am nächsten liegenden Güter antasten liess. Ähnliche Diskussionen haben auch sonst die Gemüter der Freunde erhitzt. Ein hübsches Bildchen tut sich auf in einer kleinen Anekdote, die M. einmal seinem Freund J. v. Müller über eine Unterredung mit Parrot berichtet. Im Jahre 1806 gingen beide einmal in Petersburg eine Treppe herab. Parrot wurde gerade von seinem Monarchen über seine Ideen, die einen grossen Kriegsplan betrafen, im stillen zu Rate gezogen. „Das wusste ich, wenngleich damals nicht durch ihn¹⁵³⁾. Die von Elfenbein künstlich geschnitzte Figur meines Krückenstocks, schlecht befestigt, löste sich vom Stock, während wir so die Treppe herabstiegen. Ich wies auf den schadhafte Krückenstock, zutraulich sagend: „Nicht wahr, Sie kitten Europa und — meinen Stockknopf?“ Er nahm das wenigstens damals nicht übel, wiewohl das Kitten, auch meines Stockknopfs, unterblieb“ (3./15. Febr. 1808).

Die Briefe Parrots an Morgenstern aus den Jahren 1802—1808 fordern, soweit sie aus Petersburg geschrieben sind, die Freunde,

153) Offenbar durch Krause, in dem M. ja den eigentlichen Urheber der strategischen Gedanken Parrots sieht.

die getreuen, geheimen¹⁵⁴), edlen, festen, zur Zuversicht auf, hämmern die Begriffe Mut, Freundschaft, Freude ein, atmen glühende Liebe zu Alexander, ebenso glühenden Hass gegen die Intriganten.

„Vivat Cosmopolitismus!“ „Noch ist alles ein Chaos; aber die Schöpfung hat angefangen. Es tagt für den Bauernstand.“

Wir hören, dass M. nach einer stürmischen Konseilsitzung, durch die sich P. tief gekränkt fühlte, dem Freund mit einem Geschenk (Newtons Principia naturae mathematica) wohl tat, der an M. schreibt: „Ich verstehe das Geschenk, das Sie mir machen, und noch besser die Sprache Ihres Herzens“. Freilich klingt es noch grollend mit echt Parrotschem Pathos: „Man sollte den Mann, dessen Leben noch in täglicher Gefahr des Meuchelmordes seines Eifers wegen für die gute Sache steht . . ., der so manches Gewitter ungesagt über sich ergehen liess, sogar provozierte, um sie von der Universität abzuleiten, den Mann sollte man in einer solchen Erbärmlichkeit nicht, als Verbrecher hinstellen“. Parrot zerknetet — ein bezeichnendes Stückchen — bei Sitzungen auf Morgensterns Zimmer aus Nervosität diesem eine Menge Wachskerzen, so dass Frau Amalie sich veranlasst sieht, M. zum Ersatz etwas Kerzenähnliches, aber Essbares zu schicken. P. schickt an M. als den Redaktor des Vorlesungsverzeichnisses die „Daten zum Lektionskatalog, die in der Fakultät des zusammengetriebenen und nun auseinandergelaufenen Philosophengesindels zu haben sind. Mögen Sie von Apoll begeistert werden oder von der Sibylle, um das übrige zu erraten“. Als M. Mitte 1808, nach schweren Kämpfen auch mit Parrot, endlich abreist, schreibt dieser: „Sie haben zuweilen die Freundschaft angeklagt, aber, Freund! Ich appelliere an Ihr eigenes Gefühl über diesen wichtigen Punkt, besonders nach Ihrer Rückreise. Wir haben etwas von der Rauheit dieses Klima angenommen; allerdings. Aber es ist nur im Äussern; und wir waren ja immer darin einig, dass wir offenerzig und aufrichtig sein wollen, weil nur die wahre Offenherzigkeit uns es möglich macht, uns zu verstehen. Zuletzt noch einen Beweis von meiner Offenherzigkeit, lieber Morgenstern. Sie werden Müllern sehen und erwarten vielleicht viel herzliche Freund-

154) Hier meint freilich der neugierige M. in seiner Antwort: *Wenn Sie schreiben: den Getreuen, so haben Sie Recht; den Geheimen, so spotten Sie. Doch wir teilen ja nur die Tugend aller geheimen Gesellschaften, die nichts auszulaudern pflegen, weil sie nichts auszulaudern haben.*

schaft von ihm, nicht Dienstleistung, aber die biedere, edle, gefühlvolle Freundschaft, . . . eine Freundschaft, wie seine Briefe zu erwarten Sie berechtigen. Ich zweifle, dass Sie sie finden werden; und zwar gründet sich dieser Zweifel . . . auf einen gewissen Takt, den ich mir in meinen widerwärtigen Lebensjahren erworben habe. Erwarten Sie nicht viel, Freund, damit Sie sich den Genuss dessen, was J. Müller Ihnen geben wird, nicht rauben. Habe ich in meiner Vermutung Unrecht, so geniessen Sie denn das Grössere um so besser, je weniger Sie es erwarteten. Ich gebe Ihnen diesen Rat, lieber Morgenstern, weil ich weiss, wie sehr Ihre Seele an diesem Mann hängt und wie schmerzhaft es Ihnen sein müsste, ihn unter Ihrer Erwartung zu finden. Seien Sie nicht böse, wenn ich Ihnen hierdurch gleichsam sage, wie der alte Nestor zu den Griechen: „Ich bin älter und klüger als Ihr“. Meine Klugheit habe ich teuer erkauft, wahrlich teuer!“

Nach Köhlers Tod, also 1838, dachte M. daran, nach Petersburg überzusiedeln und eine irgendwie ähnliche Stelle an der Akademie und den Kunstsammlungen zu bekleiden. Auch Parrots Beispiel, der seit 1826 als Akademiker in P. lebte, mochte locken, doch dieser riet in einem offenen, freundschaftlichen undatierten Brief entschieden ab, überhaupt von einer Übersiedlung, auch nach Deutschland. Der flüchtige Besucher werde in P. ganz anders umschmeichelt, als der dauernd Ansässige. *Ohnehin erwirbt man sich im Alter keine Freunde. Dazu kommt bei Ihnen etwas Spezielles, Ihre Harthörigkeit, welche Ihren Umgang erschwert.* Auch im stolzen Ausland werde er schwerlich das Glück jetzt noch finden. Er möge an die alten, verbliebenen Freunde in D. denken, besonders Jaesche. *Mögen wir beide noch ein Fünkchen sein von dem, was wir (Troes) waren, so sind wir doch, wie Jaesche sehr wahr in den Bart sagt, nicht veraltete, aber doch alternde Gesellen. Und so müssen wir uns bescheiden, als solche zu leben und zu sterben. Was liegt auch daran? Die Erdkugel wird fortrollen und die Nachkommen werden uns $\frac{1}{100000}$ ihrer Achtung schenken, die sie der ganzen Masse der nicht ganz unnütz gewesenen Freunde der Wissenschaft zollen — Freund! Wenn einst die Statistik des wissenschaftlichen Ruhmes kreierte sein wird, werden wir auch unsern Teil drin haben, aber es wird ein versteinertes Infusionstierchen in einem meilenbreiten Felsen sein. Vale et crede!*

Eine ganz andere, in ihrer Art nicht minder merkwürdige Persönlichkeit ist die Krauses, des hochverdienten Universitätsarchitekten und Professors der Landwirtschaft († 1828). Eine unbezwingliche Reise- und Abenteuerlust hatte ihn durch die Welt geführt. Es litt den Leipziger Studenten der Theologie nicht in den Hörsälen, er wurde schliesslich Marine- und Artillerieoffizier, kämpfte in Amerika mit, leider, was er nie ganz verwunden hat, gegen die Freiheit, erwarb sich eine gediegene kriegswissenschaftliche Ausbildung, machte ausgedehnte Seereisen, wurde schliesslich Hofmeister in Livland, dann Landwirt und kam durch Parrot, der eine Schwester seiner Frau zur Gattin hatte, an die neue Universität. Höchst merkwürdig, wie dieser genial beanlagte Wildling sich zum Baumeister entwickelt, sich die Vorlesungen zunächst möglichst vom Leib hält, dann aber auch über Landwirtschaft vorträgt — die Leute der ersten Zeit können alles, was von ihnen verlangt wird, nur persönlich sind sie äusserst reizbar und anspruchsvoll. Er berichtet selbst in seinen Memoiren, wie allerlei boshaftes Getuschel — besonders die Theologen der Fakultät und die Dorpater Gymnasiallehrer scheinen ihm gefährlich gewesen zu sein — vergebens seinen Charakter anzuzweifeln suchte und wie man auch seine wissenschaftlichen Kenntnisse bezweifelte. Arkana habe er freilich nicht geliefert, vielmehr solide Vorkenntnisse, vor allem gutes Rechnen, verlangt. „Bei der Veränderlichkeit der Moden in der Philosophie wie in der Theologie — Medizin — Jurisprudenz und denn auch in der Wirtschaftslehre, diktierte er die Hauptgrundsätze als ewig sich gleichbleibende Wahrheiten aus der Natur — fügte das Neue gesprächsweise hinzu, bis es als eine Erfahrungslehre bestätigt sich erwies — verband damit das eigentümlich Inländische, welches aus der Verfassung des Landes, aus langer Gewohnheit hervorging.“ So berichtet er selbst in dritter Person von sich. In nichtlandwirtschaftlichen Dingen freilich kommt es ihm auf alles andere mehr an als auf die aus langer Gewohnheit hervorgegangene Tradition. Hier vertritt er durchaus jene „sich ewig gleichbleibenden Naturwahrheiten“, d. h. natürlich die Gedanken der Aufklärung und Humanität, doch ist die Note etwas anders als bei Parrot und M., viel bürgerliches Resentiment gegen den Adel, was bei jenen beiden gänzlich fehlt. Ein guter Schuss Empfindsamkeit zeichnet auch ihn aus, auch sie freilich bürgerlicher als bei M., und wo immer sich Gelegen-

heit bietet, da funkelt auch die Träne in den Augen des Biedermanns.

In den kritischen Tagen der Entscheidung über seine italienische Reise, am 21. II. 06, schreibt M. an Krause (Konzept in DCXXV): „Klinger tobte neulich wieder über Ihr Nichtlesen; bei jeder Erscheinung eines Lektionskatalogs mache man in der Oberschuldirektion trotz der stattlichen lateinischen Umschreibung des Nichtlesens Glossen; die verwitwete Kaiserin formalisiere sich darüber u. s. w. Ich entschuldigte, rechtfertigte, versprach nochmals zu bitten. Zwei Stunden wöchentlich (Klinger selbst gab's zu verstehen) würden den Leuten das Maul stopfen. In dem langen Brief, den ich an Klinger schrieb, als mir zweifelhaft war, ob ich ihn je wieder ausführlich sprechen würde, erwähnte ich am Schluss (komme ich nach Dorpat, sollt Ihr alle Briefe sehen: achten und lieben wollten wir uns — uns, unser eigenstes Wesen, keinen Menschen aus dem Kompendium der Moral — nicht eben nur uns bewundern, anbeten; froher, besser, reiner wollten wir werden einer durch den andern: was wäre sonst Freundschaft!), also am Schluss jenes Briefs schrieb ich an Klinger: „Im lateinischen Lektionskatalog soll wenigstens eine Vorlesung von Krause stehen“, wenss auch nur zwei Stunden wöchentlich sind, lieber Krause. „Dafür verbürge ich mich und zwingen eben dadurch Krause.“ Kann ich Dich zwingen, Alter? Ich kann's. Du machst mich nicht zum Lügner“. Krause selbst aber erzählt dem „lieben, treuen Wanderer“ M., der auf seiner grossen Reise ist, am 4. IX. 09 von der feierlichen Einweihung des vollendeten Universitätsgebäudes, seinem eigentlichen Ehrentag: „Deutsch sprach als Rektor die ersten feierlichen Worte und ich als Baugeist auch, aus der Fülle des Herzens, wenig, es übermannte mich . . . im Freudentaumel und unter dem verhallenden Adagio auf der Galerie umarmten wir uns alle, ich nahm den Kurator beim Kopf, er mich, und alles Volk sang: Amen! Morgenstern! Dieser Moment bezahlte mich für sechs Jahre langer Leiden und bittersten Kummer. Ich übersah das Grinsen und Fletschen einiger — Basta!“ Oft klagt K. über die verfluchte Gicht, die ihm den „versauernden Ranzen“ tüchtig durchschüttelt. Dem Freund lässt er wohl auch gutmütigen Spott zukommen, ihm, dem „gütigsten Beförderer des Guten und Schönen“ mit seiner „Liebe zum καλὸν κἀγαθόν“ u. s. w. Niemand würde nach diesen Briefen schliessen können auf den Verfasser der „Zufälligen Gedanken“, der schon

öfters erwähnten Memoiren K.s über die Dorpater Anfänge, die, soviel ich sehe, viel persönlicher geschrieben sind, als die gleichfalls auf der Dorpater Univ.-Bibliothek aufbewahrten, sehr umfangreichen Aufzeichnungen über seine vordörptsche Zeit.

Man kann sich nichts Boshafteres vorstellen als jene Dorpater Memoiren, die keinen der Kollegen ungerupft lassen, Morgenstern allein etwa ausgenommen. Zugleich zeigt sich der Verfasser als ein lüsterner Faun, der für allerlei Pudenda ein überaufmerksames Auge und Ohr hat. Die ehelichen Freuden der Kollegen, sie mögen erfolgreich oder erfolglos verlaufen sein, werden mit zynischem Behagen erörtert. Über die intimsten Reize einiger Kolleginnen ist der Verfasser erstaunlich gut durch Klatsch unterrichtet. Derartige Fragen (sogar die alte Regel: *noscitur ex labiis . . . et ex superciliis densitas et color barbae semper latentis* wird einmal anlässlich eines speziellen Falls überprüft) interessieren ihn aufs höchste. Krause hat alles das, was M. so durchaus fehlt, Humor, Freude am Klatsch, die Fähigkeit, das Einzelne scharf herauszuheben und die Dissonanzen als solche behaglich überlegen hinzunehmen. Man wird sich hüten, ihn als Geschichtsschreiber der jungen Universität allzuhoch zu bewerten, allenfalls als ihr Sueton kann er gelten. Unübertrefflich, wie er uns die lusternen Badespaziergänge zeichnet, die dünne Geschwätzigkeit der Landpartien, die Glaubensampeln der rationalistischen Theologen, in die philosophische, historische und philologische Öle zur Bereicherung fließen, den Philosophen, der die Tage des häuslichen, durch einen Gitarre spielenden, flinken Studiosen bedenklich gestörten Friedens benutzt, um sein System auszubauen, den Mediziner, der eine wohlgebaute Patientin allzulange zum Experimentieren in der Klinik behält, den Emeritus, der die dringend erwünschte Ergänzung seiner *opera omnia* in der Weise vornimmt, dass er Medizinern ihre Dissertationen ins Lateinische übersetzt, einen anderen, dessen Namen schon bei den Zeitgenossen verschollen war. „Auch die Literaturposaunen aller Art nennen ihn nicht.“

Dass bei dieser Gelegenheit, wo sogar der Schwager Parrot recht schlecht wegkommt — fast das Mildeste ist noch: „Sein stetes Imponieren liess wenig traute Freunde aufkommen“ —, Morgenstern allein mit Achtung behandelt wird, will doch etwas besagen. Offenbar hatte er den Freund trotz seiner „translunari-

schen“ Verstiegenheit als einen durchaus laueren Charakter und ungemein feinfühligem Kameraden auch von seiner etwas gröberen Art her nach so unendlich viel gemeinsam erlebten Freuden und Leiden von Herzen liebgewonnen. Er würdigt seine Verdienste um Bibliothek und Museum sowie seine Gelehrsamkeit und seinen Forschungsgeist, „der alles herauszubringen vermag, selbst ob ein gefangener Floh zwischen den Nägeln oder auf der Bettleiste zerknickt wurde“, und lässt nur an ganz wenigen Stellen, sichtlich sich wenigstens dieses eine Mal Gewalt antuend, witzige Streiflichter fallen. Von M.s 1811—13 publizierter italienischer Reise meint er: „Die liebevolle dankbare Mitwelt hielt sie für allzu breit und meistens nur zusammengeschrieben, doch fanden sich mehrere, welchen diese Zusammenstellung der interessantesten Gegenstände, Zeitumstände und Ereignisse, von einem so kenntnisreichen Manne gesehen und im wohlwollenden Herzen beleuchtet, sehr angenehm lehrreich war“. Der Streit mit Francke wird folgendermassen beleuchtet: „Sein Schalten und Walten in der Bibliothek und im Museum ging den eingeleiteten Weg. Doch fanden sich in den letzten Jahren junge, starke Lichter. aus dem benachbarten Deutschlande herbeigerufen, die seine Anordnungen tadelten — mit Tiefforschungen und fettem marschländischem¹⁵⁵⁾ Witz seine klassische Berühmtheit etwas zu mildern suchten. Er blieb, der er gewesen“.

Über M.s Ehe berichtet der alte Zyniker: „In Reval schlug seine Stunde — eine schlanke, blühende Hebegestalt besiegte seine Kritik in der holden Minna von Lesedow . . . Der heilige Christ bescherte sie ihm 1817 ins Ehebett“. Dass „alle, vermutlich doch ernstlichen Bestrebungen“ des „so gesunden und ästhetisch gestimmten“ Paares ohne Erfolg geblieben, erscheint ihm bedauerlich und unbegreiflich. Zum Glück hat M. das nicht gelesen¹⁵⁶⁾.

155) Franckes Leben hatte sich in Flensburg, Kiel und Husum abgespielt.

156) Die sich jedem Leser aufdrängende Frage, die auch Bienemann gestellt und, was Parrot anlangt, vermutungsweise mit „Nein“ beantwortet hat (74), ob nämlich die liebebedürftigen und in ihrer Art auch liebespendenden Freunde oder gar die entfernten Kollegen diese ausgesuchten Bosheiten gelesen haben, kann ich durch die Personalakten Krauses erledigen. Die Autobiographie ist erst 1870, als niemand von den darin behandelten Personen mehr lebte, mit anderen Papieren des Nachlasses der Universität von der Familie überwiesen worden. Von diesen Memoiren muss es noch eine wesentlich kürzere, auch sonst abweichende Fassung geben, nach der Diederichs im „Rigaer Tageblatt“ 1901

Ihm schrieb er zum Hochzeitstag schwungvolle Wünsche, eingedenk seines eigenen Eheglücks. „Ich liebe Dich! ist meine Morgenhymne, Du liebest mich, wiegt mich der Schlummer ein; wir lieben uns, wird unsre Eintrittshymne beim letzten Ahnden sein . . . Minna reicht Ihnen die Hand, die himmlische Liebe den Kranz, und Euer Schutzgeist lichtet den Vorhang einer echt menschlichen Zukunft.“ So fehlt die „Menschlichkeit“, bei der man Worte und Melodien der Mozartschen Zauberflöte zu hören glaubt, auch hier nicht.

Reichlich überspannt berühren die Äusserungen M.s über Krauses kleine Tochter Emilie, die nachmalige Gattin des jüngeren Parrot, deren Launen, Tränen, Worte und Gesten er in sein Tagebuch mit Gefühlsäusserungen notiert, die einem Liebesverhältnis angemessen wären. Hier hat die Generalin Klinger, der er von seiner kleinen Freundin berichtet hatte, scharf gesehen: *Elle étoit charmante, dite vous? je n'ai pas de peine a le croire, mais prenez garde, le danger devient grand pour vous, vous en parlé avec une chaleur, mais avec une chaleur terrible, lorsqu'elle n'a encore que six ans, que sera ce donc lorsqu'elle en aura quinze? Man sieht, die Orthographie der Generalin ist etwas nach dem Ohr, nicht nach dem Auge gestaltet. Die Bekanntschaft mit Klingers Gattin hatte M. früh gemacht, und alles deutet darauf hin, dass sie ihn gut zu behandeln verstand. Was konnte sie ihm Schöneres sagen, als dass der Kaiser ¹⁵⁷⁾ bei einem Hoffest seine Gattin auf M. mit dem Titel „le Platonicien“ aufmerksam gemacht habe, was noch in*

einen Abdruck besorgt hat, leider ohne Angabe des Fundorts der Handschrift. Die Dorpater Handschrift ist mit Auslassung einiger allzu derben Stellen, wie schon erwähnt, publiziert Balt. Monatsschrift, Bd. 53.

157) M.s Beziehungen zu Alexander sind ziemlich flüchtiger Natur. Parrot, der ihm gelegentlich als Überbringer eines Schreibens verwendete, scheint M.s Briefe an den Kaiser nicht gerade gern gesehen zu haben. Im ersten macht M. übrigens auf die Verdienste des Architekten Krause und des Zeichenlehrers Senff, seiner Freunde, aufmerksam und fügt Dorpater Skizzen bei. Er zeigt dem Kaiser bei dessen Anwesenheit in Dorpat seine Institute, wird von ihm in Weimar durch eine Ansprache ausgezeichnet, erhält von ihm oder von anderen Persönlichkeiten der kaiserlichen Familie mehrmals ein Präsent in Form eines Rings, was nach damaliger Sitte nichts Ungewöhnliches war und auch anderen Professoren widerfuhr. Die gelegentlichen Unterredungen mit dem Kaiser in Petersburg und Dorpat waren schwerlich von Belang, weil M. sonst gewiss nicht versäumen würde, Genaueres darüber mitzuteilen.

die Dorpater Anfänge fällt? Parrot und M. waren oft ihre Gäste, wie sie überhaupt, dauernd kränklich und von schwacher Konstitution, Geselligkeit nur in kleinerem Kreis pflegte.

Für ihre schwachen Augen malt M. ihr nach eigener Erfindung einen Lichtschirm — *la scène est en Grèce* —, schwärmt von den Stündchen nach dem Abendbrot bei ihr und von ihrem freimütigen Geplauder und lässt sich alle Selbstverkleinerungen wegen seines Französisch, seiner langweiligen Unterhaltung, der ihn überstrahlenden Persönlichkeit Parrots ausreden. Köstlich ist seine auf Stelzen schreitende Galanterie der Generalin gegenüber, die ihn dann, liebenswürdig kokett, etwas foppt.

Am 27. Dezember 1804 schreibt er u. a.:

Si j'aimais mieux le langage de la convenance que celui du coeur, j'ajouterais la question: N'est ce pas que vous trouvez fort raisonnable que je me suis puni moi même pour mes discours souvent si ennuyants par l'effort que je me suis fait pour n'écrire qu'aujourd'hui? Mais ce ton n'est pas le mien.

Aber auch die Generalin versteht es, dem Schönggeist zu dienen: Vous donné une très mauvaise raison que vous [ne] m'avez pas écrit jusqu'à présent, car votre lettre étoit charmante et très bien écrite, ainsi je crois que c'étoit plutôt mauvaise volonté . . .

3. Jan. 1805. Oder sie schliesst unter Hinweis auf M.s Schwärmerie für Krauses Töchterchen Emilie gar einen Brief (27. Juni 1805): un baisé à votre petite. Ne trouvez-vous pas que je me recommande bien chez vous en vous chargeant de ma dernière commission?

Ein Geistesverwandter Krauses ist der schon oft, ebenso wie seine Frau, die „Mutter Bertha“, erwähnte Doppelmaier, der von der Gründung der Universität an bis etwa 1808 eine nicht scharf umrissene Stellung als literarischer Korrespondent und Geschäftsträger der Universität in Deutschland innehatte und als solcher in Leipzig, Heidelberg, Mannheim und an anderen Orten lebte. Hier kümmert er sich um Berufsfragen und besorgt Ankäufe für die Universität, scheint aber mit seinem Urteil häufig nicht die erwartete Würdigung gefunden zu haben. Anfangs beklagte er sich bei M., mit dem er bald nach dessen Ankunft in Dorpat durch Parrot und den Landrat von Sivers bekannt und befreundet geworden war, über den ihm sehr peinlichen, an jüdische Makler erinnernden Titel „Agent“, der dann auch in „Korrespondent“ abgeändert wurde. Von seinem Ressentiment gegen alles, was

Adel und Reaktion heisst, war schon die Rede. Aber auch die deutsche Gelehrtenwelt imponiert ihm kaum. Er sieht im Charakter der meisten eine „Komposition von Bauernstolz, Pedanterie, Rechthaberei, Neid und ziemlich viel Bierlümmelei“. Die Briefe sind frisch und lebendig geschrieben, er berichtet von Kunstwerken, die er für sich oder die Universität gekauft hat oder kaufen will, und da er mit italienischen Künstlern in Mosaikarbeit in Verbindung steht, so erwägt er den Gedanken, sich Spalchabers Kopf zu einem Nachtstuhldeckel verarbeiten zu lassen (13. Nov. 03). Über alle Dorpater Personalien ist er, wie seine Frau, aufs beste orientiert, persönlich freilich meist schwer verdrossen, dass man mehr auf seine Informationen als auf sein Urteil Wert legt. „Bei meinem Aufenthalt in D. riet ich oft in der Wahl der Professoren, die aus dem Ausland nach D. kommen sollen, möglichst behutsam zu sein und nicht dem allgemeinen Urteil des Auslandes zu trauen, welches nur den Kopf, nie den Charakter trifft. Bei meiner Abreise von D. erbot ich mich, solche Geister, welche das Consilium sanctum sanctorum in petto zur Wahl hat, von der Charakterseite zu prüfen: allein zu meinem Verwundern bemerkte ich an einigen meiner Freunde ein Misstrauen in mein Urteil. Ich mochte es nicht näher untersuchen, ob ich von ihnen dazu für [zu] schaffköpfig oder zu übereilt, zu vorurteilig oder zu anmassend gehalten würde, und da ich einmal sogar deutlich roch, dass ich bei dieser Prüfung wahrscheinlich mit Frau Bertha auf den Universitäten Deutschlands auf Kosten der Dörptschen Universität herumzureisen gedächte, so schwieg ich sogleich, da ich den Befehl dazu von meinem gerechten Charakter erhielt“; 3. Sept. 03.

Zur Gruppe der Aufklärer gehören auch die beiden aus vielen Gründen berühmten Rigenser *Albanus* und *Sonntag*. Mit ihnen hat M. gute Freundschaft und einen besonders in der ersten Zeit lebhaften Briefwechsel unterhalten. Mit beiden, die durchaus Männer der Aufklärung und der Humanität sind, verhandelt M. wegen Übernahme einer Professur in Dorpat, wo sie gewiss den sogenannten *rationalismus vulgaris* überaus erfolgreich und würdig vertreten hätten. In universitätspolitischer Hinsicht stehen sie natürlich auf Seiten der Neugründung gegen die Ritterschaft. *Albanus* freut sich, „dass unser Parrot, wie der liebe Gott, alles wohl macht, dass er sogar die Lahmen gehen lehrt, wenn er auch den Blinden das Gesicht nicht geben kann“; 24. Dez. 1802.

Er tobt, als er Gerüchte vernimmt, die Universität solle nach Pleskau verlegt werden und man habe sie schon 7 mal hintereinander abbrennen wollen. Das seien Schurken nicht gemeinen Schlags (Ende 1803, ohne Datum). Dass die Kreisschulen kein Latein treiben und es auch auf den Gymnasien schlecht bestellt ist damit, ärgert ihn. „Das wird wahre Abklärung befördern“; 6. Mai 05. Deutlicher noch ist bei Sonntag, wie M. die Hand bei dessen Berufung, die auch, freilich gegen eine starke Minorität, zustande kam (Frey, Die theologische Fakultät der Universität Dorpat-Jurjew 141), im Spiele hatte. Bekanntlich ist es leider nicht gelungen, den bedeutenden Mann zu gewinnen. Er verfolgte aber, wie die Briefe an M. zeigen, den „neuen Enthusiasmus“ des „akademischen Corps“ mit Teilnahme. „Können Sie glauben — so frag' ich eben Sie, weil Sie erst kurze Zeit im Lande sind —, dass eine Hochwohlgeborenschaft gewissen Systems der Meinung ist, ich hätte dort (in D.) Basiliskeneier für das Erbherrnrecht legen und brüten helfen? Bald werde ich, wie D. Bahrdt an dem Erdbeben in Calabrien, schuld sein an jedem in Estland verbrannten Pudding und in Livland davon gelaufenen Hasen Ich kann nicht läugnen, mir ist zum voraus für meine Fenster gewaltig bang und ich gedenke mich bei dem Glaser sogleich auf Jahresarbeit zu abonnieren“; 20. II. 03. „Mit den Seminariennarrangements sind wieder arge Menschlichkeiten vorgegangen. Im Kannopäischen Kirchspiele — also im Dorpat-Estnischen Dialekt — für den Reval-Estnischen, und an der Grenze des ganzen estnischen Gebiets, das eine (beim Univ.-Secret!), — an der Grenze von Lettland, in schon verdorbenem Sprachterritorium, mit Übergang zwei drei anderer Güter, wo man gleich treffliche Lehrer und Aufseher mit haben konnte, das andere (bei des Univ.-Secret. Schwiegermutter!)“; 07/08, ohne Datum. Soviel an dieser Stelle über Sonntag, den „Biedermann voll Kraft und Licht“, wie ihn sein Grabstein nennt, einen in der Kulturgeschichte des Baltikums hochgeachteten und wohlverdienten Mann.

Fleißig korrespondiert hat M. auch mit dem merkwürdigen Garlieb Merkel, dem unermüdlichen Kämpfer gegen die Unwürdigkeit der Leibeigenschaft, dem Verfasser des Buches „Die Letten“, dem Verkleinerer Goethes, dem baltischen Voltaire (vgl. Eckardt, Die balt. Prov. 155 ff). An Merckels „Zeitung für Literatur und Kunst“ hat M. in den Jahren 1811/12 eifrig mitgearbeitet.

Irgend etwas an volksbeglückendem Kosmopolitismus, was den beiden gemeinsam war, muss doch stärker gewesen sein, als die Abneigung M.s gegen Merkels tumultuarische Art. Es ist belustigend, zu verfolgen, wie M. Merkel in langer Reihe allerlei historische Schnitzer aufzählt, die dieser im übereifrigen Aburteilen über antike unwürdige Zustände publizistisch begangen hat, aber man möchte doch gern das Gesicht sehen, mit dem M. Briefe dieses seines Korrespondenten las, in denen als Ertrag einer Reise durch Deutschland im wesentlichen über Goethes tägliche Trunkenheit berichtet wurde und mitgeteilt war, dass auch Schütz in Halle sowie Wolf in Berlin ganz entsetzlich dem Weine fröhnten, oder wenn Merkel am 7. April 32 schreibt: „Mich hat Goethens Tod ziemlich kalt gelassen. Ich sah in ihm den grossen Dichter, zugleich einen kleinlichen, engherzigen, despotischen Menschen. Dass ich beinahe drei Jahre mit ihm an einem so kleinen Orte lebte, wo man, auch ohne zu forschen, alles Vorgehende erfährt, hat mir ihn verleidet“. Gefreut hat sich Merkel, dass der Goethe beerdigende Generalsuperintendent sich so gut aus der Affaire zog, indem er den Toten selbst mit einer Beichte seiner Sünden einführte und ihn dann absolvierte. Durch Übereifer im Rezensieren seiner italienischen Reise und im Subskribentenwerben hat Merkel sogar für M. des Guten zuviel getan.

Die Korrespondenz mit Johannes von Müller¹⁵⁸⁾, dem Schweizer Historiker, kam durch einen Zufall — M. und Parrot hatten sich eines verarmten, auch von Müller unterstützten Schweizers angenommen — zur grossen Freude und Überraschung M.s, der Müller längst aufs höchste verehrte, durch ein gleich sehr herzlich gehaltenes Schreiben Müllers vom 26. Sept. 1805 in Gang. Offenbar hatte die Winckelmannrede M.s, über deren Aufnahme in den Beilagen zu diesem Teil einiges zusammengestellt ist, wesentlich mitgewirkt. Müller glaubt, in einem früheren Leben schon einmal mit M. gelustwandelt zu sein, Arm in Arm am Kephissus. „Wir reichen uns nur wieder die gewohnte Rechte, innerlich viel teurer Geheimnisse jenes ersten Lebens uns noch bewusst und altvertraulich, vetuli notique columbi, wie da wir zusammen

158) Joh. von Müllers Briefe an M. herausgegeben von Cordt, Königsberg 1891, Separatabdruck aus Altpreuss. Monatsschrift XXVIII, Heft 1 und 2. 1891. Die von M. an Müller von Maurer-Constant schon 1839 in Müllers sämtl. Werken Supplement III. Band. Über Müller vgl. u. a. Harnack, Gesch. der Berl. Ak. I, 2, 539 f. 561 f.

den Liebling der Grazien, Xenophon, hörten.“ „Sie sind der wenigen einer, deren Beifall lohnt, deren zurechtweisende Hand man küsst.“ „Wie wird es dann uns sein, wenn wir einst uns wirklich umarmen sollten!“ Man kann sich denken, was ein solcher Brief von dieser Seite her für M. bedeutete, ihm, der, wie er in der Antwort schreibt, „obwohl nun 35 Jahre, auch jetzt noch im Wesen fast Jüngling“. Der Ton steigert sich noch in der Folge. Gern hätte M. Müller nach Petersburg gezogen, wo er ihn sich als Direktor einer Schule für diplomatische Bildung dachte. Die Sache war, wie es scheint, bei einigen massgebenden Stellen, ja sogar bei dem Kaiser, gut eingeleitet, am 6./18. Febr. 1806 konnte Morgenstern in einem kurzen Billet berichten: Noster (brevis multa) eris. Laetor tua causa, id est mea. Warum der Plan, der Müller auch zum Mitglied der Petersburger Akademie machen sollte, trotzdem scheiterte, ist nicht zu erkennen¹⁵⁹). Morgenstern, der noch einen letzten Weg, anscheinend die direkte Fürsprache Parrots beim Kaiser, vergebens versucht hatte, stellt mündlich nähere

159) Es ist mir nicht unwahrscheinlich, dass daran Morgensterns Bruch mit Klinger und überhaupt das zeitliche Zusammenfallen des Projekts mit M.s unglückseliger Reiseangelegenheit einigen Anteil hat. Müller hatte selbst durch seinen Brief vom 16. Dez. 05 den Anlass zu M.s Bemühungen gegeben, die noch Ende 05 alten Stils aufgenommen wurden. M. dachte dabei an die ohnehin geplante Diplomatschule. Januar 1806 war er in Petersburg, um besonders seine persönliche Angelegenheit zu betreiben. Jenen Brief Müllers legte er dem mehr und mehr über seine Saumseligkeit in Dienstangelegenheiten und Hartnäckigkeit im Petitionieren gereizten Klinger am 31. Januar vor. Von Klinger erhielt er die immer kühler und dienstlicher werdenden Schreiben, die bei Rieger III S. 88 ff zu lesen sind. Dasselbst auch ein Schreiben Klingers an Wilhelm von Wolzogen vom 6. II. 06, das deutlich zeigt, wie unangenehm ihm der enthusiastische Freundschaftsbrief an den ihm fatal gewordenen Morgenstern berührte: „Aber Ihr Joh. Müller scheint mir nach einem Brief an Morgenstern, den mir dieser die Freiheit hatte, zu zeigen, der sonderbarste, denn dieser Brief ist so fad und läppisch, als sei er zu den Zeiten der schlechtesten sächsischen Schöngesteirei geschrieben — kurz ekelhaft — und das an Morgenstern! Wäre dieser Plato und Winckelmann selbst, über die er Chrien gemacht hat, Joh. Müller hätte nicht mehr sagen können — und so es zu sagen! Wie ein Verliebter, wie ein fader Verliebter! Entweder ist der Mann ein Narr oder ein Heuchler; mir ist er dunkel und zweideutig. Vergangenes Jahr hab ich ihn an den Fürsten Cz. (d. i. Czartoryjski, der übrigens noch im Frühjahr 1806 das Departement des Auswärtigen an Budberg abgab) empfohlen und ihn an die Spitze einer diplomatischen Schule als Direktor empfohlen, vor kurzem tat ich es noch — ich hatte seinen faden Brief noch nicht gelesen —, er kann auch vortrefflich dazu passen, aber sein fader Brief macht mich nicht lüstern nach seinem Umgang“.

Erläuterungen in Aussicht. Schliesslich lässt Müller auch in seine Briefe ein „lieber Karl“ und ein „Du“ im Wechsel mit dem „Sie“ einfließen. Erst im Januar 1809 kam es in Kassel zu einem mehrtägigen Zusammensein der beiden. Wenige Monate danach starb Müller. Von der politisch-nationalen Seite des Briefwechsels war schon die Rede, als es galt, aufzuzeigen, wie mit der Zeit der Demütigung Preussens und der napoleonischen Kriege der nationale Gedanke sich in dem Kosmopolitismus Morgensterns bemerkbar macht und ein Stück wohlgefügter Aufklärungssystematik aufzulösen droht¹⁶⁰). Der Verehrung für M. liess Morgenstern auch in seinem Tagebuch freien Lauf, wovon wir schon mannigfache Spuren bemerkt haben. *Und wenn mich irgend etwas drückt, so will ich mich erinnern, dass ich Joh. Müllers Freund bin* (DXXXV 347).

„Indem die Kaiserstadt (Petersburg) mir vor Augen tritt, begegnet ihr mir, teure Schatten der Zwillingbrüder Gerhard und Karl Kugelgen, die ihr beide, zumal Gerhards zarte, schöne Seele, mich einst mit Bruderliebe liebte“ (Auch ein Vortrag 14). Hasse in seiner Biographie Gerhards (1824) spricht von diesem Freundschaftsbund anlässlich des von G. v. K. hergestellten Portraits M.s und teilt einige Stellen aus Briefen Gerhards mit (180 ff). Sehr hübsch: „Hat Dich Dein in der Welt Herumstreichen noch nicht kuriert vom Krimskrans der Imagination, so bleibt kein Rat, als dass Du auf der Stelle heiratest, gleichviel, die Käthe oder Liesel . . .“ 2. IV. 10. „Verpuffe Deine Ideen nicht in nüchternen Journalen und Morgenblättern, sondern gestalte sie lieber in einem Werke, das auch für die Nachwelt lebt“ 29. X. 10. Andere Briefproben von Gerhard v. K. an M. bei Leo von K., Gerhard

160) Morg. an M.: „Gar wenigen ist's gegeben, mit der neueren Zeit zu leben und mit der alten zu denken und zu fühlen“ (31. Okt. 05). M. an Morg.: „Freiheit und Gleichgewicht, Erhaltung der Würde der Staaten und möglichst vieler Mittelpunkte und Freistädte für Humanität und Literatur, waren die Lösungsworte meiner Politik von Jugend auf“ (16. Dez. 05). Derselbe an denselben: „Wie schön, was Sie über Vaterlandsgefühl . . . sagen, . . . Auch dieses wollen die Sophisten, die der Universaltyrannei in die Hände arbeiten, nicht gelten lassen: Ich bin voll davon; halte aber freilich nicht mein Geburtsland allein, sondern alle die Länder dafür, wo Tendenz zum Guten, wo Achtung ist für Freiheit und Recht . . . Lassen Sie ja die *καλὸν καγαθόν*, die Sie unterrichten, von der alten Weise, zuerst für das Vaterland, und mit der Tat, nicht in Sentenzen für das Menschengeschlecht zu wirken, nicht abgewendet werden“; 24. Feb. 06.

v. K., ein Malerleben um 1800⁸ p. 57 f. Ich füge eine Stelle von Karl von K. an M. hinzu, aus Baktschisarai („im fernen Taurien“) vom 27. Juni 06. Man sieht, welches Band beide verknüpfte. M. schmachtete ja bis zu seiner Verheiratung immer in süßen Sehnsüchten und hoffnungslosen Leidenschaften, Karl aber trug damals durch die Krim das von Gerhard gemalte Bild der geliebten Emilie Zoege von Manteuffel, die er erst nach den gleichen Mühlen, wie sein Zwilling Bruder die Schwester Marie Helene, errang. „Lassen Sie sich nie das Zutrauen gereuen, lieber Morgenstern, womit Sie mein Herz erfreut haben. Wir haben unserer Herzen Bitterkeit in einen Kelch gegossen, und es floss Balsam für unsere Wunden. Wir kennen uns nicht seit lange, und sind Freunde geworden, wie ich glaube, auf unsere Lebenszeit“ u. s. w. Nachdem dann M. seine Minna gefunden hat, deren Familie den Kügelgen wohl bekannt war, hält Karl es für nötig zu raten; so sehr auch des Freundes „friedliches Gemüt und rechtlicher Sinn“ eine glückliche Ehe verbürgt, „so finde ich doch in Deinem Nervensystem eine kränkliche Reizbarkeit, die Deinem besten Willen zuweilen in die Quere kommen möchte“ (12. Juni 18)¹⁶¹).

Leicht schliesst sich dem malenden Zwillingpaar der baltische Maler und Dichter Karl Grass an, den Eckardt (Die balt. Prov. Russlands 233 ff) charakterisiert hat. Auch ihn hat eine nordische Liebe in den Süden getrieben. Für einen empfindsamen Werther- und Siegwartjünger schreibt er übrigens überraschend klar und derb an M. aus Rom am 3. Juli 14: „Wenn andere es Ihnen zum Tadel machen, dass Sie eitel seien, so freu' ich mich dessen, denn eine unschuldige, verzeihliche Eigenheit bei einem Mann von Verdienst ist ja der Ring, der ihn in natürlichem Übergang an die übrige Menschenwelt anschliesst“. Mit Grass war M. in Rom und im Albanerland zusammen¹⁶²).

Natürlich sind damit nur ganz wenige Proben aus dem reichen Briefnachlass zur Charakterisierung der Personen und der Zeit mitgeteilt. Andere hätten vielleicht anderes ausgehoben.

161) Anekdoten über M.s Hochzeit findet man bei Konstantin von K., Erinnerungen aus meinem Leben, 1881, 41 f; der Verf. hatte selbst als Kind daran teilgenommen.

162) M.s handschriftlich erhaltene Notizen über Rom, die er als Fortsetzung des Tagebuchs der italienischen Reise schriftstellerisch zu bearbeiten gedachte, beschränken sich meist auf Aufzählungen und Besprechungen der Sehenswürdigkeiten und bieten m. E. kein besonderes Interesse.

Reichlich ist auch das weibliche Geschlecht vertreten, doch ist dabei alles ausgeschieden, was aus Gründen der Diskretion die Aufbewahrung in einer öffentlichen Bibliothek nicht vertrug¹⁶³⁾, so natürlich der Biefwechsel mit der Gattin, die ihn lange überlebt hat und erst 1874 in Wesenberg gestorben ist. Aus dem Tagebuch DXCVI ist nur zu erkennen, wie er sie, Minna von Lesedow, am 18 Juli 1817 kennen lernte. *Minnas Spiel auf dem Fortepiano (Beethovens Sonate), bei Sternenhimmel durch den dunklen Wald zurück. Ich hochgestimmt.* Die weitere Entwicklung bis zur Hochzeit (23. XII 1817) ist nicht zu erkennen, da die betreffenden Blätter 495—509 aus dem Buch herausgenommen sind. Nicht erhalten sind auch die Konzepte zu den Briefen an die Damen seines Herzens aus der Anfangszeit, wo M.s Seele, animula vagula blandula, als zartes Falterchen sich die Flügel beim Umkreisen so mancher Flammen versengte. Er selbst behauptet, seine ganze Seele in manchen dieser Briefe verströmt zu haben. Unter den weiblichen Briefen fallen auf die der Schriftstellerin Fanny Tarnow und die der Romanschriftstellerin Johanna Schopenhauer, der Mutter des Philosophen. Letztere schreibt ihm anlässlich seiner Schrift „Über Raphael Sanzios Verklärung“: „Sie haben die Gabe, sagen zu können und zu dürfen, was wir Frauen nur empfinden, und wenn wir auch Worte dafür hätten, doch wenigstens nicht in öffentlichen Blättern aussprechen dürfen“. „Ich kenne meinen bescheidenen Freund und weiss, wie ungern er ins Gesicht sich loben lässt.“ Wahrscheinlich hat sie ihn noch besser gekannt, als diese Zeilen vermuten lassen. Jedenfalls aber hat sich Fanny Tarnow ihn genau angesehen, deren Werke man in Dorpat in den Klinger und M. dedizierten Exemplaren lesen kann, doch darf man sie schwerlich nach diesen beurteilen: stärker war offenbar der Zauber, der von ihrer Persönlichkeit ausging, so wie sie überhaupt mit den Frauen der Romantik, etwa mit Karoline Michaelis — Boehmer — Schlegel — Schelling, eine gewisse Verwandtschaft zeigt. Sie kam im Alter von 37 Jahren in Petersburg im Juli 1816 an, wo sie eine Freundin besuchte

163) Das Testament, das übrigens u. a. auch die Magdeburger Domschule mit einem Stipendienlegat von 1000 Talern zur Verfügung des Leiters Wiggers bedachte, gab der Witwe das Recht zur Ausscheidung familiärer Briefe, überhaupt beratenden Einfluss bei der Ablieferung der Manuskripte. Dass davon reichlich Gebrauch gemacht wurde, habe ich durch mehrfache Beobachtung Grund anzunehmen.

und etwa ein Jahr blieb. Eine unglückliche Liebe zu Ernst Moritz Arndt, eine Seelenfreundschaft mit Eduard Hitzig in Berlin und andere Wirrnisse ihrer Vergangenheit verhinderten sie nicht, rasch neue Eroberungen zu machen. So sehr sich auch der verschlossene Grobian Klinger sträubte, auch er konnte ihrem Reiz nicht widerstehen und wurde offener und zutraulicher in seinen Äusserungen zu ihr, als sonst. Am 2. April 1818 schreibt er ihr einen langen Brief über sein Verhältnis zu Frauen (bei Rieger III S. 199 ff). „An einen Mann würde ich so nicht schreiben, und so ist es ein Beweis mehr, was mir die Frauen sind; aber wahr ist es, ich rechne Sie zu den seltensten und edelsten, die mir begegneten, und danke Ihnen herzlich für das, was Sie mir geworden sind und mir immer bleiben werden.“ Mit Überraschung erfährt man aus einem von Rieger publizierten, im Nachlass der Tarnow aufgefundenen Brief des Grafen Georg Sivers an sie, dass Klinger sogar im Dezember 1816 die Absicht hatte, aus ihr und Morgenstern ein Paar zu machen. Nach Sivers' Bericht sagte Kl. zu ihm: „Ich halte Fanny ohne Ausnahme für das edelste weibliche Wesen, das ich im Lauf meines Lebens kennen gelernt habe; sie denkt und schreibt wie ein Mann und fühlt so rein und zart wie ein Weib, ohne einer der Verkehrtheiten und Kleinlichkeiten der weiblichen Geschlechtsprofession unterworfen zu sein — ein solches Wesen verdient kein Mann, aber glauben Sie, Herr Graf, dass sie sich entschliessen könnte, Morgenstern zu heiraten? Er hat Geist, Kenntnisse, Vermögen, Rang und viel Sinn für Fannys Wesen und ihren Ruf“¹⁶⁴). Man bedenke, dass die Beziehungen Klingers zu M. in jener Zeit, also gegen das Ende seiner Kuratel hin, ihren Höhepunkt erreicht hatten. So konnte er wohl jenen, den er einmal vorübergehend, wie wir anlässlich der Berufung des deutschen Thukydides Johannes Müller nach Russland sahen, d. h. auf dem durch fatale Verdriesslichkeiten wegen Morgensterns weitausgreifender Reisepläne erreichten Tiefpunkt ihrer Freundschaft, einen Chrienschreiber, also Rhetor, genannt hatte, jetzt sogar für würdig halten, eine solche Perle zu bekommen. Freilich, eine unglücklichere

164) Dass das Referat getreu ist, scheint dadurch bewiesen zu werden, dass ein Stück daraus wörtlich in einem Brief Klingers an die T. wiederkehrt: „Ich lese alles gern, was Sie schreiben, Sie denken wie ein Mann und fühlen wie ein zartes Weib“. 9. Juli 22. Rieger III, 216. Sehr ähnlich auch die von der T. aufgezeichnete Äusserung Kl.s D. R. a. a. O. 91.

Wahl konnte Kl., wenn er sich schon als Ehestifter nach einem Mittelsmann für seine Pläne umseh, kaum treffen als gerade diese. Das erkennt man freilich erst aus dem im Nachlasse von Luise von François vorgefundenen Tagebuch der Tarnow über ihren Petersburger Aufenthalt (publ. von Thimme, Deutsche Rundschau CLXXXIX, S. 83 ff). War doch gerade Sivers vom ersten Augenblick der Begegnung an in einer keineswegs unerwiderten Leidenschaft zu der T. entbrannt — „dieser Blick war kein Blick, es war ein Erkennen“ —, über deren Qualen, Freuden, Möglichkeiten, Lösungen sie in ständiger Erregung ist. Auch fehlt es nicht an weiteren, zum Teil recht stürmischen und ungebärdigen Verehrern. Morgenstern scheint von jenem Komplott Klingers nie etwas erfahren zu haben. Seine Tagebücher erwähnen die Tarnow mit der bei ihm edlen Frauen gegenüber gewohnten Überschwänglichkeit, doch ganz unbefangen. Er kam Januar 1817 nach Petersburg zu längerem Aufenthalt, und man kann sich vorstellen, dass die T. sich mit belustigtem Interesse den Dorpater Professor recht kritisch anschaute, der gewillt schien, die nicht zu knappe Liste ihrer Herzensbeziehungen um eine neue Persönlichkeit zu bereichern.

Wir verdanken diesen Zusammenhängen das vielleicht treffendste Portrait des sich in der Gesellschaft bewegenden M. Am 22. Februar trägt sie folgendes in das erwähnte Tagebuch ein: „Gestern habe ich einen sehr glücklichen Abend gehabt: Ich war bei Graf Sivers zum Thee gebeten und fand dort Storch, Karl von Kügelgen, Morgenstern und Stoffregen. Storch [Nationalökonom, 1766—1835] erschien mir geistvoll, viel und lebendig redend, entschieden und etwas absprechend in seinen Urteilen. Kügelgen hat eine herrliche Physiognomie, voll Geist und dabei so genialisch. Er ist sehr witzig und heiter mitteilend. Morgenstern ist eine sonderbare Erscheinung — er spricht sehr langsam und pedantisch, bedächtig und abgemessen, und dabei ist er nun doch eine Mischung von Zierling und von Pedanten, wie sie mir noch nicht vorgekommen ist. Nichts in der Welt ist lächerlicher, als wenn er einem Komplimente sagt. Ich dachte in meinem Sinn, lieber Mann, wüsstest du, was ich über dein Dorpat und deinen Heros Klinger geschrieben habe, so gefiele ich dir doch noch besser . . . Ich soll in dieser Woche einmal mit Sivers, Kügelgen und Morgenstern die Eremitage besuchen und freue mich unaussprechlich darauf, weil mir die Gesellschaft dieser

Kunstkenner nun zeigen wird, inwiefern mich mein Gefühl bei Schätzung dieser Kunstwerke richtig geleitet hat“¹⁶⁵).

Wir hören dann später (9. April), dass M. ihr einige seiner Schriften auf Velinpapier überreicht hat, und sie sieht ihm am 17. April mit dem Urteil nach: „M. ist gereist — zu manchen Schwächen hat er doch herrliche Eigenschaften“¹⁶⁶).

Eine gleichfalls der Romantik nahestehende Frau, die in M.s Aufzeichnungen begegnet, ist Tiecks Schwester Sophie, die zunächst mit dem Sprachforscher August Ferdinand Bernhardt, einem Schüler Wolfs und späteren Berliner Gymnasiallehrer, verheiratet war (vgl. ADB II, 458 f), dann, nach Scheidung dieser Ehe, mit einem Herrn von Knorring, einem Gutsbesitzer in Estland. Aus der ersten Ehe stammt der als Militärschriftsteller berühmte Felix Theodor von Bernhardt, dessen Jugenderinnerungen, von seinem Sohn Friedrich 1893 herausgegeben, in ausserordentlich lebendiger Weise anlässlich eines

165) Die T. spielt hier auf die Korrespondenzen an, die sie für das bei Cotta erscheinende „Morgenblatt für gebildete Stände“ über Petersburg schrieb. Die Artikel über Klinger erschienen erst im März 1817, Nr. 56—60. Dabei drückt sie ihr schmerzliches Erstaunen aus über den despotischen Zwang, der auf den edlen in Dorpat studierenden Jünglingen liege, denen man das Glück des Lebensmorgens nicht verkümmern dürfe. „Wer möchte glauben, dass es Klinger an Achtung für die Jugend und das Ziel ihrer Bildung fehlen könnte? Wo man das Wirken eines solchen Mannes nicht versteht, muss man schweigen.“ Als sie 1819 diese Korrespondenzen in vermehrter und veränderter Form unter dem Titel „Briefe an Freunde, geschrieben auf einer Reise nach Petersburg“ herausgab, fügte sie hinter „schweigen“ hinzu: „vorzüglich da, wo es so schwer auszumitteln ist, inwiefern sein Wirken ihm eigentümlich angehört“. Und „ungeziemende Kühnheit“ heisst nun nicht mehr das Urteil schlechtlin darüber, sondern: „ihn darüber in Anspruch nehmen zu wollen“. Offenbar sind in jenem Petersburger Kreis die traurigen Verhältnisse der Dorpater Universität gerade in den Jahren 1816 und 1817 besprochen worden, sonst könnte kaum die T. bei ihrer Deklamation über akademische Freiheit M.s Beifall voraussetzen. Nach Klingers Tod hat Fanny Tarnow als Denkmal für ihn anonym erscheinen lassen: „Zwei Jahre in Petersburg. Ein Roman aus den Papieren eines alten Diplomaten“ 1833, wo ihre persönlichen Eindrücke in schriftstellerisch unglücklicher Form mit phantastischen und romanhaften Erfindungen verbunden sind. Zahlreiche Fragezeichen in M.s Exemplar kennzeichnen Stellen, wo die Verfasserin über die Korruption in Russland, über Kaiser Alexander, ja auch über Klinger mit fröhlicher Sicherheit allgemeine Urteile abgibt. Übrigens hat M. an dem Cottaschen Morgenblatt gleichfalls in den Jahren 1810, 1811, 1816 und 1817 mitgearbeitet.

166) Über Fanny Tarnow vgl. noch ADB XXXVII, 399 (Mendheim). Rieger Klinger II, 556 ff.

6jährigen Aufenthalts in Estland (1812—1818) die gesellschaftlichen Verhältnisse des Baltikums schildern. Freilich handelt es sich um Erinnerungen an die Kindheit, der Verfasser ist 1802 geboren und sehr wohl scheint sich der Junge, der Rom, Wien und München kennen gelernt hatte, auf dem einsamen, durch eine den Neffen Tiecks fremd anmutende Geselligkeit belebten Gut Arrokküll nicht gefühlt zu haben. Ähnlich scheint es der Mutter ergangen zu sein, die als Bürgerliche in einen eigentümlich exklusiv denkenden Kreis hineingeraten war. M. schreibt u. a. einmal in sein Tagebuch (DXCVI, 66): *Sie ist eine Frau von sehr vielem Verstand, doch ist sie zu schneidend in ihrem Urteil und eben darum nicht weiblich.* Der Weltumsegler Krusenstern brachte M. einst mit ins Haus Knorring. Der Sohn berichtet darüber: „Sein Besuch war angekündigt, meine Eltern hatten Morgenstern vor Zeiten in Deutschland gekannt, und die Aussicht, ihn wieder zu sehen, wurde gar sehr willkommen geheissen. Doch bemerkte meine Mutter dabei: „Das hätte ich auch nicht gedacht, dass ich mich jemals nach Morgenstern sehnen würde“. In dem Kreise der Romantiker, in dem meine Mutter gelebt hatte, wurden nämlich gewisse Persönlichkeiten, die sich verehrend anzuschliessen suchten, ziemlich schonungslos behandelt, und zu diesen gehörte unter andern auch Morgenstern. Fast alle Menschen, mit denen er in Berührung gekommen war, wussten mehr oder weniger wunderliche Dinge von ihm zu erzählen. Aus früherer Zeit war von ihm bekannt, dass er in dem Glauben, dem Christus des Leonardo da Vinci ähnlich zu sehen, ohne Halstuch und mit langem wallenden Haar, sobald er sich setzte, die Stellung jenes Christusbildes anzunehmen suchte. In dem nordischen Klima hatte er sich nun allerdings bequemt, ein Halstuch zu tragen gleich anderen Sterblichen; aber ich wusste doch, als ich ihn zuerst sah, was die zur Linken geneigte Haltung des Kopfes bedeuten sollte, die er sich angewöhnt hatte. Wirklich auffallend aber war eins an ihm. Er war bis zum Unglaublichen weitläufig im Leben nicht nur, sondern auch im Sprechen. Er hatte seinen Stil nach Cicero gebildet, wie er meinte, und sprach, wie er schrieb, d. h. in Phrasen, deren Ende gar nicht abzusehen war, mit Zwischensätzen, in die wieder andere eingeschaltet waren. Im wesentlichen aber war sein Streben sehr achtungswert, und es musste unter den dortigen Bedingungen einen wohltuenden Eindruck machen, dass im Gespräch mit ihm das Gewöhnliche,

Alltägliche gar nicht vorkam. Der Tag, den er und Krusenstern in Arrokküll zubrachten, liess mir den Eindruck zurück, als sei ich in ein anderes Land, in eine andere Atmosphäre versetzt gewesen. Ich las infolge dieses Besuchs auch die Dörptschen Beiträge, die er herausgab und meiner Mutter verehrte, namentlich Morgensterns eigene Reise durch die Schweiz und Italien, und war etwas verwundert über die mühselige Art zu reisen und seines Lebens überhaupt froh zu werden, die hier zutage trat; über diese Art, sich nicht etwa bloss in jeder Stunde, sondern man könnte sagen, in jeder einzelnen Sekunde Rechenschaft davon zu geben, was man eigentlich in dieser Sekunde gerade genießt. Ich bekam eine Anschauung davon, wie wichtig es einem Mann, der arbeitend ein beschränktes Leben führt, vorkommen kann, wenn er, gerade er auch einmal etwas erlebt. Solches Wesen war mir neu, da meine Eltern im Gegenteil gewöhnt waren, alle Dinge sehr im grossen und ganzen zu behandeln und eine arbeitslose Unabhängigkeit als die natürliche Bedingung des Lebens vorauszusetzen. Doch lag in dieser Weise zu reisen, zu sehen und zu beschreiben etwas, das mir sehr zusagte, da meine eigene Natur mich darauf anwies, mir genau und womöglich erschöpfend von den Dingen Rechenschaft zu geben“ (a. a. O. 165 ff).

Das hier erwähnte kokette Spiel mit dem Christuskopf spielt in der Dorpater Lokaltradition über M. bis jetzt eine Rolle. Bertram behauptet sogar, die Studenten hätten sich durch schmeichelhafte Verwechslung der beiden in seinem Vorzimmer hängenden Bilder ein gutes Examen verschafft und in dem Christuskopf das Portrait oder umgekehrt im Portrait den Heiland zu erkennen vorgegeben. Irgend etwas mag daran sein, denn die Anspielungen darauf laufen durch seine Notizen. Spott darüber nahm er nicht übel. An Frau von Manteuffel auf Zierau in Kurland schreibt er 1805: „Ihrem Georg, dem geliebten Spötter, meinen Segen“. Dieser hatte nämlich in der bezeichneten Richtung sich geäußert.

Eine recht freundliche Schilderung von dem jungen Athenäum am Embach entwirft der Weltwanderer J. G. Seume (Mein Sommer 1805, 41 ff), wo auch Krauses Bauten und M.s Bibliothek — mit beiden Männern war er damals öfters zusammen — gewürdigt werden.

Recht leicht wiegt ein Zeugnis aus etwas späterer Zeit von einem Reisenden, der sich freilich durchweg als alberner und un-

delikater Schwätzer erweist (Christian Müller, Wanderung von St. Petersburg nach Paris im Jahre 1812, 91 f). Dieser fand, was stimmen wird, in Dorpat die Professoren nicht eben im besten Einvernehmen, die Studenten aber in Furcht vor strengen Disziplinar-massregeln des Generals Klinger. Der Historiker Pöschmann wird gelobt, sein kränklicher Zustand bedauert. Er starb noch in dem gleichen Jahr. „Alle Fakultäten vereinigten sich, um Herrn Prof. Morgenstern zu belächeln, der durch sein höchst unästhetisches Äussere zu Snells Kritik des Geschmacks und Kants Kritik der Urteilkraft, worüber er liest, den schlechtesten Kommentar und einen drolligen Kontrast liefert; ich überzeugte mich später durch den Augenschein von der Wahrheit dieser Bemerkungen, als Hr. Prof. M. in seiner kamtschadalisch-burätischen Kleidung vorüberging, die ihm gewiss überall der lachenden Nachzügler genug zugeführt haben würde und deren Gleichen ich noch nirgends, am wenigsten an einem Professor der Ästhetik, gesehen habe.“

Diesen Anwurf hat M. auf Informationen Pöschmanns zurückgeführt, „der, da er sonst seinen kleinlichen Ärger über seine untergeordnete Rolle in gewissen Universitätsverhältnissen gegen mich auf keine eingermassen scheinbare Weise auslassen konnte, [ihn] hinter meinem Rücken, wie ich leider zu bemerken Gelegenheit hatte, wenigstens an unbedeutenden Dingen des Äusseren, auch wohl in Studentengesellschaften ausliess“. Seine Strassenkleidung sei weder im Winter noch sonst von der üblichen abgewichen. An einer anderen Stelle, in seinem *Εἰς ἑαυτόν* (LXXXIV) vom Jahre 1805, gesteht er allerdings Nachlässigkeit in diesen Dingen zu. Hier bekennt er auch, was dem Dichter Petersen nur als satirisch-politische Schrulle durch den Kopf gegangen war, als seit langem gehegten, ernsthaften Wunsch, das „von“ vor seinem Namen zu tragen, wobei später noch das Motiv mitgespielt habe, einem edlen Mädchen von Stand durch eine Ehe nicht ein Opfer zumuten zu müssen.

Zum festesten Bestandteil der Lokaltradition über M. gehört seine ausserordentliche Eitelkeit. Sie wurde ihm schon zu Lebzeiten von seinen Freunden gern vorgehalten, schon in Halle. Er selbst, weit entfernt, sie abzustreiten, erkannte in ihr — und hierin hat er zweifellos recht gesehen — ein Element, das notwendigerweise mit seinen besseren Eigenschaften zusammenhing. Wer könnte sich einen Eloquenzprofessor seines Schlages ohne einen starken Schuss Eitelkeit vorstellen?

Von Wolf ist es bekannt, dass er sich über akademische Feierlichkeiten und festliche Eloquenz gern lustig machte, Titel und Orden u. dgl. nur für gut genug hielt, um nicht von jedem Hund angepöbeln zu werden (Körte II, 129, passim). Prunk und Ostentation aber, so meinte er, bleibe denen überlassen, welche ihren gelehrten Jammer damit ausstaffieren müssen. Wenn er bei den verdriesslichen Verhandlungen mit Humboldt über seine Stellung in der wissenschaftlichen Deputation in den Jahren 1809 und 1810 den Titel Staatsrat für sich begehrte und sich deswegen eine peinliche Belehrung von Humboldt, dessen Geduld er bis aufs äusserste anspannte, gefallen lassen musste¹⁶⁷⁾, so hat das mit plötzlich erwachender Titelfreudigkeit natürlich nichts zu tun, sondern ist nur einer der vielen Ausflüsse seiner ewig querulierenden, nörgelnden, fordernden, versagenden Verbitterung, die ihn in der Berliner Zeit beherrschte und seinen Beziehungen zu Persönlichkeiten und Institutionen, wie z. B. zur Akademie und zur Universität, einen so fatalen Charakter gab. Bei M. stehen alle diese Dinge unter einer häufig komisch anmutenden Überbewertung. Sein Exlibris stellt ein Wappenschild dar, an dem die ihm verliehenen Orden hängen. Die Titel und Orden anderer Persönlichkeiten werden von ihm mit umständlicher Feierlichkeit aufgezählt, nicht nur in Publikationen, sondern auch in persönlichen Aufzeichnungen, wo sie durch spätere Nachträge auf den Stand des Tages gebracht werden. Von dem in dem Festvortrag 1844 erwähnten Bruder M.s erzählt sofort eine Anmerkung, dass er kgl. bayrischer Konsul, kgl. preussischer Kommerzienrat und Ritter des roten Adlerordens dritter Klasse war. Dass zweimal Kaiser Alexander M. einen Ring verehrt hat, am 19. Febr. 1806 einen mit einem Saphir, im Nov. 1815 einen mit einem Amethyst (DXCIII, 326; DXCVI, 97), dass die Kaiserin Alexandra Feodorowna geruhte, den von M. am 12. XII. 28 zum Gedächtnis Ihrer hochseligen Majestät der Kaiserin-Mutter Maria Feodorowna gehaltenen Vortrag mit besonderem Wohlgefallen entgegenzunehmen und dem Verfasser als äusserliches Merkmal des allerhöchsten Wohlwollens einen Brillantring zugehen liess (DXCVIII, 190), dies alles und hundert andere Dinge gleicher Art sind wichtige Lebensereignisse. Ungewöhnlich dürfte es sein,

167) Vgl. Spranger, Wilhelm von Humboldt und die Reform des Bildungswesens, 126 f.

dass jemand um solcher Lappereien willen sogar Zwiesprache mit der Vorsehung führt. M. tut es im Ernst, als er am 20. Febr. 1812 die Nachricht von seiner Ernennung zum Kollegienrat erhält, „mit Anciennität der Dienstzeit“. *Kurz vor Schlafengehen dachte ich: Du warst fast 10 Jahre Hofrat, da war es so und so — kurz ich übersah den Gang bis dahin in Dorpat. Wie wird es dir sein als Kollegienrat? Ich blickte auf zu Ihm* (DXCIV, 315).

Bei dieser Eitelkeit Morgensterns darf man zwei Dinge nicht vergessen. Erstens ist sie bei ihm seit seiner Studentenzeit in eine ganz deutliche Verbindung mit seiner Ethik gesetzt. Verecundia sui und verecundia aliorum bedingen sich gegenseitig. Sehr deutlich tritt dieser notwendige Zusammenhang an vielen Stellen zutage. In der akademischen Gesellschaft der ersten Zeit in D. entzückte ihn ein Zustand, bei dem einer im andern sich selber ehrt; im ersten Brief an Klinger verbindet er geschickt den Ausdruck des hohen Selbstgefühls, die ausgesprochene Absicht, ein zweiter Heyne für die junge Universität zu werden, mit der Freude darüber, diese Möglichkeit gerade unter der Kuratel eines Mannes von Klingers Art zu haben. Zweitens ist ganz unverkennbar, dass die Überbewertung dieser Dinge mit den Jahren immer stärker wurde. Der Alte hält um so geflissentlicher an dem Mantel, an den pathetisch-feierlichen Attributen der heroischen, deklamatorischen Anfangszeit fest, je mehr der Inhalt selbst von Jahr zu Jahr entschwand. Er schuf sich notwendigerweise, wie er es bei Plato in seinem Staat zu beobachten glaubte, ein „Als ob“, das ihm die Möglichkeit bot, mit heiterer Gelassenheit und liebenswürdiger Distanzierung in der ihm ganz fremden Welt der politischen Machtkämpfe¹⁶⁸⁾, der durch Mystik oder

168) In diesen Kämpfen spielt übrigens die angebliche Lüsterheit nach Orden eine Rolle. Eine solche glaubte die spezifisch baltische Gruppe der Professoren bei den Vermittlungspolitikern, die oft sächsischer Herkunft waren, feststellen zu können. In diesem Sinn spricht Julius Eckardt, Die balt. Prov. Russlands, S. 402 folgendes an: „Die Eroberung des Landes durch jene „Sachsen und Angelsachsen“, die im 5. Jahrzehnt eine ominöse Rolle zu spielen berufen waren, weil sie niemals bei uns heimisch zu werden und unsere Bedürfnisse zu verstehen im Stande waren, sie fällt gerade in die zweite Hälfte der zwanziger und die ersten dreissiger Jahre, die in anderer Beziehung vielfach zu der „guten alten Zeit“ gerechnet werden. Insbesondere den sächsischen Professoren wurde damals der Vorwurf gemacht, jeder unabhängigen Gesinnung zu entbehren, allen Wünschen der Bureaukratie blindlings entgegenzukommen

Orthodoxie gekräftigten religiösen Tendenzen, der spezialisierten Fachprofessuren und der Verwaltungsbürokratie zu leben. Dass die böse Welt sich nicht um jene Zusammenhänge, wohl aber um die komische Aussenseite kümmerte, wird niemanden Wunder nehmen. Dabei wird man ihn aber gegen einen Zug der Lokaltradition in Schutz nehmen dürfen. Ernsthafter tritt sie bei Rieger auf, wo (II, 578) M. als ungewöhnlich schöner Mann, als zarte schöngeistige Persönlichkeit geschildert wird, der — es handelt sich um die ersten Jahre der Universität — noch Jungeselle ist, „weil ihm sein Glück bei den Damen die Wahl zu schwer machte“. Boshafter erzählt der Pastor Theoph. Kraus in seinen studentischen Erinnerungen an das Burschenleben, 1812—1815¹⁶⁹⁾ von M.s christusköpfiger Schönheit, „in welche

und um jeden Preis nach Orden zu angehn. Daher die Bezeichnung Angelsachsen“. Das ist der Ton, dem wir gerade so auch bei Preller begegneten, der freilich kein Balte war, sowie die landsmannschaftliche Herkunft überhaupt häufig nicht mit dieser Parteistellung übereinstimmt. Man wird bei jenen Sachsen im Sinne des agitatorischen Schlagworts an den Philologen Neue zu denken haben, der von Schulpforta 1831 berufen wurde, ferner an den 1828 berufenen Chemiker Goebel, der bei Weimar geboren war. Wo die Herkunft angegeben wird, gilt der Magdeburger M. ebenso wie der Wittenberger Erdmann in den Dorpater Listen als Sachse, also als Angehöriger des Stammes, der allerdings das Baltikum geradezu mit einem Heer von Privatlehrern, Gymnasiallehrern und Professoren überzogen hat. Zu den „Angelsachsen“ im Sinne jenes Schlagwortes freilich hat gewiss nie jemand M. gerechnet, da ihm die Fragestellung des Kampfes, über den natürlich hier nicht geurteilt werden soll, ganz fremd ist und seine Ordensseligkeit ganz anderen psychologischen Quellen entstammt als dem bei der Neuegruppe angeblich überwiegenden Gefühl des korrekten, loyalen Beamten. Übrigens höhnte schon der Aufklärer Merkel, der vergebens auf eine historische Professur gehofft hatte, an der Universität Dorpat grassiere der Bandwurm. Der Rektor Ewers tat ihm den Gefallen, die Sache ernst zu nehmen und die Eltern der Studierenden in der Zeitung über die hygienischen Verhältnisse zu beruhigen. Da rückte Merkel mit dem Bandwurm heraus, den er eigentlich gemeint hatte, dem im Knopfloch der Professoren, und hatte die Lacher auf seiner Seite. Aus den Akten über Gutachten habe ich ersehen, dass Lieven zuerst hereinflie und Ewers veranlasste, der Sache nachzugehen. E. zog von der medizinischen Fakultät und von zwei praktischen Ärzten Gutachten ein und berichtete am 15. XI. 19 dem Konseil darüber.

169) Publiziert in der St. Petersburger Zeitung, Sept. 1908. Die Einsicht in diese 6 Blätter verdanke ich der Liebenswürdigkeit des Herrn Rosenberg. Ich halte es doch für nötig, zu bemerken, dass der Verfasser, der in Burschenfragen ein gewichtiger Zeuge sein mag, über die Professoren und die Universitätsverwaltung Urteile abgibt, die von einer kaum verständlichen Naivität sind. Wenn er sagt: „Der herrliche Kurator Klinger wusste die Jugend als Jugend zu

alle Weiber von Neapel bis St. Petersburg sich, sogar untröstlich, verliebt haben. Wenn ihr's bezweifelt, so höret: er hat's selbst gesagt! Darum heiratete er auch nicht, weil keine Angemessene sich fand, bis sein 50jähriger Kopf vollends alle Ähnlichkeit mit dem 30jährigen Christuskopfe dergestalt verloren hatte, dass später weder rote noch gelbe Morgenstiefel zur Paradedasse Kaffee auf dem Balkon am Markte mehr renovieren wollten: die Herzlosen! Da neigte sich seine erhabene — gewesene — Schönheit grossmütig herab auf ein vernunftjähriges Fräulein, mit dem er, im Faltenglätten wetteifernd und zuvorkommend, so ziemlich zufrieden — vielleicht auch aus Mitleid liebend — gelebt hat“. Diese Zeichnung scheint mir selbst als Karikatur verfehlt zu sein. Nichts liegt M. ferner als Bramarbasieren in Liebesangelegenheiten, ebensowenig gibt er in Aufzeichnungen oder Briefen irgendwo zu erkennen, dass die vorehelichen Romane, bei denen er, wie in der Wissenschaft, eher den Eindruck eines schmach tenden Multiincipides-Nihilabsolvides macht, ihm durch die erreichten Erfolge das Betreten der ehelichen Bahn schwer gemacht hätten. Vermutlich hat seine selbstgefällige, in umständliche Feierlichkeit getauchte Art zu jenem Missverständnis Anlass gegeben.

behandeln und liess sie austoben“, so ist so ziemlich das Gegenteil richtig. Grindel als Rektor imponierte ihm, da er persönlich auf den Kommersen erschien und manches ohne viel Aufheben regelte. Wohl das Tollste an unreifer Rederei leistet sich der Memoirenschreiber mit folgendem Urteil: „Auf den unvergesslichen Grindel folgte im Rektorat der milzsüchtige Parrot, ohne pädagogischen Sinn für das, was ein Rektor soll . . . Der gelehrteste Pedant wird von Mutterwitz überlistet. Daher ist bei solchem Volk, wie's damals war, nicht jeder gut zum Rektor. Nach Parrots eben nicht glänzendem Rektorat folgte Styx“. Noch findet er bei Parrot zu erinnern, dass ihm selten ein Experiment gelang und dass er weder physisch noch moralisch den Nagel auf den Kopf traf. Rosenberg verdanke ich auch den Hinweis auf die Aufzeichnungen von Elisabeth Hofmann (Dorpat vor 60 Jahren, Deutsche Monatsschrift für Russland 1914, 291), wo einige Geschichten von M. erzählt werden, „von dem in D. soviel Anekdoten kursierten, dass man's nicht begreifen konnte, wie ein Mensch auch bei der längsten Lebensdauer die alle verbrochen haben konnte“, demselben Kenner der Lokalgeschichte auch die Lektüre des Romans Jarolasch von Wendt, wo (II, 182 f) der Astronom M[jädler] eingeführt wird, wie er zerstreut, statt zur Sache zu reden, Geschichten u. a. auch von M. erzählt. So soll dieser auf dem kunstliebenden Ratshof einmal Kuh und Ochse verwechselt haben oder feierlichst Stiefel getragen haben, in die ihm — schönster Moment seines Lebens — die Vesuvlava ein Loch gebrannt hatte.

Diese von allen Zeugen hervorgehobene umständliche Weitläufigkeit, dieses Wichtignehmen aller, auch der kleinsten Dinge des Alltags, besser gesagt wohl: ihre Einbeziehung in die von ihm repräsentierte Lebensform des allseitig harmonischen, edlen Menschen, ist allerdings ein wesentlicher Zug und durchzieht in z. T. komischer Form auch seine Aufzeichnungen. Wie sein Heros Cicero in den Jahren nach der Provinzverwaltung mit seinen Likatoren herumzieht und von ihnen trotz der Belästigung, die sie verursachen, nicht lässt, so sehen wir auch ihn auf Reisen mit einem Gefolge auftreten, in der Uniform auch in Deutschland, mit einem gemieteten Diener, dessen Zweck nicht recht klar wird. Er scheint kaum einen Schritt zu Fuss zu machen, selbst an dem sommerlichen livländischen oder estländischen Strand unter mehr oder weniger primitiven Verhältnissen fährt er im Wagen vor, und Pferde ziehen ihn in einem Karren in die Salzflut. Als Petersburger Akademiker fährt er mit Frau Minna zur Jubelfeier (29. XII. 1826), lässt sich für 175 Rbl. eine Akademikeruniform machen, wird mit den Besuchen nicht recht fertig, *verhindert durch Zeitkürze, zum Teil durch Minnas unzeitige, wenngleich wohlmeinende Geschäftigkeit wegen der Haartour und der seidenen Strümpfe* (DXCVIII, 109), und fällt aus einer Aufregung in die andere, wegen des Platzes bei der Feier, wegen der Wohnung, erst im Hotel, dann bei Parrot, worüber umständlich gehandelt wird. In solchen schwierigen Situationen bewährt sich oft aufs glücklichste seine Sophrosyne: *15. Sept. 1812. Krönungsfest des Kaisers. Ball auf der Musse. Ich daselbst. Eingebrochener Stuhl. Contenance* (DXCIV, 323). Bei den Reisen fällt der ungewöhnlich hohe Anteil der Fahrgelegenheit selbst an den Gesamtspesen in die Augen¹⁷⁰⁾.

170) *Im ganzen bequeme Art zu reisen in Liv- und Estland, auch da, wo keine Poststrasse ist, denn die Krüge, den Herren des Landes gehörig, sind für einen Reisenden, wie unsereiner, als gehöre man zu jenen. Was darin bezahlt wird, ist, da man Futter häufig mitbringt, sehr wenig* (DXCIV, 339). Die Reise Dorpat—Petersburg 18./30. Juli bis 14./26. August 1811 kostete Morgenstern 500 Rbl., für eine Reise nach Reval (25. Juni — 12. Juli 1812) gibt M. folgende Spezialrechnung:

<i>Bauer, der mich von D. nach R. brachte:</i>	<i>75 Rbl.</i>
<i>Wegkost (ohne Wein):</i>	<i>4 Rbl.</i>
<i>Unterwegs:</i>	<i>1 Rbl.</i>
<i>Kleinigkeiten in Reval</i>	<i>3 Rbl.</i>
<i>Verschiedenes andere</i>	<i>21 Rbl.</i>
<i>Droschke mit 2 trefflichen Pferden, 3 Tage:</i>	<i>36 Rbl.</i>

Die gern genutzte Möglichkeit des Theaterbesuchs, z. B. in Reval, gestaltet sich auch immer durch Bediente, Kutscher und Zusammensein mit Schauspielern und Schauspielerinnen, auch mit Kotzebue, zu einem gesellschaftlichen Ereignis, das dem Kunstgenuss nicht nachsteht.

Der Bibliothekar Anders erzählt uns, wie M. gern in seiner mit Kunstwerken schön ausgestatteten Wohnung¹⁷¹⁾ Gäste empfing und sie durch interessante Unterhaltung, zu der auch die Gattin beitrug, erfreute. „Er sprach langsam und mit sehr gewählten Ausdrücken.“ „Ich habe seiner lebhaften, von anderen oft redselig genannten Unterhaltung viel zu danken. Er war gereist, hatte viel bedeutende Persönlichkeiten im Leben kennen gelernt und stand mit ihnen in Korrespondenz.“ Auch das Dienstmädchen Lyddi scheint von dem genius loci mehr als billig angesteckt gewesen zu sein und über der Aufmerksamkeit auf die geistreiche Unterhaltung wohl auch einmal die ihr näher liegenden Dinge vernachlässigt zu haben, so dass sie z. B. dem Professor der Botanik Ledebour, „der im Frack und in weisstuchernen Pantalons und Glanzstiefeln dasass, eine heisse Bratensauce über den Kopf goss, dass die silberne Saucenschale auf seinem kahlen Schädel sich umkehrte“. Diesem Ereignis war die abgeklärte Sophrosyne des Hausherrn offenbar doch nicht ganz gewachsen, um so mehr erheiterte es die übrige Tischgesellschaft.

Wer von M.s Eitelkeit spricht, sollte nicht vergessen, dass schliesslich auch seine hochherzigen Stiftungen, wenn man will, — denn was man lächerlich, gut, schlecht und ernsthaft bei einem Menschen nennt, ist oft seltsam ineinandergeschlungen, — nicht ganz ohne Zusammenhang mit ihr *sind. Es giebt auch Hausmittel, das Sterben zu erleichtern und zu versüssen. Dahin gehört*

<i>Weste mit Macherlohn</i>	<i>12 Rbl.</i>
<i>Fuhrmann für 2 Pferde auf 1 1/2 Tage</i>	<i>15 Rbl.</i>
<i>Schauspiel 10 mal etwa:</i>	<i>20 Rbl.</i>
<i>An Fuhrmann Reichardt Rückfahrt etwa:</i>	<i>80 Rbl.</i>

Im Theater sah M. bei dieser Gelegenheit Mozarts Entführung aus dem Serail, Ifflands Hagestolz, Kotzebues Deutsche Hausfrau u. a.

171) M. verliess später das Haus am Markt, das alte Universitätsgebäude, wo wir ihn in der ironischen Schilderung von Kraus fanden, und siedelte 1823 in das von ihm erworbene, früher seinem Freund Krause gehörige Haus über. „Es liegt — ob in ursprünglicher Gestalt, entzieht sich unserer Kenntnis — an der Alt-Str. und hat einen Garten mit alten Bäumen gegenüber dem Wanemuine“ Rosenberg 15.

folgendes: Vermache von dem Deinigen, soviel die Verhältnisse erlauben, zu gemeinnützigen Zwecken, damit du neu wirkst von deinem Tode an, so spricht er schon 1802 (DXXXV, 92) und ebenso sehr oft anderwärts. Der Wunsch *Non omnis moriar* gehörte mit zu den echten Bestandteilen dieses antik-rhetorisch empfindenden Humanisten und Eloquenzprofessors und er verband sich bei ihm, notwendigerweise mit einem zweiten für die ihm innigst verbundene Hochschule, den er wiederholt in jene Worte Fra Paolos kleidete, mit denen dieser, sein gemeinnütziges Erdenleben beschliessend, seine Vaterstadt Venedig grüsste:

Perpetua esto!

Zum Schluss mag es erlaubt sein, Morgensterns Absichten und Leistungen zu messen an der Folgezeit und an den Bedingungen, unter denen wir selbst arbeiten. Lässt sich Wolfs Bedeutung mit Harnack (Gesch. der preussischen Akademie zu Berlin I. 2, 858 Anm. 1) dahin formulieren, dass er die klassische Philologie „aus der Vorhalle zur Theologie herausgeführt“ und „über die Stufe der belles-lettres emporgehoben“ hat, so hat M., wie die geschichtliche Darstellung gezeigt hat, im ersteren Falle bereits das Feld bereitet vorgefunden. Den zweiten Schritt aber hat er selbst mit Bewusstsein nicht mitgemacht, er konnte und wollte sich den Betrieb dieser Wissenschaft nicht denken ohne engste Beziehung zu den Provinzen des Wahren, Schönen und Guten. Dadurch wurde für ihn die Auswahl des Stoffes, seine Durchdenkung, Gliederung und Darstellung bedingt. Höher als der Spezialist der Forschung stand ihm der lebendig wirkende, anregende Lehrer, Schriftsteller und Prophet, einen Wesensunterschied zwischen dem Altertumswissenschaftler und dem Humanisten hätte er überhaupt nicht zugegeben, da im wesentlichen — von gewissen Schwankungen in seinem Urteil war die Rede — sein Ideal eine Vereinigung, eine Durchdringung beider Elemente war. Damit befinden wir uns mitten in den allermodernsten Debatten über den Betrieb der Wissenschaft vom klassischen Altertum. Ist doch Wort und Begriff des Humanismus, lange Zeit hindurch von den dem Werturteil abgeneigten Vertretern des Historismus und Positivismus nur noch mit Lächeln verwendet, wieder in einer eigenartigen Weise zu Ehren gekommen unter dem bestimmenden Einfluss gewisser geistiger Strömungen unserer Tage¹⁷²⁾. So anziehend es erscheinen mag, damit Morgensterns Positionen zu vergleichen, um das Verwandte sowie

172) Eine unbefangene Würdigung dieser Entwicklung findet der Leser in dem schönen Vortrag von O. Immisch „Die Erneuerung des Humanismus“; Das humanistische Gymnasium XXXIX (1928) 1 ff.

die Verschiedenheit im Ausgangspunkt und in der Lösung festzustellen, so sehe ich doch ganz von einem Versuch dieser Art ab, der für den Verfasser, der diese Debatten nur aus ihren literarischen Niederschlägen kennt, ohnehin misslich wäre. Mancher der Leser wird diese Lücke lieber selbst nach seinen persönlichen Eindrücken ausfüllen wollen. Kehren wir in die Zeit M.s zurück, so sieht man leicht, dass der Humanismus als solcher ja gar nicht problematisch war, weder für Wolf, noch für Heyne, noch für Gottfried Hermann, um nur diese zu nennen. Im einzelnen selbst wieder sehr untereinander verschieden, hätten sie ja ganz gewiss M. gegenüber nicht den geistig, sittlich und ästhetisch bildenden Charakter des Stoffes der Altertumswissenschaft bestritten oder seine Ausbeutung im Unterricht der Gymnasien und Universitäten. Sie hätten nur dringend verlangt, dass auf diesem Wege die wissenschaftliche Arbeit sich nicht in blauen Dunst auflöse. Dazu kommt, dass präziöse Eleganz Wolf persönlich kaum minder verhasst war als pedantische eingebildete Gelehrsamkeit. Charakteristisch ist der von Körte (I, 123) referierte Brief Biesters an Wolf aus dessen Hallischen Anfängen (27. Nov. 1783), wo ganz offensichtliche Zitate aus einem vorausgegangenen Brief Wolfs vorliegen und die Beziehung auf Niemeyer, von M. in seinem Exemplar in einer Randnotiz hergestellt, in die Augen springt: „Kein Wunder, dass ein Mann, der mit den Aoristen etwas über den Fuss gespannt ist und durch süßliche Deklamation sich allgemeines Zujauchzen erworben hat, lieber in der Region des ästhetisch sein sollenden Geschwätzes bleibt, als ernste trockene Worterklärung liebt“. Sehen wir von dem Vorwurf mangelnder Kenntnisse ab, so fällt hier ein gewichtiges Bedenken auf. Man kann die grösste Sympathie für Wolfs Eigenart haben — er ass und trank gern gut, lobte Gott in allen seinen Werken und liess mit Behagen, doch ohne malice du coeur, wie er wenigstens meinte, seinen Witz und seinen Frohsinn springen —, aber man wird doch nicht behaupten, dass andere Temperamente deshalb von der Verkündigung des Humanismus ausgeschlossen sind. Immisch spricht, wie ich glaube, den Eindruck vieler aus, wenn er an dem Humanismus der jüngsten Zeit die absolute Humorlosigkeit, die ewige Hochspannung, die Erhabenheit der Haltung hervorhebt. Offenbar glauben seine Vertreter, einer Zeit, die das Gefühl der Distanz und der Ehrfurcht den geistigen Werten gegenüber vielfach verloren hat, so und nicht anders predigen zu

müssen. Auch Morgenstern ist in seinen jungen und mittleren Jahren ganz humorlos, er wandelt auf dem feierlichen Kothurn und spricht als *Musarum sacerdos* am liebsten feierliche Worte, als alter Mann entwickelt er freilich einen gewissen behaglichen Humor in der Betrachtung der kleinen Begebenheiten des Lebens. Irgendeine Notwendigkeit für diese oder jene Form der Aneignung der in der Antike wirkenden Mächte vermag ich nicht einzusehen. Auch im Hause des Humanismus sind *multae mansiones*, viele Möglichkeiten des Unterkommens. Wo wir uns im Reiche der Werte befinden, wird der Einzelne nach seiner Eigenart ebenso wie der Zustand des geistigen Lebens einer Zeit bei der Auswahl ein gewichtiges Wort mitsprechen. Der alte Ruhnkenius, dem freilich in diesen Fragen niemand ein gewichtiges Urteil zusprechen wird, schrieb einmal mit Beziehung auf Klotz an Heyne über die *belli homines, qui nunc in Germania bellas litteras colunt voluntque Graecis et Romanis, a quibus toto differunt caelo, similes videri* (Ruhnkenii epistolae ad diversos ed. Mahne p 30). Nun, ich glaube, wenn die grössere oder geringere Ähnlichkeit mit antiken Menschen das Kriterium abgeben soll, so haben die Klotz, Niemeyer, Morgenstern u. s. w., deren Geistesverwandte im antiken Leben sofort in die Augen springen, leichtes Spiel. Für Wolf irgendwo einen antiken Doppelgänger ausfindig zu machen, möchte dagegen nicht ganz leicht sein. Man wird zusammenfassend sagen dürfen, dass M.s Versuch schon deswegen grosses Interesse verdient, weil anscheinend die Frage, wie bei den Stoffen der Altertumswissenschaft Wissenschaft und Forschung einerseits, Genuss, Hingabe, Erleben, oder wie man das sonst nennen mag, andererseits sich zueinander verhalten, immer wieder zu neuen Antworten nötigt und wohl erst mit der Philologie selbst sterben wird.

Das Gleiche gilt nun meines Erachtens von einer zweiten Frage, die in das Zentrum des M.schen Schaffens hineinführt. Freilich steht sie zur Zeit nicht so im Mittelpunkt der Diskussion. Wo von Morgenstern in der Geschichte der Universität Dorpat die Rede ist, fehlt nicht der Hinweis auf seine zersplitternde Vielseitigkeit und seine „Abhandlungen, die heutzutage überall eher Aufnahme finden würden, als in philologischen Fachzeitschriften“ (Hugo Semel, *Die Univ. Dorpat* (1918) 99). Nun hat unsere historische Darstellung gezeigt, dass hier neben persönlicher Neigung noch ganz andere Motive wirksam waren. M.

ist der Erbe jener alten Eloquenzprofessoren, die sich ja in einem sehr elastischen, breit angelegten Rahmen bewegten, Poetik, Rhetorik, Stilistik in Verbindung ebensowohl mit der Lektüre der antiken Autoren wie mit den allgemeinen Bildungsbedürfnissen ihrer Studenten behandelten. Man braucht ja nur an die Hallische Reihe Klotz — Thunmann — Forster zu denken, um sich klar zu machen, was alles hier untergebracht werden konnte, bildende Kunst, Philosophie, Geschichte, Naturgeschichte, Reiseberichte, Technologie, Landwirtschaft, ja ich weiss kaum zu sagen, was prinzipiell unbedingt davon ausgeschlossen gewesen wäre. Bei der Einrichtung der von M. verwalteten Professur¹⁷³⁾ schwebten neben der auch sonst bemerkbaren Tendenz, durch Zusammenlegung von Disziplinen zu sparen, offenbar die Vorbilder jener Eloquenzprofessuren vor. Es war ein ganz besonders glücklicher Zufall, dass man dabei gerade auf eine Persönlichkeit verfiel, die nicht an die Weiterführung einer damals bereits antiquierten Institution

173) Näheres hierüber festzustellen, ist mir nicht gelungen. Aus den Berufsakten der ersten Zeit ergibt sich, wie auch in anderen Fällen, das Bild eines ziemlich unsicheren Herumtastens. Ausser mit Rink, der schliesslich am 22. III. 02 definitiv ablehnte, auf M. aufmerksam machte und bat, über diesen bei Wieland und Wolf Informationen einzuziehen, verhandelte man mit einem Pastor H. F. T. Tiebe; im ersten Halbjahr 1801 hatte man allerdings den Plan, zwei Professuren zu begründen und für lat. Sprache und Eloquenz Watson zu berufen, für griech. Sprache und Literatur sowie für Ästhetik Liebau zu Mitau. Beide wirkten an dem Mitauer akademischen Gymnasium, das, ähnlich wie das Danziger Athenaeum organisiert, zeitweilig (25. Dez. 00 bis 26. Mai 01) zur Universität erweitert werden sollte an Stelle der Dorpater Neugründung. Etwas voreilig spricht Liebau in seinen Schreiben, in denen er übrigens die Verbindung von griechischer Sprache und Literatur und Ästhetik als durchaus natürlich und angemessen bezeichnet, schon von seinem Gymnasium als von der „jetzigen Universität“. Irre ich nicht, so hängt also die beabsichtigte Teilung in 2 Professuren nur mit den speziellen Mitauer Wünschen zusammen und wird mit der Übersiedelung der „Irrwisch“-Universität nach Dorpat ohne weiteres aufgegeben worden sein. Das akademische Gymnasium zu Mitau hatte auch eine gesonderte dritte Professur der Beredsamkeit. Trotz der Bedeutung, die dem Fach in dem von Sulzer herrührenden Entwurf zugewiesen wird, haben die Vertreter praktisch noch andere öffentliche Funktionen ausgeübt, freilich nicht ohne ihre Aufgaben durch diese Kollision zu gefährden: Tiling (1775—1798) war Pfarrer, Sahlfeldt (1798—1802) war Advokat, Parlemann (1802—1816) war Arzt, so dass also auch die ars muta einmal den Eloquenzprofessor stellte, freilich einen, der sich mit Erfolg und hartnäckig weigerte, eine öffentliche Rede zu halten. Von Persönlichkeiten und Lehrplänen berichtet die Schrift von Dannenberg, Zur Geschichte und Statistik des Gymnasiums zu Mitau, Mitau, 1875.

dachte, auch nicht an ein Sammelsurium disparatester Bildungselemente, sondern die in den erlebten Gedanken und Bestrebungen des Neuhumanismus ein Zentrum besass, in dem alle jene Aufgaben wie Strahlen zusammenliefen, zugleich auf eine Persönlichkeit, die an die Notwendigkeit der Verbindung einer so ausgestalteten Eloquenzprofessur mit dem Fach der klassischen Philologie glaubte. Denn diese Verbindung war für ihn die unbedingte Voraussetzung seines Wirkens, auch die von ihm von Anfang an erstrebte und schliesslich erreichte Errichtung einer zweiten Professur für klassische Philologie, die, in der Folge der Zeiten von Francke, Neue, Paucker, Hörschelmann, Krascheninnikow verwaltet, vorzugsweise grammatisch und allenfalls daneben literarisch orientiert war, sollte für ihn und seine Professur an diesem Sachverhalt nichts ändern. Hier ist er, wenn irgendwo, originell, etwas Ähnliches war wohl kaum in Deutschland in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts vorhanden, die Ablehnung des Rufes nach Königsberg wird sich hauptsächlich daraus erklären. Die Schwierigkeiten dieser Verknüpfung müssen hier noch von einer anderen, für uns noch jetzt wichtigen Seite aus beleuchtet werden.

Als M. studierte, stand für Wolf schon durchaus der Begriff der Philologie als einer alle Teile des antiken Lebens behandelnden Altertumswissenschaft fest, wie er ihn in seinem oftmals wiederholten Kolleg über Enzyklopädie der Philologie (Körte II, 215) und dann später in Berlin literarisch im Museum der Altertumswissenschaft I (1807) theoretisch gefasst und durch seine ganze Tätigkeit in Seminar, Vorlesung und persönlichem Verkehr verkörpert hat. Es leuchtet ein, dass gerade dieses auf philologisch-historischer Kritik aufgebaute, universale, von einer starken Persönlichkeit getragene Bild der antiken Welt den stärksten Eindruck auf Goethe machen musste, dem jene erwähnte schriftstellerische Fassung gewidmet ist (Kern 8). Diese horizontale Verknüpfung verschiedener Lebensäusserungen derselben Epoche, ihrer Sprache, Philosophie, Kunst, ihres Rechtes und ihrer Religion u. s. w. ist ein so fruchtbares Forschungsprinzip, dass der Philologie damit zahlreiche Aufgaben zufallen, die nur sie allein, nicht die Historie der einzelnen Gebiete, erfüllen kann. Aber man vergesse doch nicht die Bedenken, die sich gegenüber einer solchen Wissenschaft regen, die das Gesamtgebiet des Lebens in zeitlichem Ausschnitt umfassen will. Zunächst ist ja bei der riesigen, immer mehr anschwellenden Masse des Materials eine

gleichmässige Beherrschung des gesamten römischen und griechischen Gebiets wohl immer als eine Unmöglichkeit erkannt worden¹⁷⁴⁾. Die auch dem Genialsten und Fleissigsten hier gesetzten Grenzen waren so deutlich, dass selbst die Universalisten praktisch um die Forderung der Arbeitsteilung nicht herumkamen, freilich die Verpflichtung aufstellten, bei der Spezialarbeit nicht den Zusammenhang mit dem Ganzen zu verlieren. Wenn Gottfr. Hermann von vornherein der Philologie ein enger begrenztes Programm zuwies, so war dabei neben anderen in Persönlichkeit und Tradition begründeten Vorstellungen gerade die Furcht vor einem alle soliden Dämme einreissenden Dilettantismus massgebend. Wichtiger aber als dieses mehr quantitativ-mechanische Bedenken ist ein anderes, mehr organisches. Mit Verwunderung erkannte M. allmählich, dass der als genialer Interpret des Cicero und Plato geschätzte Wolf im Grunde ganz unphilosophisch war. Das erschien ihm — und hier ergibt sich allerdings eine wichtige Fragestellung — als ganz unnatürlich. So wenig er für die Dialogform und die sprachlich-literarische Seite, überhaupt für Plato den Künstler blind war, zunächst las er de natura deorum und den platonischen Staat doch um der darin behandelten Probleme willen. Diese konnte er aber, wie er durchaus richtig erkannte, nur würdigen, indem er sich ständig in Fühlung hielt mit der philosophischen Forschung. Dasselbe gilt von allen anderen Seiten des antiken Lebens. Er selbst durfte sich rühmen, wenn auch in bescheidenem Mass, das Handwerkszeug des Zeichnens und Kupferstechens sich zu eigen gemacht zu haben, die Vertrautheit mit der modernen Malerei und Architektonik schien ihm — von allen übrigen Gesichtspunkten abgesehen — nötig, um die Gliederung nach Epochen und ihre verschiedene Bewertung auch

174) Buttman n schreibt M. am 30. Juni 1795 auf Übersendung der Dissertation hin sehr artig, die neuere Philosophie sei ihm ganz fremd, und auch in das schöne Gebiet der griechischen Philosophie verirre er sich nur gelegentlich. Bei dem Anwachsen der Literatur sehe er täglich mehr die Notwendigkeit, „grosse Lappen von dem Gebiete, in welchem man so gerne umherreisen möchte, abzuschneiden, um dafür in dem kleineren Bezirke desto gründlicher verfahren zu können. Und das kann man mit desto ruhigerem Gewissen tun, wenn man gescheite Freunde hat, die unterdessen jene Gefilde durchwandern und aus ihrem Kursus so gewissenhaft Bericht abstatten, wie Sie tun, und so befriedigenden Bericht. So muss man sich gegenseitig zu Hülfe kommen“. Er bietet ihm dann zur Kritik einige Stellen aus Sextus Empiricus in seiner Bearbeitung an.

innerhalb der antiken Kunst zu verstehen¹⁷⁵). Den Umgang der Klassiker in Weimar und die Beschäftigung mit ihren Werken genoss er im Zusammenhang mit der Lektüre der antiken Schriftsteller, im Verein mit Otto und Osenbrüggen ging ihm die Bedeutung des Rechts noch viel mehr auf als früher. Wie viel an positiven Kenntnissen hier auch nur zum Verständnis dieser oder jener Stelle der römischen Literatur nötig war, leuchtete ohne weiteres ein. Aber weit darüber hinaus sah er, wie bei Platos und Ciceros philosophischen Schriften das Reich der Philosophie, so hier das Reich des Rechts als besondere Gedankenwelt aufleuchten. Hinter der vielgeschäftigen Ubiquität des Morgensternschen Dilettierens steht ein sehr ernstes Problem, das man wohl so formulieren könnte: Wenn es richtig ist, dass der Forscher auf den horizontalen zeitlichen Zusammenhang der Lebensäußerungen im Altertum zu achten hat, ist es dann nicht ebenso richtig und wichtig, dass er die vertikalen Beziehungen pflegt, dass er, um antike Sprache, Philosophie, Kunst, Religion, antikes Recht zu verstehen, durch Kenntnisse und selbständiges Urteil zum Linguisten, Philosophen, Kunsthistoriker, Theologen, Juristen u. s. w. werden muss? Ja wird nicht die Beziehung zu diesen Dingen mitunter natürlicher sein als die zu einem nicht unmittelbar für das Spezialproblem aufhellenden Lebensgebiet derselben Zeit? Und ist, dieses zugegeben, die Arbeitsteilung nicht hierbei ganz anders organisch bedingt, da es offenbar niemanden gibt, der in wohlausgeglichener Balance religiöses Empfinden, juristisches Denken, Verständnis für technische Fertigkeit, sprachwissenschaftliche Problematik, praktisch-stilistisches Sprachgefühl, Geschmack für Gegenstände der Kunst und ich weiss nicht was noch ausserdem in sich vereinigt?

Gerade bei der Frage dieser organischen Arbeitsteilung hört aber die Verständigung mit Morgenstern, die bis zu diesem Punkt immer möglich war, auf. Er glaubt allerdings, dass die in die Menschen gelegten Triebe zum Wahren, Schönen und Guten sich so weit entwickeln lassen, dass — ungeachtet aller Restbestände menschlicher Schwachheit — doch grundsätzlich religiöses Gefühl, logisches Denken, Gelehrsamkeit, Geschmack, weltmännische Klug-

175) Sehr zu beachten ist, dass M. in einer Zeit, in der das durchaus nicht zu den Selbstverständlichkeiten gehörte, vielmehr ungewöhnlich war, prinzipiell möglichst viel archäologisches Anschauungsmaterial für den philologischen Unterricht heranzog.

heit und Sittlichkeit sich harmonisch verbinden. So kann es nicht nur sein, so soll es nach unserer Bestimmung sein. Das führt uns zu einem dritten Gesichtspunkt.

Die Morgensternsche Konzeption der Eloquenzprofessur ist offenbar dasjenige Element seiner Persönlichkeit, das mehr als jene beiden anderen, der Humanismus und die Ubiquität der Interessen, unserem Empfinden entrückt und im wesentlichen von nur historischem Interesse ist. Zunächst: Mag das Latein als ehrwürdiges, durch gemeinsame Tradition geheiligtes Mittel des Verkehrs innerhalb der internationalen Gelehrtenrepublik immerhin noch gewisse Möglichkeiten der Anwendung haben, als Sprache der universitas hat es offenbar mindestens zu der Zeit seine Rolle ausgespielt, wo zahlreiche Mitglieder dieser universitas dieses Organ gar nicht mehr oder nur noch ganz kümmerlich beherrschen. Doch mag man das nicht als entscheidend ansehen. Aber auch die Verbindung der geistigen Repräsentation der Universität mit den Altertumsstudien erscheint uns nicht mehr zwingend. Durch die Stellung dieser Studien in der Jugendbildung und durch die Macht der Tradition haben sich offenbar weit über das Gebot innerlich begründeter Notwendigkeit hinaus Reste der alten Verbindung bis an den Beginn des 20. Jahrhunderts erhalten. Selbst wer sehr optimistische Ansichten über die Bedeutung der Altertumsstudien für die Bildung der kommenden Generationen hegt, wird sich doch kaum zu der Hoffnung versteigen, dass Stoffe dieser Art jemals wieder zu dem selbstverständlichen Zentrum werden, aus dem die akademische Familie regelmässig am Festtag Belehrung und Erbauung schöpft. Dass aber den klassischen Philologen vor allen ihren Kollegen in ganz besonderem Mass schon bei der Geburt Hermes die Lippen gelöset, Apoll den süßen Mund der Rede verliehen habe, wird niemand behaupten. Niemand aber wird zugleich sagen können, wer denn das Erbe jener philologischen Eloquenz angetreten hat. *Scena est deserta!* Denn wer wird ernsthaft von einer Nachfolge sprechen, wenn vorübergehend für einen Zeitraum im Gefolge bestimmter geistiger Strömungen oder in Verbindung mit lokalen und persönlichen Zufälligkeiten dieses oder jenes Fach, Theologie, Naturwissenschaft, Geschichte, nationale Sprache und Literatur, Kunstgeschichte, Nationalökonomie oder was sonst in das Zentrum des Interesses der akademischen Familie getreten ist? Der alte Eloquenzprofessor des 18. Jahrhunderts war hingegen tatsächlich und

unbestritten als Hüter und Verwalter der gemeinsamen lateinischen Sprache, ihrer stilistischen und rhetorischen Ausdrucksmittel, der in ihr niedergelegten römischen und neulateinischen Poesie sowie des traditionellen, in ihr gestalteten Schatzes an Lebensformen im innern und äusseren Verkehr der Universität in das Zentrum der Hochschule gestellt.

Man vergesse doch auch nicht, was sich uns bei Wolfs Anfängen gezeigt hat und bei M. noch in seinen Programmen gelegentlich nachhallt, dass seine Aufgabe u. a. auch paränetischer Natur war, dass er moralisch-erbauliche Weckrufe, Laienpredigten in seinen Programmen und Reden der akademischen Gemeinde vorzusetzen berufen war. Man nehme eine Figur, wie den Giessener Eloquenzprofessor Christian Heinrich Schmid, der 1800 gestorben ist (ADB XXXI, 650 ff, Strieder, Grundlage zu einer hess. „Gel.- und Schriftsteller-Gesch. XIII, 61 ff). Direktor der Universitätsbibliothek, Philologe bescheidener Qualität, im gleichen Mass Redner und Poet, von Haus aus eleganter Jurist, „Lumpensammler am Parnass“, vereinigte er in seiner Lehrtätigkeit antike Altertümer und Autoren, Ästhetik und Literaturgeschichte. In der Bibliographie seiner Schriften findet man ausser belletristischen, juristischen, philologischen. bibliothekarischen Arbeiten auch gerade jene moralischen Paränesen als Einleitungen zu den Lektionskatalogen: Die Bienen als Bild des Fleisses WS 73, Über die Worte des Plautus: facile esse imperium in bonis WS 74, Über die Worte des Seneca: satis longa vita, si bene collocetur SS 76. Diese mannigfaltigen Traditionen sind der Hintergrund der von M. repräsentierten Professur. Er hat im Dorpat der ersten Jahrzehnte — und diese seine eigenartigste Leistung ist bezeichnenderweise dem so viel reflektierenden, selbstgefälligen Mann in ihrer Tragweite gar nicht recht ins Bewusstsein gekommen — daran angeknüpft, im Grunde aber etwas Neues geschaffen. Freilich hatte er es mit Theologen und Naturwissenschaftlern zu tun, die ebenso wie er von den Gedanken der Humanität und Aufklärung getragen waren. Nur schwer kann man sich vorstellen, dass eine ähnliche Konstellation irgendwo und irgendwann wiederkehren könnte. Mit der Differenzierung und Zerklüftung der nationalen und religiösen Anschauungen ist dem Redner nur die Wahl gelassen, entweder diese wichtigsten Gebiete ganz zu ignorieren oder Dinge vorzutragen, bei denen er nicht des rückhaltlosen Einverständnisses aller Hörer gewiss ist. Das waren, wie

wir sahen, die beiden Stellen, wo das in seiner Geschlossenheit doch imponierende Gebäude der Aufklärungsweltanschauung am ersten Risse bekommen musste. Es bot in der Tat für die feineren und tieferen Bedürfnisse der Folgezeit in diesen Beziehungen nichts oder nur kümmerlichen Ersatz. Andererseits aber sieht man mit neidvoller Bewunderung Dinge ohne jeden schwächlichen Kompromiss und ohne gegenseitige Beeinträchtigung zu schöner Harmonie vereinigt, die man sonst in heftigem Kampf zu sehen gewöhnt ist. Der individuelle Kultus der schönen Seele steht im Bunde mit der sozialen Pflicht das Reich der Gesittung immer weiter und kräftiger auszubreiten, das aristokratische Ideal des durch Geisteskraft und Sittlichkeit ausgezeichneten, hervorragenden Menschen scheint sich reibungslos mit den demokratischen Vorstellungen, die durch die Humanität ausgelöst werden, zu vertragen. Fast am merkwürdigsten ist das *φιλοκαλεῖν ἄνευ μαλακίας*. Wie der Riss zwischen Göttern, Heroen und Menschen, zwischen Sinnenglück und Seelenfrieden, so scheint auch der zwischen Schön und Gut, zwischen Kunst und Moral aufgehoben. Und das ist um so seltsamer, als die Lebensrechte beider aufs äusserste angespannt erscheinen. Der Schöngeist Morgenstern, dem die Träne der Begeisterung und Rührung so locker sitzt, der das Recht des Künstlers, des Dichters und Schriftstellers auf sein eigentümliches Leben ohne einschränkende Bedingungen bejaht, ist zugleich der von Jugend an an sich erziehende, rigoristische Moralist. Die Moral lässt sich nicht das mindeste abdingen; freilich hat sie bei ihm nichts von dem Geruch der muffigen Schulstube, nichts von der durch Langeweile tötenden Disziplin der Kaserne: sie ist beschwingt und beflügelt durch rhetorisches Pathos und gestützt durch edle Sentenzen der Dichter und Philosophen, bei deren Anhören sich die Häupter entblößen und die Augen mit Tränen füllen. Eine Hervorhebung dieser für M.s Lebensideal so charakteristischen Züge schien uns zum Schlusse unserer Betrachtung nötig, eine sachliche Kritik dieser Fragen wird dagegen niemand an dieser Stelle erwarten.

Beilagen zu IV. Dorpat.

1. Über die Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes und die dabei gehaltenen Reden von Parrot, Lenz, Krause, welche letzterer mit seinen Weihesprüchen am unverfälschtesten Aufklärung und Humanität predigt, vgl. die anonyme, von M. verfasste Schrift „Der 15. Sept. 1805 in Dorpat“. Drei Kupfertafeln bildeten die Einlage mit einer von Parrot und Morgenstern gemeinsam lateinisch abgefassten Universitätsgeschichte, gestochen von dem Universitätszeichenlehrer Senff. Das Dokument, das Bienemann, der eine von Parrots Hand geschriebene deutsche Fassung mitteilt (335), mit Recht ein Zeugnis leidenschaftlicher Verbitterung nennt (233), habe ich nach langem Suchen im MS CCCXLVIII gefunden. Da es wahrscheinlich gänzlich unbekannt ist, gebe ich einige Exzerpte daraus.

Die Darstellung der Ereignisse ist von chronikalischer Ruhe weit entfernt und offenbar an manchen Stellen unbillig. Immerhin hat selbst der irenische M. zum mindesten seine lateinische Feder der Sache geliehen. Schon bei den Motiven der Gründung wird neben den Absichten der drei Provinzen und des Kaisers Paul angeführt: *Acerrima virorum Livoniae atque humani generis amantium studia ad depellendum, quo rustici premerentur, iugum quum in hoc ipsum tempus inciderent, quae natura est ratio inter mentis cultum et civilem libertatem consociare utriusque rei amicos, fingere similem fere utriusque fortunam . . . Leges factae a curatoribus, quibus hoc maxime caverent, ne melior mentis cultus in vulgus proferretur . . . Iam condiciones ferri et audiri, curatoribus primum astu utentibus, tum superbia, professoribus diffidentia, dein constantia. Conditionibus reiectis V. Sept. (vielmehr am 5. Okt., siehe Bienemann 142) unus professorum Petropolin missus est, ut universitatis causam defenderet coram ipso imperatore, cuius animus ancora laborantibus ultima. D. XII. Dec. MDCCCII Rutheniae Autocrator universitatis litterarum Dorpatensis tutelam ac patrocinium suscepit edicto, quo stabiliretur salus eius sic, ut esset principibus academiis et auctoritate et opibus exaequata, omni servitio libera, ceteris Rutheniae universitatibus*

exemplum . . . Quam victoriam excepit nobilitatis odium, auctum regimine scholarum, quae sunt in tribus provinciis, in universitatem d. XXIV. Jan. MDCCCIII translato, Fenniaque provincia adiecta Universitas Dorpatensis, quae renata est scholasque condidit renitentibus equitibus, dicasteriis, clero, iam salva est, floret viribusque augetur. Nam publicam spectat salutem. Tu, lector, crede, esse deum, vindicem recti. Über die Vorgänge bei der Grundsteinlegung berichtet M. noch DXCIII, 161.

2. Die tabula gratulatoria der Juristenfakultät zum 50jährigen Doktorjubiläum.

Viro perillustri egregio venerabili
Carolo Morgenstern

oriundo ex urbe clarorum virorum genitrice
optimo discipulo optimi praeceptoris philologiae instauratoris
F. A. Wolfii

misso ex tali tantaque schola apostolo
ut in hac patriae communis parte
instauraret rerum antiquarum studium incenderet amorem
ut lucidum esset sidus
cum nostrae academiae post noctis tenebras aurora rideret
viro per decem lustra in excolendis litteris
institutione libris scribendis impigerrimo
caro ictis eo nomine quod apud Platonem
et Ciceronem iuris vestigia acutissime indagavit
difficilem locum de pactorum vi ac potestate luculentissime exposuit
in scholis de antiquitatibus Romanis habitis egregie docuit
graviter nocere philologis iuris ignorantiam
qui optime perspexit omnes artes quae ad humanitatem pertinent
habere quoddam commune vinculum
philologo philosopho poëtae oratori
viro laudato ubique ab omnibus
ob animi candorem ingenii acumen
doctrinae copiam scriptorum elegantiam
collegarum collegae amatissimo aestimatissimo
doctoris philosophiae honorem semisaecularem
facultas iuridica universitatis litterarum Caesareae Dorpatensis
piis votis pro salute nuncupatis
laeta laetabunda gratulatur
die III. mensis Maii MDCCCXXXIV.

3. Zur Winckelmannrede.

Morgenstern, der mit W. an eine Freundschaft glaubt, die aus göttlicher Liebe stammt, der mit ihm den Abglanz des in Gott ruhenden Schönen in dieser Welt sucht, konnte bei seinem W. unmöglich an der Art vorübergehen, wie Heyne sich hier als kleinlicher, neidvoller Kritiker mit allerlei persönlicher Voreingenommenheit zeigte und einem Verständnis der Persönlichkeit Winckelmanns auch da nicht gewachsen war, wo er, sich mit dem „Mantel des Panegyristen“ drapierend, eine Lobsschrift auf ihn verfasste, um eine Kasseler Preisaufgabe zu lösen. In der Form urban, deckte M. die Mängel doch in der Sache entschieden auf, unbekümmert um die Verehrung, die er gerade dem ihm wohlgenegten Heyne immer gezollt hat, mit dem ihn im übrigen eine weit grössere und innigere Verwandtschaft wissenschaftlicher und menschlicher Art verbindet, als etwa mit Wolf. In Justis Winckelmann ist über Heynes Verhalten W. gegenüber Näheres zu lesen (II, 2, 230—233), und der von Justi dabei gebrauchte Ausdruck „Typus des deutschen Universitätsphilisters“ (zitiert bei Sandys III, 44, 1) soll wohl weniger eine allgemeine Charakteristik geben, als die spezielle Tatsache beleuchten, dass H., hoherhaben über W.s Begriffe „Begeisterung“, „Einbildungskraft“, „erhabener Genius“ u. s. w., von den „Behauptungen des guten W.“ sprach. Das Echo auf M.s Rede von Göttingen (dieses Mal ist es nach Morgenstern Heyne) fehlte denn auch nicht. Von neuem heisst es bei der Frage einer Biographie W.s hämisch: „Welcher Mensch von feinerem Gefühl legt aber gern die Schwächen und Fehler seines Freundes der Welt vor Augen?“ In demselben 129. Stück der Gött. gel. Anz. vom Jahre 1805, in dem der Rezensent des Redners Talente, Charakter und Verdienste zu kennen und hoch zu schätzen gesteht, dessen liebenswürdige Wärme er mit Vergnügen wahrgenommen hat, folgt dann schliesslich die bezeichnende Wendung: „Bei ein paar Umständen, die wir nicht anzeigen wollen, war uns Lesern bange für den Redner, der eine Versammlung junger Studierender vor sich hatte, und leicht aus dem, was an W. gebilligt oder bewundert ward, nachteilige Folgerungen machen konnte“. Es ist nicht ohne Humor, dass jene schwärmerisch-elegische Note, jene Hochspannung der Gefühle in die Worte des Redners eingeströmt war durch Empfindungen für eine junge Dame. Jene etwas heikle erotische Abtönung war für J. Müllers Auf-

nahme in freilich umgekehrter Wertung entscheidend. Er schreibt an M. schon am 26. IX. 05: „Dass Sie diesen, in so gar sehr vieler Hinsicht mir Lieblingsschriftsteller . . . so wie noch keiner erfasst, begriffen und ganz verstanden, das bewies mir, dass Sie und ich gemacht sind, Freunde zu sein“; am 28. Dez. 1805 nach gründlicherer Lektüre des von dem Verfasser dedizierten Exemplars heisst es: „Ich bin ausser mir vor Vergnügen . . . Mein ganzes Ich, das genaue Bild meines Wesens, ist in Ihrer Seele und aus ihr in diesem Buch. Wie ich mich freue, dass Sie so viel jünger sind: so hinterlasse ich einst Einen doch, welcher mich ganz versteht, ganz inne hat und mich auslegen kann denen, die sich etwa ärgern. Es ist viel zu wenig, dass ich Ihnen für das Buch danke. Ich gebe mich Ihnen“. In diesem Tone werden die Einzelheiten der Rede besprochen. Dann heisst es: „Auch mir hat Heyne gesagt, es sei gut, dass W. nicht länger gelebt, er habe angefangen, sich in die Schwärmereien zu versteigen. Freilich über die gelehrten Männer hob er sich weit, unsichtbar ihrem Blick,

coetusque vulgares (wie die gelehrten Gesellschaften) et udam
spernit humum fugiente penna.

Entzückt hat mich vieles, wie S. 44, 45, 53, vornehmlich 49—52. Wer gäbe mir, Sie für die köstlichen Stellen zu umarmen! Haben Sie nicht die Achsel gezuckt über den heuchlerischen Geifer, den in den Götting. Anzeigen (sonst ein braves Journal) einer über die letzte Stelle ergossen? *Odi profanum vulgus et arceo*. Damit verbindet sich, schwerlich zufällig, folgendes vom 16. Dez. 1805: „In Ihrem Brief sind viele Züge mir ganz ausserordentlich lieb, wegen der Übereinstimmung zwischen uns. Ich glaube auch, dass Sie unverheiratet sind, und (wenn Sie nicht eine der Seltenen fanden) so ist auch dies mir sehr angenehm: es ist mehr Treue und Fülle der Freundschaft, mehr ausschliessliche Ergebenheit für die Wissenschaft, mehr Selbständigkeit bei dem, der allein steht; nicht vergeblich noch unfruchtbar verschwand das Leben dem, der keine anderen Kinder hinterliess als Leuktra und Mantinea, und adoptierte Antonine waren heilsamer als Commodus. Es wäre unser Winkelmann wohl auch nicht gewesen, der er ward . . . Seit Bonstetten hatte ich keinen Freund, wie Sie gelesen haben, dass er mir war . . . Es lässt sich aber wenig hiervon sagen, ehe wir uns sehen“. Darauf gesteht nun freilich M. am 8./20. Jan.

1806 seine wirkliche Neigung: „Jenes Wesen kennt mich durch Briefe von einer Seite, von der mich niemand kennt . . . Es ist eine Seele, die zugleich weich und fest, tief und verschlossen ist, wie Frauen nicht sind. Ihren Vater wird die Landesgeschichte nennen . . . Übrigens traue ich mir selbst zu, dass kein Verhältnis in der Welt meine Seele je so lähmen werde, dass sie aufhören könnte, dem Freunde Freund zu sein. Es gibt Gefühle, die der wahre Mann nur mit dem wahren Manne teilen und deren Bedürfnis er, wenn er's ist, so lange das Herz schlägt, nie einbüßen kann“. Wir hören auch, dass die alte Leidenschaft, die M. abgetan glaubte, bei einer unerwarteten Durchreise jener Dame durch Dorpat wieder neu entflammte. Darauf schreibt nun wieder Müller (24. II. 06): „Mit Freude folgte ich Ihnen zu der Freundin . . . Gott bewahre, dass ich wider solche Liebe etwas haben sollte, die begeistert, erheitert und stärkt . . . Wie könnte sie der Freundschaft schaden, da diese moralische Vereinigung der Gemüter zu gleich edler Ausbildung, und auch das physische Vergnügen des Umgangs ihr nichts weniger als zuwider ist“.

Parrot an M.:

„Am Tage der Legung des Grundsteins früh um V.

Ihr Winckelmann muss gestern, als ich schon schlief, von den grösstenteils geistlosen Strapazen des Tags ermüdet, angekommen sein. Amalie war wohl noch wach; ich fand es heute beim Erwachen auf dem Nachttische. Von den Strahlen der schönen Morgenröte beleuchtet, suche ich nach den geschriebenen Worten des Freundes, die ich an der Beschreibung der Gemälde misste. Es freute mich, sie zu finden, recht sehr. Dass ich Ihren Winckelmann bei dieser schönen Morgenröte, bei der Morgenröte dieses Tages öffnen sollte, erregt in mir schöne Ahnung Ihres literarischen Ruhmes und unserer Freundschaft. Ist es Schwäche, wenn das Herz Beziehungen ahndet oder gar sucht? Ist's eine Schwäche, so lassen Sie mir diese, wogegen ich gern alle übrigen aufopfern will.

Guten Morgen, mein lieber Karl Morgenstern.“

Zu diesem Brief, dessen Datum also der 15. Sept. 1805 ist, ist zu bemerken, dass M. in demselben Jahr ein Büchlein unter dem Titel „Über einige Gemälde“ herausgegeben hatte. Amalie ist Parrots Frau, die Schwester von Frau Julie Krause.

4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise.

Zahllose Seiten und Schriftstücke, Briefe an alle Welt, ganze Konvolute, abgeschickte und nicht abgeschickte Briefe behandeln diese Frage in ermüdender Wiederholung derselben Argumente, so z. B. die in Danzig gemachte, zugesagte und nur wegen Kriegswirren nicht ausgenützte Bedingung, die bei der Dorpater Anstellung (freilich von dem ritterschaftlichen Kuratorium) zugesagte Erneuerung des Rechts, wenigstens das Versprechen, bei dem Kaiser, der allein einen solchen Urlaub gewähren könne, dafür einzutreten u. s. w. Joh. von Müller fand schon Ende 1805 Anlass, an den sich in unruhiger Sehnsucht nach Italien verzehrenden Freund zu schreiben: „Wie alt war Winckelmann? Und Sie, ich dürfte wohl sagen wir, werden sehr lange jung bleiben: ich fühle nicht einen Grad weniger als vor 25 Jahren. Und indess bereitet man sich, man sieht hierauf in einer Stunde, was andere Tage lang ohne Frucht angaffen“.

Im Februar 1806 hielt sich M. in Petersburg auf, um in fiebernder Aufregung die Einwilligung zu seiner Reise zu betreiben. Klinger, den er zeitweilig täglich mit Briefen und Aktenpaketen überschüttete, machte ihn schliesslich in brüsker Form auf seine Pflicht aufmerksam, nach Dorpat, wo schon längst die Vorlesungen begonnen hatten, zurückzukehren. Er bleibt gleichwohl, sich auf Unwohlsein berufend, schickt schliesslich an den Kaiser eine Bittschrift, deren unglücklich rhetorische Stilisierung Parrot erkannte, wenn er in einem Schreiben an M. die bittere Bemerkung einflicht, er möchte hoffen, der Kaiser habe die Bittschrift nicht gelesen, „denn Er weiss Phantasie von Herzlichkeit zu unterscheiden“. M. aber hatte unter vielem andern bei dieser Gelegenheit wenig Angebrachtem geschrieben: *Au Capitole ce sera l'image d'Alexandre qui, présent partout, me consolera dans mes rêveries sur la grandeur des temps passés. Sous l'Arc de Titus ce sera la figure auguste d'Alexandre que je verrai passer. A la base de la colonne de Trajan mes yeux, levés au Ciel, lui demanderont, qu'il ne rappelle pas trop tôt le meilleur des Empereurs. Au piédestal de la statue de Marc Aurèle le soupir étouffé d'un cœur reconnaissant parlera: Alexandre u. s. w. u. s. w.* Der Kaiser liess M. unter gnädiger Überreichung eines Brillantrings auf das Beschreiten des Dienstweges verweisen. Noch vor dieser Antwort hatte M. beim Dorpater Konseil in aller Form um Unter-

stützung seiner Bitte um einen 18 monatlichen Urlaub nach Italien angetragen, für den Fall einer abschlägigen Antwort aber um Auswirkung seines Abschieds gebeten. Diese Aussicht scheint dann Parrot umgestimmt zu haben, der nach seiner Art zunächst in vorwurfsvollem Pathos seinerseits über Verletzung der Freundschaft klagte, die Sache selbst aber nun lebhaft betrieb.

Das Konseil überliess freilich die Beurteilung der von M. unternommenen Schritte dem Kurator, sprach sich aber in der Sache selbst für Bewilligung aus, da es sich moralisch an die Zusage des ritterschaftlichen Kuratoriums gebunden glaubte, dessen Rechtsnachfolgerin es war, da wissenschaftliche Reisen in dem Statut vorgesehen waren, da keiner der Kollegen auf die Priorität Anspruch erhob und schliesslich mehrere Personen bereit waren, unter sich die Pflichten des zu beurlaubenden M. zu verteilen. „Es fügt noch die offizielle und aufrichtige Erklärung hinzu, dass der Prof. M. zu den Mitgliedern der Universität bisher gehört, welche sich am meisten durch Pflichtliebe und Tätigkeit zum Besten der Universität ausgezeichnet haben.“

Das Konseil teilte zugleich M. mit (22. II. 06), dass es „die Wendung, welche Ew. Hochwohlgeboren ihrem Urlaubsgesuche zu einer Reise ins Ausland gegeben haben, durchaus missbilligen musste“, jedoch sachlich dafür eingetreten ist. Die von M. gestellte Alternative hat es mit Bedauern gehört, weil es dabei die Möglichkeit voraussehen musste, „einem jedem Mitglied des Konseils teuren und geachteten Kollegen zu verlieren“.

Auf diese Nachricht hin kehrt nun M. endlich nach Dorpat zurück, mit tief verwundeter Seele, an allem irr geworden, die Blätter seines Tagebuches mit Anklagen füllend, alte enthusiastische Liebeserklärungen an Parrot darin durch Zusätze berichtigend, wie: *O, dass ich das ausstreichen muss* und sich in einer unermüdlichen psychologischen Analyse des Falls und aller Beteiligten gefallend. Bald sollte Parrot Klinger, bald Klinger Parrot verhetzt haben. Parrot warf er schnödeste Undankbarkeit vor, beiden aber vergass er es eigentlich nie mehr recht, dass sie in diesem Fall, der für ihn ein tiefes Bedürfnis des Herzens bedeutete, bürokratisch-legale Bedenken geltend gemacht hatten, ihn, den Menschen und Weltmann, als einen Beamten behandelt hatten. Kl. nämlich fürchtete eine Universität auf Reisen, hielt

auch die geforderte Frist für unnötig lang, P. aber dachte ausser an die Institute offenbar auch an die universitätspolitische Situation, bei der ihm M., den er gern zum Rektor gemacht hätte, wertvolle Dienste leistete. Bei diesen leidenschaftlichen Ergüssen entschlüpft M. wiederholt beim Niederschreiben ein interessantes Geständnis. Er glaubte, bei Parrot ein sehr merkwürdiges Motiv für seinen Widerstand auch darin sehen zu müssen, dass jener ihn im Gegensatz zu den wirklichen Bedürfnissen und Pflichten seiner Seele durch einen Ehebund fesseln und auch enger an sich ketten wollte. Später hat er freilich diese Hypothese selbst widerrufen und sich aus seiner überreizten Laune erklärt. Man wird aber daraus den Schluss ziehen dürfen, dass dieses eine Mal wenigstens M. — nach berühmtem Weimarer Muster — von der grossen Reise auch eine Befreiung von unerträglich gewordenen, unbestimmt schwankenden Beziehungen zu dem anderen Geschlecht erhoffte. Die Ausführung verzögerte sich bis zum Jahre 1808, zumal die politischen Verhältnisse zunächst durchaus nicht einem Besuch Italiens günstig waren und überdies Klingers Widerstand noch nicht gebrochen war. Mit diesem waren die Drähte fürs erste durchaus gerissen, nur der Generalin näherte sich M. bald wieder bei ihrem Besuch in Dorpat Mai 1806. Zwei Jahre später kam bei einem 14-tägigen Aufenthalt des Kurators in Dorpat auch wieder der Verkehr mit diesem in Gang, und am 6./18. Juni 1808 kann M. an Müller schreiben, dass die Reise genehmigt ist und bevorsteht. Über jene Begegnung berichtet er zugleich so, dass der Groll gegen den nicht genannten Parrot noch nachhallt: „Übrigens stehe ich mit ihm (K.) wieder auf dem alten freundschaftlichen Fuss . . . Ich war mit mir zufrieden und vorläufig auch mit ihm. Ich kenne ihn genau. Er war und ist mir eine der seltensten Erscheinungen in Russland, dieser Deutsche. Er kennt mich auch; doch ich ihn noch genauer, als er mich, weil, wenn er alles sähe, ein anderer wohl zu viel verlöre. Wenn wir einander ganz kannten, wären wir (trotz grosser Verschiedenheit in vielem) schon durch Übereinstimmung darin, dass wir überall unbedingte Wahrheit wollten, Freunde. Wer diese in höheren Lebensverhältnissen jemals verleugnete und, übrigens wohlmeinend (aber solch ein Wohlmeinen hass' ich), statt jener den Lebensgefährten Politik gab, könnte mir sehr wert, aber mein Freund nicht sein und bleiben, erschiene er auch im übrigen mit Recht fast allen noch so herrlich“.

5. Lektüre.

Durch die folgenden Proben, deren Auswahl notwendigerweise recht willkürlich ist, soll die Anlage dieser Gruppe der Aufzeichnungen veranschaulicht werden.

Man hat von so manchen mittelmässigen lateinischen Gedichten neue Ausgaben mit Kommentaren besorgt. Warum nicht von Petrarca's Afrika? (DXXXVI, 149).

Mitscherlichs lat. Gedächtnisrede auf Heyne, Richter, Goede, Göttingen 1812. *P. 13 am Schluss ist die Wendung etwas sonderbar, als zu sehr den schreibenden Professor von Göttingen charakterisierend: „Quare, ut arbor occisa ab ipso ferro opes et animum, ut Horatius ait, sumit, ita nos vulneris nobis inflictici acerbitate ad scribendi commentandique studium acerrimum impelli et ad imitandas exprimendasque summorum virorum laudes atque virtutes excitari patiamur“. Auch die kurz vorher vorkommende Anwendung des virgilischen Tu Marcellus eris auf Goede ist nicht recht passend, ausser anderen nicht recht passenden Beziehungen nicht, weil G. doch wenigstens nahe dem 40. Jahre starb.*

Goethe, Aus meinem Leben. III. 1814. *Noch hat kein Dichter so die stamina der Wirklichkeit zu seinem poetischen Gewebe angegeben . . . Manches, was G. im grossen in seinen Verhältnissen zu Geliebten, Freundinnen, anderen Dichtern seiner Nähe darstellt, erfuhr ich im kleinen an Flk. Auch dieser benutzte seine Liebesverhältnisse als Vehikel seiner Poesie. Dergleichen liest sich besser, als es sich mitlebt. Poesie und (echte) Moral divergieren da nur zu oft¹⁷⁶) . . . Überall macht G. dichterischen Gebrauch vom Inhalt seines Lebens . . . Man sieht hier an einem Exempel recht deutlich, wie wenig Formsinn ohne Gehalt ist. Unmittelbar darauf liest M. seine eigenen alten Aufzeichnungen durch. Wollte ich mein Leben ausführlich schreiben, so wäre schon jetzt reichlicher Stoff und Inhalt für eine lange Erzählung in neun bis zehn Büchern. Als besondere Darstellungen, vielleicht in Form kleiner Romane, könnte ich behandeln die Verhältnisse a) zu W. N., b) zu H. v. S., c) zu Ch. v. L. In a) käme Fd. D. vor, Fnk und Un-*

176) An anderer Stelle über Dichtung und Wahrheit: *Dass der Mensch dem Dichter bei ihm von früh an untergeordnet wurde, zeigt sich bald, zumal bei zarten Herzensverhältnissen, die er, nach echt menschlichem Massstab gemessen, doch zu sehr als poetisches Spiel in der Wirklichkeit zu behandeln scheint (DXXXVI, 153).*

tersuchungen über Moralphilosophie der Alten, in b) Pt. In c) S. v. St. Interessante Charakterzeichnungen gab's. Am Ende könnte alles wieder in eins zusammenfließen, wenn ich im Leben in der Arbeit dahin käme. Zeit endlich wäre es, wenigstens den Anfang zu machen (Febr. 1815; DXCV, 463 ff).

Ein Gastmahl von Ferd. Delbrück, 1809. *Philosophischer Geist mit Beredsamkeit gepaart . . . wenig Markiertes in den Personen. Der Hang meines Freundes zum Feierlichen, so dass es nahe an Pedanterie streift, ohne es gerade zu berühren, zeigt sich, wie im Leben, auch hier in den prächtig geschmückten Frauen auf Thronsesseln zum Redefest. Morgenstern, den man mit Erstaunen das sagen hört, denkt auch hier an seine eigenen alten Pläne vom philosophischen Dialog, hält es aber für geratener, zunächst einen Bildungsroman mit Benutzung seiner persönlichen Geschichte zu liefern (DXCV, 478).*

Eine theologische Kritik des Briefwechsels von Goethe und Schiller in Hengstenbergs Kirchenzeitung findet folgende Besprechung: *Die Briefe beider grosser Dichter werden nur von ihrer Schattenseite gezeigt. Dass sie auch eine solche haben, mag zugestehen auch wer, wie ich, an ihrer Lichtseite sich gefreut hat. Übrigens lasse ich dem Rezensenten gern seine religiösen Ansichten, ohne sie zu teilen und ohne ihn darum zu beneiden (DXCVIII, 274).*

„Mit grossem Vergnügen las ich in den ersten Tagen des Juli (1811) Fernows Leben, herausg. von Johanna Schopenhauer, Tübingen 1810. *F.s frühere Schicksale waren mir neu; die Auszüge aus seinen Tagebüchern und Briefen aus Italien zum Teil sehr interessant; sehr achtungswert erschien mir die Bestimmtheit seines Strebens. Wie manches zufällig Scheinende sich am Ende zur Einheit eines Charakters und Talents im Menschenleben fügen muss, ward mir auch hier klarer. Überall waltet bei F. der männliche Verstand vor, obwohl der Schönheitssinn, wie man z. B. hier bei seinen Bemerkungen über Lionardos Abendmahl etc. sieht, nicht fehlt; auch an Spuren von Wärme fehlt es nicht unter der Kälte. Es findet sich bei F. einige Ähnlichkeit mit Seume; doch war F. gebildeter, seine Begriffe bestimmter sowie sein durchgeführtes Streben, das sich am Ende auf Kunstphilosophie und eindringendes Studium der italienischen Sprache konzentrierte. Bei S. war dagegen der Weltbürgersinn des Eiferers für Wahrheit und Recht vorwaltend, übrigens bei äusserlich rauheren Formen. Auch war F. ungeachtet aller Bestimmtheit durchgeführten Strebens bildsamer. Ganz entschieden auf die Bildung seines*

Kopfes und Sinnes wirkten Reinhold und Carstens; bei S. kann man einen so entschiedenen fremden Einfluss nicht nachweisen. Das Portraitmalen und Versemachen in früheren Jahren war nicht ganz verloren für die späteren, ersteres zur besseren Einsicht ins Mechanische der Kunst überhaupt, letzteres als Vorbereitung zum gebildeten prosaischen Stil bei F., welchem man übrigens in den Abhandlungen Reinholds Schule anmerkt. Ich erinnere mich schon ehemals in Universitätsjahren zu Halle, ehe ich von F. sonst etwas wusste, seine Aufsätze über Kunst im Merkur mir besonders ausgezeichnet und mit Nutzen gelesen zu haben. Das Vorgefühl des Richtigen fehlte mir überhaupt nie. Der Takt war mir angeboren und wurde durch manches im Leben früh gebildet; die Beschränkung, das Verweilen, die Ausdauer fehlte, trotz aller Genauigkeit im einzelnen, wenn's einmal zum Schreiben kam, wo vernachlässigtes systematisches durchgeführtes Studium sich öfters rächte und nur mühsam verbergen liess. — Mme Schopenhauer, meine alte gute Freundin von Danzig her, in welcher ich auch, früher als andere, wahrnahm, was in ihr liegt, hat als Biographin ihre Data sehr zweckmässig benutzt. F.s Leben und Charakter tritt aus ihrer Zusammenstellung jener Data sehr bestimmt hervor. Künstelei findet man nirgends. Die verständige Frau, die als solche den verständigen Mann anzog, ist überall sichtbar; auch erinnere ich mich jetzt, dass sie schon in früheren Jahren eine geschickte Portraitmalerin in Miniatur war und des Kunstsinns keineswegs ermangelte. Winkelmanns Begeisterung fehlte bei F. ganz, ebenso wie seiner Freundin: aber scharfer Verstand ist da, bei gehaltener Wärme. Zartheit des Sinnes wird bei beiden durch lebhafteste Bestimmtheit ersetzt; natürlich beim Manne in höherem Grad u. s. w. (DXCIV, 14).

Sulzers Lebensbeschreibung, Berlin 1809. *Er selbst fühlte öfters, wie auch ich an mir, die Vernachlässigung weiserer Beschränkung. Sein Hang war zwischen wissenschaftlicher Beschäftigung und praktischer Tätigkeit, obwohl die erstere vorwaltete, geteilt. Dazu kam häufige gesellige Zerstreung, auch im Zirkel der Höhern ... Auch Sulzer übrigens wäre ohne jene Zerstückelung, die er sich selber vorwirft, doch nicht gerade dieser Sulzer, ein in seiner Art sehr verdienstvoller Mann geworden: als académicien, als Verfasser der Theorie der schönen Künste und als Teilnehmer der Reform gelehrter Schulen in Preussen und Kurland, so dass auch er seine Beschäftigungsweise am Ende nicht bereute (S. 31) — Video meliora*

muss *ich* jedoch sagen; möchte *ich* einst nicht das *deteriora sequor* hinzusetzen dürfen! (DXCIV, 17).

Heines Reisebilder, 2 Teile, Hamburg 1826/27. *Bilder meist frisch und anschaulich . . . Doch ist der Ton oft zu burschikos, der Humor zuweilen ein gesuchter. Da H. sich erlaubt, was ihm einfällt, zu sagen, so sagt er unter vielem Unbedeutenden auch manches Pikante. . . . Die 3 kleinen Gedichte: die Wallfahrt nach Kevlaar S 104—110 samt der Erläuterung sind, meines Bedünkens, in aller ihrer Einfalt schön und könnten ihren Platz unter Goethes kleinen Gedichten behaupten.*

6. Morgenstern an Parrot über die Domruine
[undatiert, 1803].

Ich komme von der Ruine. . . Dass die kolossale Idee, das Ganze für unsere Zwecke auszubauen, unsere Kräfte weit übersteigt: darin gebührt Ihrem Verstand von mir nach neuer Prüfung des Lokals vollkommene Beistimmung. Auch wäre es schade, der Ruine ganz den Charakter der Ruine zu nehmen. Gerade ihre imposantesten Teile, die hohen Schwibbogen des mittleren Teils, die Seitengänge u. s. w., müssen unangetastet bleiben, solange sie nicht mit Lebensgefahr drohen, und der blaue Himmel schau keck hinein. Darin gebührt Ihrem Gefühl mein Dank. M. wendet sich dann gegen die Idee, die Parrot zeitweilig gefallen zu haben scheint, an Stelle des mittleren Teils einen griechischen Tempel zu errichten, macht konkrete Vorschläge für die Einrichtung des von ihm zur Bibliothek bestimmten Teils und fährt fort: Lassen Sie die Idee, die Ruine mit zur Bibliothek zu benutzen, mögen Sie nun dies übrigens einrichten, wie Sie wollen und wie es unser kunstverständiger Krause fürs beste hält, ums Himmels willen nicht fahren. Es ist sündlich, dieses Lokal, diese Aussicht, diese reine, trockene, freie Luft (von der Sicherheit vor Feuer schweig ich) unbenutzt zu lassen. In der Bemerkung, dass in den Gängen der Ruine einer oder der andere bessere Jüngling süß träumen würde und zur Tat erwachen — daran erkannte ich Sie und so wurden Sie mir bisher werter. Aber ich sage, dass Sie sich verleugnen; dass ich Sie verkenne, wenn Sie das Rondeel der Ruine und ihre Aussicht der Bibliothek entziehen. Ich musste Ihnen schreiben. Denn lassen Sie die Idee fallen, so ist sie aufgegeben. Denn den anderen Herren . . . ist die Sache gleichgültig. Diese reden nur von Bequemlichkeit, sich ein paar Schritte zu sparen, oder von ökonomischer

Ersparnis, da es den Menschen von Sinn hier auf ein paar tausend Rubel mehr oder weniger nicht ankommen kann u. s. w., wofür dem Fremden reicher Genuss wird, vielleicht ein mannigfaltiger, wenigstens nicht weniger schöner als in den Bibliotheksälen in Wien, Dresden etc. und euern Bücherwächtern für Bücherstaub ein Ersatz, den ihr ihnen sonst nicht geben könnt. Sie wissen selbst quanta vis sit in locis. Lebt der Mensch vom Brot allein? — Doch was red' ich vom Einzelnen? Überhaupt ist die Wahl: entweder bekommt Dorpat einen gemeinen Büchersaal, wie es Hunderte gibt, oder in dem Rondeel nach meiner Idee früher, später durch Inneres und Äusseres eine der interessantesten Bibliotheken des Nordens . . . Ich werde schweigen, wenn ich muss; aber schweigend einem nie verzeihen . . . Dixi. — Age! Vale. M.

Namensverzeichnis.

Vgl. auch die unten mitgeteilte Liste der Dorpater Professoren und Lehrstühle zu M.s Zeit. — Kursivzahlen in Klammer bezeichnen die Fussnoten, die ihnen vorausgehenden Ziffern in normalem Druck die betreffende Seite.

- | | |
|---|---|
| <p>Addison 49 (53)
 Adelong 76, 94
 Aischylos 24
 Albanus 110, 160, 273 f
 Alexander I., Kaiser v. Russland 100, 103, 113 f, 135, 138 ff, 157 ff, 203, 207, 223, 225, 238, 260, 271 (157), 303, 308
 Alexander d. Gr. 134, 223 (133)
 Alexandra Feodorowna 286
 Ammianus Marcellinus 256
 Anaitis 251, 254
 Ancke (Anke) 6, 167
 Anders 6, 133, 164, 172, 238, 250, 255, 291
 Antonius 245 f
 Apelt 59, 60 (64), 68 (68)
 Aphthonios 56
 Archimedes 17
 Aretin, Freiherr von 129
 Aristophanes 24, 250
 Aristoteles 54, 91, 148
 Arminius 223
 Arndt 221 (132), 280
 Arnoldt 23
 Augustus 244</p> <p>Bach (Jurist) 17
 Baco 71
 Baehrens 246
 Baer, K. E. von 125
 Bahrdt 27 ff, 43 ff, 56 f, 197, 274
 Baldinger 21 (17), 91
 Balk 17, 113, 119, 132, 139, 146, 148, 168, 179, 182 (112), 192, 193, 209, 235 (140)</p> | <p>Basedow 8 ff, 80
 Bayle 39 (40)
 Beck 80
 Beise 213 (125)
 Bekker, Immanuel 22, 35
 Bellermann 10 (9)
 Bentley 35 (36)
 Berg, F. R. von 137
 Bergmann, E. von 207 (121)
 Bernhardi, A. F. 282
 " F. 282
 " F. Th. 282
 Bertram 6
 Biedermann 110
 Bienemann, Fr. iun. 157 (94)
 " Fr. sen. 113 (84), 114 (85), 116 (86), 119 (87), 126 (91), 157, 303
 Biester 294
 Blumauer 131
 Blumenbach 92
 Boeckh 22, 44
 Boehlendorff 208, 211
 Boettiger 93, 107, 259
 Bonstetten 306
 Bouterwek 93
 Brandes 185
 Bremi 79, 81
 Brentano, M^{lle} 107
 Brutus 104
 Buchholtz 207 (121)
 Budberg 276 (159)
 Buhle 59 (63), 83
 Burdach 192, 234 (139)
 Bursian 249</p> |
|---|---|

- Bursy 34
 Busch 206 (120), 208
 Buttmann 74, 103, 298 (174)
- C**aelius 219
 Caesar 134
 Caffé 176
 Calvisius 123
 Carracci 220
 Carstens 313
 Catus 128
 Christ 17
 Ciampitti 246
 Cichorius 180 (111)
 Cicero 9, 16, 24, 35 (35), 45, 125, 129, 143, 238 f, 260, 290, 298
 Cicero der Jüngere 123
 Clossius 172
 Commodus 306
 Cordt 219, 275 (158)
 Cornelius Nepos 256
 Correggio 241
 Craffström 143, 212
 Cramer, A. W. 249
 " I. A. 8
 Creuzer 253
 Czartoryjski 276 (159)
- D**annenberg 296 (173)
 Daru 168
 Delbrück, Ferdinand 10, 18, 26, 32, 48 (53), 71, 72, 103, 195, 240, 311, 312
 " Friedrich 46, 102
 Deutsch 166 f, 214, 268
 Diederichs 270 (156)
 Dio Cassius 79
 Dionys von Halicarnass 60 (64)
 Doering 72
 Doppelmair, Korrespondent der Univ. 138, 179, 191, 217 f, 233 f, 235 (140), 261, 272 f
 " , Berta, seine Frau 117, 272
 Duentzer 188
 Dyk 99 (76)
- E**berhard 17, 19, 39 ff, 43, 54 ff, 60, 62 f, 84 ff, 99 (76), 189, 214
 Eberl 70
- Eckardt, Julius 112, 145, 203, 260, 287 (168)
 Eger, Karl 262 (152)
 Eggers 72
 Eichstädt 110 (83)
 Engel 40
 Erasmus 133 f
 Erdmann, Joh. Fr. 166 f, 224 (134)
 Ernesti 17, 56, 78
 Eschenburg 88
 Escher 172
 Euklid 18
 Ewers, Gustav 165 (97), 194, 202, 205, 221 (131), 225 (134), 234 (139), 247, 288 (168)
 Ewers, Lorenz 183, 210, 240
- F**alk 50 ff, 75, 86 ff, 107, 189, 311
 " seine Frau 52 f, 101
 Fea 246 (146)
 Felsberg 174
 Fernow 4, 312 f
 Ferrara 246
 Feuerbach, Anselm 101
 Fichte 90, 103, 107
 Fielitz 15 (14)
 Fischer, J. Fr. (Leipzig) 79
 Fischer, Joh. (Lübeck) 126 f
 Föhlisch 82
 Förster 55 f
 Forster, J. R. 26, 27 (24), 39, 55 ff, 93, 296
 Francke (Halle) 31 (29), 127
 Francke, Joh. Val. (Dorpat) 147, 160 f, 206, 244, 248 ff, 270, 297
 François, Luise von 281
 Fra Paolo 292
 Frauenstädt 101
 Frey 274
 Friedrich d. Gr. 25, 123, 217
 Frommann 101
 Frotscher 98
 Funk 8, 16 ff, 17 f, 70, 258
 Fuss, Nic. 131 (93)
- G**areis 176
 Garve 9, 46, 64, 65, 151, 238 (142)
 Gaspari 193

- Gellert 13, 17, 46, 87 f
 Gerhard 174 (107)
 German 132
 Gernet 206 (120)
 Gerstenberg 17
 Gessner 9
 Gibbon 178
 Glinka 224 (134)
 Goebel 288 (168)
 Goede 311
 Goerenz 71
 Goerres 222
 Goeschen 136
 Goethe 13 (13), 33, 50, 63, 86 f, 93, 107 f,
 110, 140 f, 227, 275, 297, 311 f
 Goethes Mutter 101 (78)
 Goetze, P. von 197 (117)
 Golizyn, Fürst 132, 197 ff
 Gorgias, Lehrer von Ciceros Sohn 123
 Grabbe 13
 Graefe 175, 249 (148)
 Gralath 95
 Grass, Karl 150, 278
 Gray, Johanna 130
 „ Thomas 88
 Grenzius 184
 Gries 75
 Grimm (die Brüder) 222
 Grindel 232 (138), 289 (169)
 Grisebach 100
 Gruber s. Jacobs-Gruber
 Gruter 41
 Guete 24
 Gurlitt 69 (70), 136
 Gustav Adolf 126
- H**adrian 54
 Haendel 168 (101)
 Hagedorn 88
 Harnack, Ad. 73, 275 (158), 293
 Hasse 176
 Hau 176
 Hayter 246
 Hecker 214
 Heeren 15, 47, 91
 Hehn, Viktor 145, 171, 173
 Heindorf 23, 36 (36), 73 f, 244, 257 f
 Heine 13, 314
- Heinrich, K. F. 249
 Heinse 105
 Heinze 99
 Hemsterhusius 20, 79
 Hengstenberg 312
 Henke 126
 Heraklit 215
 Herder 9, 90, 99 (76), 176
 „ seine Frau 107
 Hermann, Gottfried 13, 38 ff, 41 (44), 71,
 105, 135, 252, 294, 298
 Hermann, K. Th., Gymnasiallehrer in
 Dorpat 157 (94), 229 ff, 232 (138),
 238 (142)
 Hermes 214
 Herodian 35 (35)
 Herodot 134
 Heyne 14 ff, 17, 21, 30, 41 (44), 42 (46),
 47, 71, 77, 80 ff, 120 f, 136, 176 f,
 245, 257, 294, 305 f
 Hezel 92, 132, 146, 197 ff, 210, 234 (139),
 240, 242 f
 Hilmer 214
 Hippias 125
 Hirzel 36
 Hitzig, Ed. 280
 Hoerschelmann 297
 Hofmann, Elisabeth 289 (169)
 Homer 80, 264
 Horaz 9, 16, 70, 78 f, 128, 129, 149, 173
 Horn 180 f
 Hottinger 171
 Huber 136
 Humboldt, Alex. von 72
 „ Wilh. von 80, 257
 Hume 130
 Hupel 8
- I**ffland 291 (170)
 Immisch 135, 293 (172), 294
- J**acobs 72, 163
 Jacobs-Gruber 30 (27)
 Jaesche 29, 106, 141 ff, 160, 177, 209,
 233, 241, 260
 Jagemann, Caroline 90
 Jakob od. Jacob (Philosoph, Halle) 40,
 54 ff, 60, 76, 99 (76)
 „ (Schulpforta) 33 (32), 42 (46)

- Janicke 8
 Jean Paul 13, 94, 107
 Joerdens 189
 Junke 105
 Justi 92, 305
 Juvenalis 29, 53, 249

Kästner 93
 Kaibel 253
 Kaisarow 223
 Kalkreuth 102
 Kallinos 249
 Kaltwasser 72
 Kant 5, 9, 13 (13), 39 (40), 54, 61 (64),
 63 f, 65 f, 77, 84 f, 108, 109, 129,
 138, 151
 Karl August, Herzog von Weimar 108, 141
 Karneades 123
 Kaufmann 188
 Kern 33 (33), 297
 Kinkel, G. 171
 Kleopatra 245
 Klinger 50 (56), 114, 116 (86), 140 ff, 144,
 162, 185 ff, 224 (134), 280 ff, 308 f
 „ seine Frau 187, 238 (142), 271 f,
 310
 Klopstock 8, 13 (13), 88, 140 f, 144, 221 ff
 Klotz 23, 26, 78, 296
 Klügel 44 (48), 55 f
 Knapp 31 (29), 79
 Knebel 141
 Kneesebeck 218 (128)
 Knorring, Sophie von 282 f
 Koechly 171
 Koechy 184, 224 (134)
 Köhler, H. K. E. 149 f, 174
 Körte, Wilh. 11 (10)
 Kolbe 232 (138)
 Kotzebue 207, 291
 Kraffström s. Craffström
 Kraschenninikow 297
 Kraus, Theoph. 288 f
 Krause, Emilie 271 f
 „ J. Chr. (Historiker) 55
 „ (Prof. in Dorpat) 6, 22, 47, 88,
 113, 119 (87), 148, 165 (97),
 181 (111), 193, 198, 210, 218, 233,
 243, 254 f, 264 (153), 267 ff, 303

 Krause (Rektor in Hannover) 16, 98
 Kreyssig 246
 Kriehuber 176
 Krüdener, Juliane, Baronin 210, 238
 (142)
 Kruse 176
 Krusenstern 175, 282
 Kügelgen, Gerh. 151, 176, 204, 277 f
 „ Karl 151, 277 f, 281
 „ Konstantin 278 (161)
 „ Leo 176, 277
 Kühlstaedt 160, 255
 Kutusow-Smolensky 141

Lange, Mme 70
 Lauckhard (Laukhard) 27 ff, 44, 47 ff,
 56, 69
 Ledebour 184 (113), 291
 Lehmann, Mlle (Wiborg) 159
 Lehrs 95
 Leibnitz (Kanzlist) 178 f
 Leibniz 20, 39 (40), 237
 Lenz, Fr. D. (Oberpastor) 113, 240, 303
 Leo X. 235 (140)
 Leo, Fr. 176
 Lesedow, Minna von (Morgensterns Gat-
 tin) 53 (58), 270, 279, 289, 290
 Lessing 9, 40, 43, 88, 149
 Lichtenberg 85, 92 f, 170
 Liebau 296 (173)
 Lieven, Fürst 143, 165 (97), 200 f, 206 ff,
 288 (168)
 Lionardo da Vinci 312
 Liphardt 235 (140)
 Lipsius, H. J. 170 (103)
 Lobeck 253
 Locke 20
 Loder 244
 Loeschcke 174
 Loewenstern, von 144
 Lorey 21
 Lucanus 245
 Lucretius 113
 Lüdecke 40 (41)
 Luitse, Königin von Preussen 102 f, 220
 Lukian 70, 125
 Luther 133
 Lyddi, M.s Dienstmädchen 291

- Maass** 57 (60)
Machiavelli 235 (140)
Madai 213
Maedler 289 (169)
Mahne 295
Malmberg 174
Manteuffel, Graf (Kurator) 114, 116
 " Frau von, auf Zierau 284
Marc Anton 123
Marc Aurel 308
Maria Feodorowna, Kaiserinmutter 141, 286
Markus 44
Martreb 6, 167
Matthäus 44,
Maurer-Constant 81, 275 (158)
Meier, M. H. E. 170 (103)
Meinecke, Friedrich 227 (136)
Meineke, A. 95
Meiners 60 (64), 91, 185
Melanchthon 10 (9), 133
Mendelssohn 9, 40
Mendheim 282
Mengs 136 f
Menne 262 (152)
Menon 54
Mercklin 6, 15, 60, 121, 172 f, 174, 204, 241, 255
Merkel, Garlieb 274 f, 288 (168)
Messalina 57
Meyer, Heinrich 110
 " Karl Friedrich (Jurist) 132, 168 (101), 185, 196, 234 (139)
Michaelis 48 (51)
Mitscherlich 91, 93, 311
Mommsen, Theodor 171
Montanari 246 (146)
Montesquieu 55
Mozart, W. A. 291 (170)
 " seine Frau 70
Müller, Christian 285
 " Joh. von 32, 74, 81, 127, 140, 219 ff, 275 ff, 305 ff, 308
 " Lucian 20 (16)
 " (Kanzler) 190
Münchhausen 121
Münter 126
Müthel 214
Müthels Frau 240
Muretus 163
Napoleon I 100, 102 (79), 103, 219 f
Neander 206 (120)
Neff, Timoleon von 176
Neue 161, 167, 213, 288 (168), 297
Neumann, J. G. J. 224 (134)
Neumeyer 173 (106)
Newton 265
Nicolai 40, 103, 107
Nicolovius 102
Niebuhr, Carsten 17, 38, 39
Niemeyer 28 ff, 41, 44 (48), 51 f, 69, 80, 261 (152), 294
 " seine Frau 31, 52, 53, 75, 88, 99, 130, 311
Nikolaus I 212
Noesselt 31 (29)
Nonnos 212
Oken 101
Orelli 246 (146)
Osenbrüggen 169 ff, 213, 299
Otto 169, 299
Ovid 144
Pahlen, Baron von 212
Pareus 41
Parlemann 296 (173)
Parrot, Amalie 265, 307
 " Fr. iun. 271
 " G. Fr. 112, 113 f, 116 (86), 119 (87), 126 (91), 132 f, 139, 156 ff, 165 (97), 180 ff, 186, 193, 210 ff, 218, 226 (134), 231, 232 (133), 233, 237, 242, 260 ff, 289 (169), 303, 307, 308 ff. 314
Passow 100
Paucker 297
Paul (Kaiser) 5, 230, 303
Paulsen 9
Paulucci 168
Perewoschtschikow 161 (95)
Pergolese 70
Perrault 85
Persius 28, 122
Pestalozzi 157

- Petersen, Eugen 174
 Petersen, Karl 145 f, 220 ff, 237 f
 Petrarca 118, 311
 Pfaff, Chr. Heinr. 88
 „ Joh. Fr. (Mathematiker in Dorpat) 183
 Philippi 41
 Pichler, Caroline 88
 Pindar 163
 Platen 13
 Platner 49, 80, 94
 Plato 25, 60 ff, 125, 129, 135, 138
 Plinius d. Ä. 12, 55, 123
 „ d. J. 12
 Plutarch 45 (49), 134
 Pobowski 51
 Poeschmann 119, 146, 160, 178, 285
 Prange 53
 Prantl 10 (9)
 Preller 167, 172, 174, 212 f, 234 ff, 256, 288 (168)
 Purgold 160
 Pyrrhon 20
- Q**uintilian 29, 125, 129
- R**abirius 246 (146)
 Raeder 68 (68)
 Raffael 150, 202, 235 (140)
 Rambach 132, 157, 244
 Rasumowskij 199
 Raupach 140, 145
 Recke, Elise von der 208
 Recke-Napiersky 6
 Reimarus 9, 79
 Reinhard 91
 Reinhardt (Bedienter bei Koechy) 184
 Reinhold 313
 Reisig 31 (29)
 Reiske, Ernestine 159
 „ Joh. Jak. 78, 159
 Reiter 23, 37, 38, 80
 Reiz 17, 62, 77 f, 80
 Remmius Palaemon 42 (45)
 Retzer, Joseph von 105
 Reuss 91
 Richter, O. Fr. von 247
 Rieger 185 ff
- Riese 246
 Rink 106, 296 (173)
 Ritter, Heinr. 256
 Rosenberg 6, 232 (138), 288 (169), 289 (169)
 Rousseau 11, 65 (67), 71
 Rüdiger 55
 Ruhnkenius 19, 37, 62, 74, 80, 163, 168 f, 295
- S**ahlfeldt 296 (173)
 Sallust 246 (146)
 Salmasius 35 (36)
 Sandys 24, 174 f, 305
 Sappho 151
 Sartorius 208
 Savigny 170
 Sawadowskij 168
 Scharnhorst 102, 218 (128)
 Schaumann 92
 Schelling 103
 Schikaneder 229
 Schiller 63, 72, 87, 90, 104, 108, 312
 Schlater 176
 Schlegel, A. W. 73, 222
 „ Fr. 73, 78, 87, 93, 222
 Schleiermacher 10 (9), 64, 74, 240
 Schlichtegroll 72j ¹⁴
 Schlosser 61 (64)
 Schmid, Chr. Heinr. (Giessen) 92, 122, 301
 „ Georg 162 (96)
 „ Karl Chr. Erh. (Kantianer) 69 (70)
 Schmidt, Erich 23
 Schmöleck 87
 Schneider 78
 Schömann 170 (103)
 Schopenhauer, Adele 100
 „ Arthur 100 f
 „ Johanna 100 f, 279, 312 f
 Schrader 11 (11)
 Schroeder 21
 Schröter, Corona 90, 94, 108
 Schütz, Chr. G. 24, 48, 275
 „ seine Frau 37 (39)
 Schulz (Stadtmusikant in Dorpat) 132
 Schulze, Joh. Ludw. (Orientalist) 54, 55, 56, 69

- Schwab 13
 Schwabe 112, 174, 176
 Schwartz, J. Chr. (Riga) 125
 Segelbach 132, 148, 214 f, 224
 Semel 206 (130), 295
 Semler 24, 27, 31 (29), 47 ff, 56, 78, 240
 Seneca (Philosoph) 123, 253
 Senff 136, 271 (157), 303
 Seume 284, 312 f
 Sextus Empiricus 298 (174)
 Shakespeare 78
 Sintenis 15
 Sivers, Georg, Graf 280
 " von (Landrat) 232
 Skytte 126
 Snell 173, 285
 Sömmering 92
 Sokrates 84, 151
 Sonnenberg 220 (129)
 Sonntag 155, 160, 211, 221, 273 f
 Spalchaber 192 f, 231
 Spalding 40 (41), 258
 Spartan 54
 Spengler 128
 Spohn 249 (148)
 Spranger, Ed. 95 (74), 259, 286 (167)
 Sprengel, Kurt (Botaniker) 58 (60),
 75, 81
 " Matthias (Historiker) 55
 Stackelberg, Magnus von 174
 Steffens 46 (50), 69
 Stein, Charlotte von 94
 Steltzer 196
 Stephani 172, 174
 Stieda, Ludw. 15
 " Wilh. 6, 112, 167 (99), 213 (124)
 Stoffregen 281
 Stolberg, Fr. L., Graf 72
 Storch 281
 Strauch 110
 Strieder 301
 Struve, C. L. (Philol.) 160, 162, 190
 " F. G. W. (Astr.) 161
 Styx 209 (122), 289 (169)
 Süvern 23
 Sulzer 296 (173), 313
 Susemihl 61 (65), 64
 Synesius 151
Tacitus 29, 54, 98, 103, 222, 227 (135)
 Talma 104
 Tarnow, Fanny 144, 279 ff
 Taylor 40
 Teichmüller, G. 256
 Tennemann 64
 Tezel 235 (140)
 Theokrit 163
 Thiersch 29, 34
 Thimme 281
 Thraemer 6
 Thukydides 221 (130)
 Thunmann 26, 296
 Tiberius 98
 Tibull 77
 Tiebe 296 (173)
 Tieck 222, 282
 Tiedemann 59 (63), 92
 Tieftrunk 55 f
 Tiling 296 (173)
 Tischbein 91
 Titus 308
 Torquato Tasso 144
 Trajan 308
 Trapp 24, 27 (24)
Ueberweg 59
 Ulmann 212
 Ungern-Sternberg, von 113
 Uwarow 212
Vahlen 122, 125
 Varro 42 (45)
 Vater, J. S. 23, 35 (35), 54, 105
 Velleius Patereulus 58 (61), 77, 97 f
 Vergilius 54
 Vernet 108
 Vietinghof, von 229
 Villoison 42 (46)
 Vinicius 98
 Volkmann 212
 Voss 84 f, 253
 " Gräfin 102
Walter, Joh. 196 f
 Watson 296 (173)
 Weber, Mich. 195 f
 Weizsäcker 110 (83)

- Welcker 13, 252
 Weltzin, C. E. von 110
 Wendt 289 (169)
 Wiedemann 161
 Wieland 50 (56), 53, 61 (64), 76, 87 f,
 90, 93 f, 99, 107 f, 140, 222,
 296 (173)
 Wiggers 279 (163)
 Wilamowitz-Möllendorff, U. von 67, 253
 Wilhelm, Prinz von Preussen 102 f
 William (Williams) 231 (137)
 Wilmer 168 (101)
 Winckelmann 13 (13), 43 (47), 133,
 136 ff, 149, 258 f, 305 ff
 Wöllner, von 81, 214
 Wolf, Fr. Aug. 10 ff, 17, 21 ff, 32 ff, 44 ff,
 46 (50), 50, 53 ff, 63 (66), 67,
 69 (70), 71, 72 f, 76 ff, 99 (76),
 103, 122 ff, 149, 168, 189, 257 ff,
 286, 293 ff
 Woltmann 104
 Wolzogen, W. von 276 (159)
 Wytttenbach 19 f, 79, 80, 163
Xenokrates 135
 Xenophon 54, 71, 276
Zedlitz 25, 28
 Zeller 65 (67)
 Zelter 39, 103
 Ziegler 9
 Zielinski 45
 Zimmermann 114 (85)
 Zoega 140, 149
 Zoega-Manteuffel, Emilie von 278
 „ Marie Helene von 278

Sachverzeichnis.

Über die Bezeichnung der Fussnoten vgl. die Vorbemerkung zum Namensverzeichnis.

- A**delswunsch 230, 285
Adressen der Universität 115
Aktionsausschuss der Professoren 118
Als ob 65, 287
Amizistenorden 49
Antike, die und deutscher Patriotismus 228
Archäologisches Anschauungsmaterial 299 (175)
- B**andwurm in D. 288 (168)
Bardiete Klopstocks 222
Beiträge, Dörptsche 8, 150, 284
Bellum Actiacum 245 ff
Berufungen aus dem Ausland 273
Bibliothek der Univ. D. 5, 178 f, 314 f
Bleigiessen 262
Bouts-rimés 247
Briefe Ciceros 78
 „ M.s 16, 151, 260
 „ Platos 60 (64)
- C**atacaymos 54
Charkow 34 (34)
Christuskopf M.s 262, 283 f, 288
Comparativus Klopstockianus 144
- D**anziger Goldwasser 81
Deutsche Sprache 236 f
Dialog, philosophischer 36 ff, 72, 84, 312
Dichtung und Wahrheit 311 f
Disputationen 57 ff
Disputierübungen im Seminar 35, 92, 162
Disziplin der Studenten in D. 192 ff, 231 f
Doktoreid 239
Doktorgebühren 201
Domberg 5, 120, 314 f
- Domschule in Magdeburg 8 ff, 279 (163)
Dorpat Höhle der Fama 254
Druckfehler in D. 184
- E**hen zwischen Professoren und Adel 233 f
Ehestiftungsversuch Klingers 280 f
Einfalt, edle 71, 254
Einquartierung bei Professoren 184
Einweihung des Univ.-Gebäudes 268
Elenktischer Charakter der plat. Dia-
loge 69 (68)
Eloquenzprofessur 23 ff, 153 ff, 295 ff,
300 ff
Engelsbrücke 212
Englische Erziehung 155 ff
Ephesinische Kirche 139, 168 (101)
Epistolae virorum clarorum 130
Estnische Bibel 127
Estnische Sprache 161, 166 (98),
237 (141)
- F**euertlarm in Halle 50 (56)
Finnland 158 f, 236 f
Formaler Wert des Sprachstudiums 154
Französische Sprache 237, 271 f
Freimaurer 210
Furor divinus des Poeten 68 (68)
- G**artenanlagen 6, 173 (106)
Gehalt der Professoren in D. 175, 194,
206 f
Gelehrte estnische Gesellschaft 176
Gerichtbarkeit, akademische in D. 193 f
Geschichtliches Denken 135, 137, 155,
205, 259, 267

- Geselligkeit 135
 Gesellschaft der Wiss. zu Göttingen 93, 306
 Gesellschaftliche Stellung der Professoren 233
 Giessen 92, 301
 Gleichberechtigung der 4. Fakultät 163
 Göttingen 92 f
 Goldmachen 48
 Gothaer Gymnasium 72
 Griechische Ode auf die Univ. D. 147 f
 Grundsteinlegung der Univ. D. 303 f
 Gymnasiallehrerstand 21 f
- H**asenjagd 103
 Hausbau in D. 242
 Heiraten oder nicht Heiraten? 105 f, 118, 306 f
 Herculaneum 244 f
 Historische Professur in D. 162, 288 (168)
 Humanismus und Philologie 293 ff
- I**ndex 78
- J**aeger in Göttingen 194
 Jurisprudenz, elegante 169 ff
- K**asan 166 (98), 224 (134)
 Kegelbahn 211
 Kitten eines Krückstocks und Europas 264
 Klasseneinteilung fehlt in der Magdeburger Domschule 9, 17
 Klatschereien 182, 254
 Kolleghefte Wolfs 82
 Kollegienfrequenz in D. 187
 Kosmopolitismus 219, 238
 Kronstipendiaten der Medizin 225 (134)
 Kupferstechen 53, 136, 172
- L**andwirtschaft und Latein 165 (97)
 Latein als Sprache der Univ. 163, 300
 Lateinfrage 164 ff
 Lateinischsprechen 9, 47, 56, 58, 92, 168 f, 237, 274
 Latinität 34
 Lehrereinstitut 160 f
 Lehrerseminare 274
- Leibeigenschaft 109, 158, 195, 231 (137), 235
 Leipzig 49
 Lektionskatalog 265, 268
 Lettische Bibel 127
 Lettische Sprache 231 (137), 237
 Lettische Taubstummenlehrerin 231 (137)
 Liebesverhältnisse in Wirklichkeit und als Vehikel der Poesie 311
- M**ädchenbildung 159
 Männerfreundschaft 114, 137, 305 ff
 Magistereid 239
 Magisterprüfung 54 ff
 Magister- und Dokortitel 70
 Marburg 92
 Medizin ars muta 54, 296 (173)
 Medizin, elegante 166 f
 Medizin und lat. Sprache 164 ff
 Militarismus 216 ff
 Mitauer akad. Gymnasium 296 (173)
 Mnemonik 128 f
 Münzen 129
 Musik in D. 133
- N**aturrecht 169
 Naumburger Dom 72
- O**rden 150, 286, 287 (168)
- P**ädagogik und Philologie 25
 Paradoxa Ciceros 130
 „ des platonischen Staates 66
 Pferde der Univ. D. 133
 Philanthropinisten 9, 154
 Philosophie als Schulfach 9, 153, 155
 Philosophie und Philologie 19 f, 73, 295
 Pietismus in D. 238 ff
 „ in Halle 49 (54)
 Platos Menon 67 ff
 „ Staat 63 ff
 Plimplamplasko 188
 Plural 253
 Poetik des Aristoteles 91
 Polemik 41 ff, 149, 250 f
 Pompejanischer Stil 176
 Predigtprogramme 50 (56)
 Preussentum 216

Professoreninstitut in D. 162 (96)
 Propaganda für die Univ. D. 191

Rationalismus bei Plato und Rousseau
 66 f

Rednerwahl in D. 131 f

Reifeprüfung 11, 70, 167

„ im Russischen 225 (134)

Reise als remedium amoris 310

Reisekosten 290 (170)

Reitkunst 70

Religion 43 ff, 238 ff

Rheinbund 220 f

Rhetorik 47

Rhetorik bei Plato und Rousseau 66 f

Russische Hornmusik 133

Russische Sprache 161 (95), 223 ff, 237

Scharwache in Halle 194

Schauspieler und Schauspielkunst 103 f,
 173, 291

Schiessgewehr als Ersatz der Beredsam-
 keit 169

Schneiderpromotion in D. 195

Schulaufsätze, deutsche und lat. 17 f

Schuldeklamationen, Schuldramen,
 Schulreden 17

Schwedische Univ. zu D. 126 ff

Seminar, philologisches in D. 161 ff

„ „ „ Göttingen 92

„ „ „ Halle 25, 35,
 92

Sprachrichtigkeit, deutsche 17, 189, 237

Stallfütterung, gelehrte 170

Statuen als Bibliotheksschmuck 179

Statuten der Univ. 115, 182

Strategische Entwürfe Parrots von
 Krause? 218, 264 (153)

Studia illiberalia 53

Tabulae gratulatoriae 169, 215, 304

Testament M.s 279 (163)

Textkritik 35, 79, 258

Theologie und Philologie 24 ff

Thesen bei Disputationen 57 f

Titel 286 ff

Trikothemden 235 (140)

Übersetzungen von Klassikern 17, 154

Umfang der Philologie 295 ff

Univ.-Gebäude in D. 129, 231 (137), 268

Utopie bei Plato und Rousseau 67

Verbindungen der Studenten 193 f

Verecundia sui 65, 287

Vermittlungstendenzen zwischen Ost und
 West 213 (125), 236

Waisenhaus zu Halle 25

Wallenstein Schillers 87, 108

Wetter in D. 179, 265

Wiborger Schulwesen 158 f

Wilhelm Meister 50 f, 87, 99 (76)

Wohnungen M.s in D. 291 (171)

Xenien von Goethe und Schiller 40, 72,
 99 (76)

Zensur der Univ. 151 f

Zersplitterung 176 ff, 257, 313 f

Zipperlein 210, 224, 268.

Die Universität Dorpat zu M.s Zeit.

Übersicht über Lehrstühle und ihre Vertreter¹⁷⁷⁾.

I. Theologische Fakultät.

1. Systematische Theologie: Lorenz Ewers (1802—1824), Sartorius (1824—1835).
2. Praktische Theologie: Böhlendorff (1802—1823), Lenz (1823—1829), Walter (1830—1834), Ulmann (1835—1842).
3. Exegese: Hezel (1802—1820).
4. Kirchengeschichte: Horn (1804—1810), Segelbach (1810—1823), Busch (1824—1849).

II. Juristische Fakultät.

1. Livländisches Provinzialrecht: Müthel (1802—1812), Steltzer (1815—1818).
2. Est- und finnländisches Provinzialrecht: Koechy (1805—1817).
3. Civil- und Kriminalrecht: Meyer (1802—1817).
4. Russisches Recht: J. G. J. Neumann (1811—1814, 1818—1826).
5. Römisches und bürgerliches Recht: Otto (1832—1857).
6. Kriminalrecht und Kriminalprozess: Clossius (1824—1837), v. Madai (1837—1842), Osenbrüggen (1843—1851).
7. Staats- und Völkerrecht, Politik: G. Ewers (1826—1830).

III. Medizinische Fakultät.

1. Anatomie: Burdach (1811—1814), Cichorius (seit 1804 Prosektor, Prof. 1814—1827).
2. Physiologie: Fr. Parrot iun. (1821—1826), Joh. Fr. Erdmann (1827).
3. Pharmakologie (Materia medica und Diätetik): Styx (1802—1826).
4. Klinik: Balk (1802—1817), J. F. Erdmann (1817—1823, 1828—1843, s. oben unter Physiologie).
5. Gynäkologie: Deutsch (1804—1831).

¹⁷⁷⁾ Die Liste, die sich auf die in der Darstellung vorkommenden Persönlichkeiten beschränkt, wird dem Leser willkommen sein. Zu beachten ist, dass, zumal in der juristischen und medizinischen Fakultät, die Grenzbestimmungen der Katheder flüssige sind, den hier gewählten Bezeichnungen also nur eine relative Gültigkeit zukommt (vgl. Clossius, Madai, Osenbrüggen, Erdmann).

IV. Philosophische Fakultät.

1. Philosophie: Jaesche (1802—1839).
 2. Klassische Philologie I (und Eloquenz): Morgenstern (1802—1836), Preller (1838—1843), Stephani (1846—1850), Mercklin (1851—1864).
 3. Klassische Philologie II: Francke (1821—1830), Neue (1831—1861).
 4. Russische Sprache und Literatur: Glinka (1803—1810), Kaiserow (1810—1812), Wojeikow (1814—1820), Perewoschtschikow (1820—1830).
 5. Allgemeine Geschichte: Poeschmann (1802—1812), Kruse (1828—1853).
 6. Russische Geschichte: Gaspari (1803—1809), G. Ewers (1810—1826, s. oben unter Staatsrecht, jur. Fakultät).
 7. Kameralwissenschaften: Rambach (1802—1826).
 8. Mathematik: Pfaff (1804—1809).
 9. Astronomie: Struve (1813—1839), Maedler (1840—1865).
 10. Physik: G. Fr. Parrot (1802—1826), Fr. Parrot (1826—1841, s. oben unter Physiologie, med. Fakultät).
 11. Chemie: Grindel (1804—1814), Goebel (1828—1851).
 12. Allgemeine Naturgeschichte: German (1802—1809).
 13. Botanik: Ledebour (1811—1836).
 14. Landwirtschaft und Technologie: Krause (1802—1828).
-

Inhaltsverzeichnis.

Einleitung	5
I. Magdeburg (1770—1788)	7
Beilagen	14
II. Halle (1788—1798)	19
Beilagen: A. Wolfiana	76
B. Heyniana	83
C. Eberhardiana	84
D. Falkiana	86
E. Tränen	88
F. <i>Eiς έαυτόν</i>	88
G. Reisen	90
III. Danzig (1798—1802)	95
Beilagen (Reisen, Goethe, Athenaeum)	107
IV. Dorpat (1802—1852)	112
1. Erste Eindrücke	112
2. Programmatarium	121
3. Orator	131
4. Poeta	143
5. Elegantiarum arbiter	148
6. Der Lehrer und Schulmann	152
7. Der akademische Geschäftsmann	176
8. Der Umschwung	203
A. Universitätsverwaltung	206
B. Der nationale Gedanke	216
. Religion	238
D. Universalismus	241
9. Philologus	244
10. Freunde und Korrespondenten. Persönliches	259
Schluss	293
Beilagen: 1. Grundsteinlegung des Universitätsgebäudes	303
2. Tabula gratulatoria der Juristenfakultät	304
3. Zur Winckelmannrede	305
4. Zur Vorgeschichte der italienischen Reise	308
5. Lektüre	311
6. M. an Parrot über die Domruine	314
Namensverzeichnis	316
Sachverzeichnis	324
Die Universität Dorpat zu M.s Zeit	327

Errata.

S. 175 Z. 1 v. o. lies Graefe statt Graef.

S. 227 Anm. 136 lies Meinecke statt Meineke.

S. 259 Z. 11 v. u. lies vor der Überschrift 10 statt 7.
